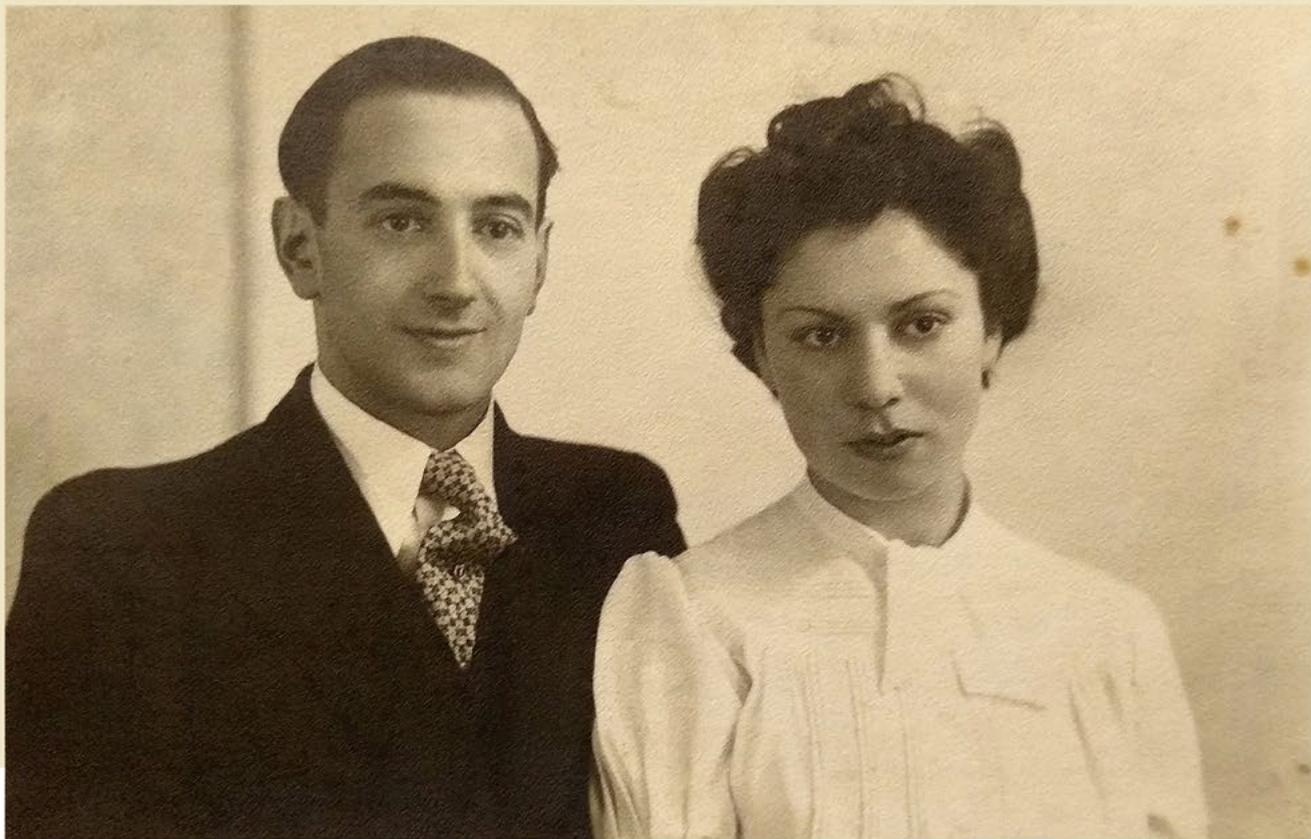


Frank Kauwertz

Band 2 Die drei
Eisheiligen



Shalom – der Traum von Frieden,
Liebe und Glück

Umschlagabbildung
Hermine und Walter Bonn zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit
1942 in Venlo /NL.

Aus dem Besitz von Eva und Rami Noach, Israel.
© Yad Vashem, Photo Archive, Jerusalem

„Die drei Eiseiligen“ Band 2
Shalom – der Traum von Frieden, Liebe und Glück
Frank Kauwertz (HG.) Erstellungsjahr 2020

© Frank Kauwertz, Nettetal
Redaktion: Daniele Fettweis, Alano Publikationsservice, Aachen
Gestaltung: Ruth Schöpke, Pepperscreen, Aachen
Fotostudio Faahsen, Nettetal-Hinsbeck
Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Vorwort

Die wahren Werte des Lebens und Glaubens 5

Ruth Harf – von Gerrit van der Vorst

Das kurze Leben der kleinen Ruth aus Kaldenkirchen 7

Die Familie Sigmund Zanders aus Lobberich 10

Edit Silber, Buenos Aires (Edith Zanders, Lobberich)
Ich bin dankbar, dass ich in Argentinien überleben konnte 12

Keith Saunders, London (Kurt Zanders, Lobberich)
Tatsachen und Streiflichter, die aneinander gereiht unsere
Geschichte ausmachen 47

Ola Saunders, London (Karola Wolf, Krefeld)
Glückliche Jahre in London dank „Citizen Kane“ 56

Curt Blochs Magazine „SECRET SERVICE“ für Cobra und
„HET ONDERWATER-CABARET“ für den Untergrund in Enschede 74

Briefe zwischen Sigmund, Jenny und Helmut Zanders
in Krefeld und Edith in Buenos Aires 89

Briefe zwischen Edith in Buenos Aires, Kurt in Krefeld
und London sowie Freunden in aller Welt 109

Die Familie Klaber aus Breyell

Fritz Klaber – Der weite Weg ins Heilige Land 171

Werner Stertzenbach – Widerstand und Fluchthilfe
mit Fritz Klaber im Lager Westerbork 191

**Die Familien Bonn und Keizer, Kaldenkirchen und Venlo
Ehrenwert, tapfer, menschlich**

Shalom – Frieden, Gott segne Euch	197
Bericht von Louis de Wijze über die Deportation seiner Familie in das Lager Westerbork	208
In der Gewalt der deutschen „Herrenrasse“ Hans Bonn – Zeugnis von den Konzentrationslagern	218
Bericht von Theo van Wouden über die KZ- und Zwangsarbeiter im Metallwerk Spaichingen/Baden-Württemberg	227
Walter Bonn – Auschwitz I und III	231
Bericht von Louis de Wijze über die Zeit als Häftling in Auschwitz, Stammlager und Monowitz	231
Primo Levi begegnet Walter Bonn im Krankenbau Monowitz	238
Hermine (Mimi) Bonn-Hertz – Auschwitz I, Block 10	242
Hans-Joachim Lang „Die Frauen von Block 10“ Auszug aus der Dokumentation	246
Vielen Dank – Thank you so much	271

Vorwort

Die wahren Werte des Lebens und Glaubens

Die Dokumentation „Die drei Eisheiligen“ Teil 2 umfasst Geschichten und Beiträge über Schicksale der jüdischen Familien:

Harf, Kaldenkirchen,

Zanders und Wolf, Lobberich und Krefeld,

Klüber, Breyell,

Bonn und Keizer, Kaldenkirchen und Venlo.

Hinzu kommen viele eindrucksvolle Fotos, Dokumente und Quellen, die die folgenschwere NS-Zeit in ein immer klareres Bild setzen. Die im Laufe der Bearbeitungszeit zusammengetragenen Unterlagen und neuen Informationen führten auch zu einer Überarbeitung und Ergänzung des Teil 1 der „Die drei Eisheiligen“.

Die Erstauflage des Buches „Die drei Eisheiligen“ erschien 1999. 2004 folgte die zweite, aktualisierte Auflage der umfangreichen Dokumentation. Warum nun – 16 Jahre später – eine Fortsetzung? Die stärkste Motivation dazu war die überaus positive Resonanz, die das bisherige Werk bei den Überlebenden, Zeitzeugen, interessierten Lesern und Institutionen im In- und Ausland gefunden hat. Besonders eindrucksvoll in Erinnerung geblieben sind mir die mit meiner Frau Almuth besuchte Feier zum 100. Geburtstag von Siegfried Sanders in Oakland/California 2003, Besuche in Israel und Besuche von Freunden aus Israel bei uns. Bemerkenswert und eine große Freude war zudem im Juni 2017 die Aufführung des Theaterstücks „Die drei Eisheiligen“ durch Schüler des Gymnasiums Zitadelle in Jülich.

Über die Rezeption des Buches vertieften sich bestehende Kontakte und neue entstanden. Ein

besonderes Ereignis war im Januar 2008 die Ehrung von Theo van Wouden im niederländischen Helmond für die Rettung von Hans Bonn durch Yad Vashem, der in Jerusalem ansässigen zentralen Holocaust-Gedenkstätte. Als Ehrengäste konnten wir Eva und Rami Noach aus Israel begrüßen, die auch im Venloer Rathaus empfangen wurden. Eva war in erster Ehe mit Hans Bonn in Venlo verheiratet, Sohn Rami wurde als René Bonn 1947 in Venlo geboren. Die weitere Beschäftigung mit dem Schicksal der Familien Bonn und Keizer brachte viele neue Erkenntnisse, die im nun vorliegenden zweiten Teil berücksichtigt werden konnten.

Von besonderer Bedeutung bleibt unser Besuch 2009 bei Rolf Grunewald und Edit Silber in Buenos Aires, Argentinien. Durch Edit konnte zudem ein herzlicher Kontakt zu ihrem Bruder Keith und seiner Frau Ola Saunders in London herbeigeführt werden. Edit und Keith wurden als Edith und Kurt Zanders in Lobberich geboren, Ola (Karola Wolf), stammt aus Krefeld. Ihre unterschiedlichen Geschichten sowie das umfangreiche Briefmaterial werfen ein besonderes Licht auf die NS-Zeit und ihre Folgen für alle Familienangehörigen und Freunde.

Durch den persönlichen Kontakt zu Jack und Bracha Klüber in Israel entstand ein eindrucksvoller Bericht über die Familien Jacob und Fritz Klüber, die bis 1933 friedlich in Breyell lebten. Maximilian Zanders aus Lobberich und Jacob Klüber waren maßgeblich am Bau der Breyeller Synagoge und dem Dienst in der Gemeinde beteiligt. Der Weg von Fritz führte über das KZ Dachau

nach Holland in das Lager Westerbork, das vom holländischen Staat für die Unterbringung von Flüchtlingen errichtet und ab 1942 von der deutschen SS für Deportationen in den Osten übernommen wurde.

Gerrit van der Vorst, geb. 1946 in Venlo, publizierte in den Jahren 2014 und 2016 zwei bedeutende niederländische Bücher mit den Themen „Die Grenzstadt Venlo und die Judenverfolgung“ sowie „Acht Geschichten über Einzelschicksale verfolgter Juden in Nord-Limburg“. Hintergrund seiner umfangreichen und kritischen Recherchen: 1. Der Vater war ab 1942 während der deutschen Besatzung Polizeibeamter in Venlo. Über diese Zeit hat er nie mit seinem Sohn gesprochen. 2. Die tragische Geschichte von Mary Winnik (10) und Annie Koekoek (8), die in dem Dorf Velden versteckt waren. Sie wurden im Juli 1944 von niederländischen NS-Handlangern aufgespürt, verhaftet und tagelang inhaftiert in einer Zelle des Venloer Polizeireviere mit der Begründung „Jood“ (Jude), bevor sie über das Lager Westerbork weitertransportiert und in Auschwitz ermordet wurden.

Die wichtigen Dokumentationen von Gerrit van der Vorst sind erschreckend. Sie zeigen den enormen Einfluss des politisch und militärisch übermächtigen Nachbarn Deutschland „von der Maas bis an die Memel“ in der Zeit von 1933 bis Kriegsende 1945. Das gilt besonders für die Zustände in Venlo und Limburg als Grenzregion und Schauplatz großer Flüchtlingsströme Richtung Niederlande, ausgelöst durch die Gewaltexzesse in Deutschland.

Nach dem Überfall auf die Niederlande im Mai 1940 und der sofortigen Kapitulation gelang es den deutschen Machthabern, auch zum Teil holländische Bürgermeister, Beamte, Polizei, Marechaussee, etc. durch Raffinesse, Arglist, Täuschung, Bedrohung oder aber auch Überzeugung an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu beteiligen. Dem Volk spielte man vor, die Juden könnten das Land mit einem „Antrag auf Genehmigung zur Auswanderung“ bei einer „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in Amsterdam regulär verlassen. In Wirklichkeit wurde Holland „judenfrei“, indem mehr als 100.000 Menschen über das Lager Westerbork mit Transportzügen direkt in die deutschen KZ deportiert wurden.

Das änderte allerdings nichts daran, dass das niederländische Volk grundsätzlich gegen die Aggressoren und deutsche NS-Diktatur eingestellt war, und viele unserer jüdischen Bürger in Holland Schutz suchen, in andere Länder auswandern, untertauchen und überleben konnten.

Angesichts der Dimension der Transporte aus ganz Europa nach Auschwitz ist es erstaunlich, dass es noch Lebenszeichen und Impressionen von unseren ehemaligen Bürgern aus den hiesigen jüdischen Gemeinden inklusive Venlo gibt. Dies beruht in erster Linie auf Zeugenaussagen von Überlebenden und Spuren, die die Täter hinterließen.

Die umfangreiche Forschungsarbeit von Gerrit van der Vorst bildet auch die Basis von Teil 2 im Hinblick auf Ruth Harf und die Erlebnisse der Familien Bonn und Keizer nach ihrer Flucht aus Kaldenkirchen über die Grenze.

Louis de Wijze beschreibt die Zustände 1942 bei der Ankunft seiner Familie im Lager Westerbork und die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter in Auschwitz-Monowitz. Er ist ein Enkel von Sybilla de Wijze-Devries aus Kaldenkirchen und in beiden Lägern zur gleichen Zeit inhaftiert wie Walter Sanders aus Lobberich.

Eine der lebensfeindlichsten Stätten des KZ ist der Häftlingskrankenbau Buna Werke Monowitz. Hier trifft Primo Levi „einen freundlichen und recht gebildeten Holländer“.

Hans-Joachim Lang befasst sich in seiner ergreifenden Dokumentation mit Block 10 des Stammlagers, „einem wenig erforschten Kapitel in der Geschichte von Auschwitz“. Eine große Zahl der hier inhaftierten jüdischen Frauen wird ab August 1943 aus den Transporten von Westerbork selektiert. Der Blick hinter die Kulissen des Backsteingebäudes, in dem zeitweise mehr als 400 Frauen eingesperrt sind, schockiert und berührt extrem zugleich. Die Betroffenen brauchen nach ihrer Ankunft eine ganze Zeit, um zu realisieren, was hinter diesen Mauern passiert. Der Leser wird in die besondere Situation

von Block 10 versetzt und mit der Würde und Menschlichkeit dieser jungen Frauen konfrontiert. Das wunderbare Fotomaterial aus besseren Zeiten in den Niederlanden steht in einem starken Kontrast zu den Aussagen der Zeitzeuginnen. Dies führt zur Nähe und tiefen Verbundenheit mit den Opfern.

Die neu entstandenen Kapitel unterstreichen das Streben nach Erinnerung und Gedenken, denn das sind wir den Opfern schuldig! Mein Mitgefühl und Respekt gilt unseren ehemaligen jüdischen Bürgern und allen wehrlosen und unschuldigen Opfern für ihre vorbildliche Haltung und Einstellung. Diese Menschen verkörpern für mich die wahren Werte des Lebens und Glaubens.

„Die drei Eisheiligen“ Teil 2 war eine große, spannende Herausforderung, begleitet von vielen positiven Überraschungen und starken emotionalen Zeiten. Dies gilt auch besonders für die intensive Zusammenarbeit mit Daniele, Ruth und Angelika in Aachen, denen ich von Herzen danke!

Ich bin dankbar für das große Vertrauen, das uns die Überlebenden, ihre Angehörigen und Nachkommen und so viele Menschen entgegengebracht haben.

Juni 2020

Frank Kauwertz

Das kurze Leben der kleinen Ruth aus Kaldenkirchen



Sophie Cohen-Kleermaker mit Ruth Harf in Venlo.

Der Text wurde übersetzt aus dem 2016 publizierten Buch von:

Gerrit van der Vorst EEN DIEPZWARTE SLUIER De grensplaats Venlo en de jodenvervolgung

Seite 155

Vluchtelingenhulp en een „Reclame-Zuigeling“

Der „Reklame-Säugling“ aus Kaldenkirchen

Am 19. November 1938 gibt es jedoch wenig zu relativieren. Am Tag zuvor spielt sich nämlich am Venloer Bahnhof ein Flüchtlingsdrama ab, das viel Staub aufwirbelt. Die Sache kann der lokalen Presse nicht entgangen sein, aber die verliert darüber kein Wort. Am Freitag 18. November kommt mit einem Zug aus Deutschland eine Frau an mit einem jüdischen Baby aus Kaldenkirchen. Das Baby ist natürlich nicht auf eigene Faust gekommen, und nach den Buchstaben der Einreisebestimmungen muss ihre Begleiterin das Kind wieder mit nach Deutschland zurücknehmen. Dies ist dann auch der Standpunkt der diensthabenden Grenzbeamten auf dem Bahnhof. Es entsteht Bestürzung, es wird gebettelt und gefleht, und nach längerer Verhandlung darf das kleine Mädchen letztendlich vorläufig bleiben. Das „Zaans Volksblad“ berichtet kritisch von „Vier Stunden Verhandlung über einen Säugling“:

Um halb zwei kam aus Kaldenkirchen der deutsche Zug an mit einem Baby von acht Monaten in Begleitung einer unbekanntenen Frau. Diese hatte die Kleine übernommen von ihrer Mutter, die sie nicht länger versorgen konnte. Die (Kaldenkirchener) Nazis hatten bei ihr alles kurz und klein geschlagen und ihren Mann, Vater und kranken Bruder im Anrather Gefängnis eingelocht. Der einzige Besitz, ein Sparbuch auf Namen des Kindes mit 51 Mark Guthaben, war gestohlen worden.

Nach ungeheuren Bemühungen ist es geglückt, den Säugling in den Niederlanden aufzunehmen. Anfangs weigerte sich der Beamte, die Kleine passieren zu lassen. Durch Vermittlung des örtlichen jüdischen Komitees sowie verschiedener Personen, die sich spontan um den Fall kümmerten, gelang es nach vier Stunden

in Abstimmung mit Den Haag, eine Genehmigung für die Aufnahme der Kleinen in unserem Land zu bekommen.

Wir wollen nicht versuchen, die nervöse Spannung am Venloer Bahnhof zu beschreiben. Jeder war tief gerührt von diesem tragischen Fall, der wirklich nicht für sich alleine steht. Eine große Freude machte sich breit bei allen, auch den Beamten, nachdem die Verhandlungen von Erfolg gekrönt waren.

Soll es nun nicht möglich sein, dass Den Haag den Grenzbeamten etwas mehr Freiheit lässt, um solche Fälle mit einigem Ermessensspielraum zu behandeln? Wozu ist all diese Qual nötig?

(Nach späterer Auskunft von Gerrit van der Vorst haben Recherchen ergeben, dass es sich bei der Begleiterin um Regina Keizer-Bonn handelt, Schwester von Alex Bonn, Ehefrau von Jacques Keizer, Venlo, beide holländische Staatsbürger.)

Das Baby ist die acht Monate alte Ruth Harf aus Kaldenkirchen. Ihre Eltern sind Simon Harf und seine Frau Lina, geb. Sanders. Vater und Bruder von Lina sind Gustav und Sally Sanders, alle Steylerstrasse 11.

Simon Harf wird am 10. November mit anderen jüdischen Männern aus Kaldenkirchen festgenommen und kurz darauf in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Mehrere alte Leute, Frauen und Kinder der jüdischen Gemeinde sind danach gezwungen, zusammengepfercht in einer Oberwohnung das weitere Geschehen abzuwarten. Acht Tage nach den Gewalttaten und Verwüstungen werden sie dort erneut überfallen von angetrunkenen Nazis aus der Stadt, die alles kurz und klein schlagen. In Panik springt die 77-jährige Berta Lion aus dem Fenster der

Wohnung. Lina und Else Lion versuchen noch, sie am Kleid festzuhalten, aber sie rutscht hindurch und fällt auf den Hof. Dabei zieht sie sich einen komplizierten Beinbruch zu. (Siehe Kapitel Else Heymann, „Ich denke jeden Tag an Max und Hedi“, Seite 144)

In dem Chaos ist es für Lina Harf-Sanders nicht mehr möglich, ihr Baby zu beschützen und zu versorgen. Daher beschließt sie, die kleine Ruth in Sicherheit bringen zu lassen. Aber so einfach ist das nicht. Vor allem Philip Cohen muss im Namen des Venloer Flüchtlingskomitees vier bis fünf Stunden mit den zuständigen holländischen Behörden in Den Haag verhandeln, bevor das Mädchen vorläufig bleiben kann.

Das „Zaans Volksblad“ kritisiert das Prozedere ein paar Tage später noch mal und weist dann mit Nachdruck darauf hin, dass Ruth Harf eine Ausnahme ist:

Dieses Würmchen ist die Einzige, die hier 'ohne Papiere' über die Grenze gelangt ist. Eine Art 'reclame-zuigeling', um unseren guten Willen zu beweisen.

Die kleine Ruth wird als Flüchtling registriert und bekommt vermutlich eine erste Bleibe bei der Familie Cohen-Kleermaker, Hertog Reinoudsingel 82 in Venlo. Dort kommen auch zeitweilig der frühere Oberrabbiner von Krefeld, Dr. Arthur Bluhm, und seine Ehefrau Hannah Heimann unter. Bluhm wird am Tag nach dem Nazi-Terror in Krefeld festgenommen und anschließend drei Wochen in Dachau inhaftiert. Am 9. Dezember 1938 kommt er frei und flüchtet zwei Wochen später mit seiner Frau nach Venlo. Dort erfährt er im Februar 1939, dass er als Rabbiner in den USA anfangen kann. Das Ehepaar Bluhm-Heimann reist im Frühjahr weiter.

Das kurze Leben von Ruth Harf

Wo Ruth die nächste Zeit bleibt, ist unklar. Ab 18. Februar 1939 ist sie registriert unter der Adresse Hertog Reinoudsingel 67. Herbert Cohen (geb. 1930) erinnert sich später, dass im Hause Cohen fast täglich Flüchtlinge auf der Durchreise beköstigt wurden oder übernachteten:

mit Ausnahme eines Babys, das sechs Monate blieb und danach ihre eigene Mutter nicht mehr erkannte.

Das deutet darauf hin, dass Ruth sich die ganze Zeit bei der Familie Cohen-Kleermaker aufhielt. Wie dem auch sei, im Frühjahr 1939 verschwindet sie wieder aus Venlo. Der später berüchtigte Leiter der holländischen Reichs-Einwanderungsbehörde, Jacob Lentz, leitet daraufhin eine nähere Unter-

suchung ein nach dem Verbleib des Kindes. Es folgt eine längere Korrespondenz mit der Stadt Venlo, die Lentz erst am 19. Juli 1940 beendet mit Anweisungen zur Registrierung des jüdischen Flüchtlings Ruth Harf in den Niederlanden. Inzwischen wird dann bekannt, dass das Kleinkind zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder nach Deutschland zurückgebracht worden ist.

Nachforschungen ergeben, dass der „Reklame-Säugling“ von der niederländischen Flüchtlingshilfe wieder mit seinen Eltern in Kaldenkirchen zusammengeführt wird. Vater Simon Harf ist zurückgekehrt aus dem Konzentrationslager Dachau. Bis 10. Dezember 1941 muss er bei der Müll-

abfuhr niedere Arbeiten verrichten. An diesem Tag werden Simon, Lina und die kleine Tochter deportiert. Sie landen in Lettland, im Ghetto von Riga.

Simon Harf wird zu einem unbekanntem Zeitpunkt umgebracht. Sind seine Frau und Tochter noch im Ghetto? Anfang November 1943 müssen die Gefangenen nach ihrer Rückkehr von der Arbeit erleben, dass alte Leute, Kinder und die Frauen, die sie betreuen, abgeholt worden sind. Ruth und ihre Mutter Lina sind dann auch verschwunden. Wann und wo genau sie ermordet werden, ist nicht bekannt, aber ziemlich sicher ist, dass Ruth Harf nicht älter als vier Jahre geworden ist.

Der Autor dankt Gerrit van der Vorst, Niederlande für das zur Verfügung gestellte Foto aus dem ursprünglichen Besitz von Herbert Cohen, Lochem/NL.

Die drei Eisleiligen, Teil 1: Umfangreiche Informationen über das Leben und Schicksal der Familie Gustav Sanders sowie Tochter Lina, Ehemann Simon Harf und Töchterchen Ruth sind in den Kapiteln Else Heymann (ab Seite 141) und Familien Sanders und Harf (ab Seite 183) enthalten. Weitere Fundstellen werden angezeigt im Personenindex auf Seite 517.

Die Familie Sigmund Zanders aus Lobberich



Edith und Kurt Zanders 1921.

Einleitung

Im Jahre 2001 schrieb Edit Silber aus Buenos Aires: „Ich wurde am 21. Februar 1914 in Lobberich geboren und habe Dokumente, die beweisen, dass die Familie meines Vaters Sigmund Zanders und unsere Vorfahren immer in der gleichen Gegend gewohnt haben, nahe der holländischen Grenze, in Bracht und Lobberich.

Wie Sie aus den Dokumenten sehen können, kann ich die Familie meines Vaters bis 1791 verfolgen, und ich nehme an, dass die vorherigen Generationen mit den von der Inquisition vertriebenen Juden aus Spanien oder Portugal gekommen sind, was mich interessiert hätte, wofür wir aber keine Beweise gefunden haben. Soweit wir wussten, gab es keine

Verbindung zwischen Sanders und Zanders, denn wir glaubten, dass die Linie Sanders aus Mittel- oder Süddeutschland kam.“

Edit Silber sandte hierzu Kopien verschiedener Urkunden ihrer Vorfahren Maximilian (Großvater), Samuel (Urgroßvater) und Salomon Zanders (Urugroßvater).

In einer Sterbeurkunde Nr. 49, ausgestellt in französischer Sprache, heißt es übersetzt: „Am 23. Dezember 1813 vor dem Bürgermeister von Kaldenkirchen erschienen die Herren Benjamin Sanders, Alter 52, Beruf Metzger, wohnhaft in Bracht, welcher angab, ein Sohn des Verstorbenen zu sein, und Friedrich Hertz, Alter 41, wohnhaft in

Kaldenkirchen, welcher angab, ein Schwiegersohn des Verstorbenen zu sein.

Sie erklärten, dass am 22. Dezember 1813 verstorben ist Samuel Sanders, Witwer von Gertrude Isaac aus Breyell, Alter 83 Jahre, wohnhaft in Kaldenkirchen, Sohn von Benjamin Salomon.“

Der in der Urkunde als Sohn genannte Benjamin Sanders unterschreibt die Urkunde mit Benjamin Zanders.

Die Dokumente zeigen, dass Samuel Sanders, Kaldenkirchen der Stammvater aller Linien der jüdischen Familien Sanders und Zanders ist.

Nettetal, im Jahre 2018

Edit Silber, geb. Edith Zanders, Buenos Aires

Ich bin dankbar, dass ich in Argentinien überleben konnte

Ich wurde am 21. Februar 1914 in Lobberich geboren, einem niederrheinischen Dorf, und zwar in dem Eckhaus, links neben dem ehemaligen Rathaus am Marktplatz. An dieses Haus habe ich nur eine einzige Erinnerung. Eines Tages gab es große Aufregung, weil dorthin ein Mann kam, den wir Kinder nicht kannten und den wir auch nicht sofort begrüßen durften. Die Mutter sagte: „Der Vater ist wieder da, ihr werdet ihn bald zu sehen bekommen!“ Er begab sich zum Hinterhaus, legte seine Uniform ab, nahm ein Bad und umarmte uns erst als sauberer Zivillist. Es war unser Vater Sigmund Zanders, der als Soldat aus dem Krieg heimkehrte. Als Freiwilliger war er 1914 in den Ersten Weltkrieg gezogen, wurde einige

Male verwundet, aber nachdem es ihm wieder gut ging, kehrte er zurück an die Front. Er blieb im Heer bis zum Kriegsende 1918 und erhielt für seine Verdienste das Eiserne Kreuz.

Im Jahre 1913, ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, heiratete er meine Mutter Jenny (Maria Anna), geb. Bähr, aus Heinsberg. Ihre Eltern waren Jakob und Rosa Bähr. Die Mutter hatte zwei Brüder und drei Schwestern. Meine Brüder Kurt und Helmut wurden am 4. Juli 1915 und 21. März 1923 geboren.

Nach der Hochzeit eröffnete der Vater in Lobberich ein Konfektionsgeschäft für Damen und Herren und verkaufte auch Stoffe, Wäsche und Kurzwaren. Dieses Geschäft musste er nach der langen Militärzeit von



Mutter Jenny mit Edith im Sommer 1914.
„Ein paar Monate mit Mutter.“

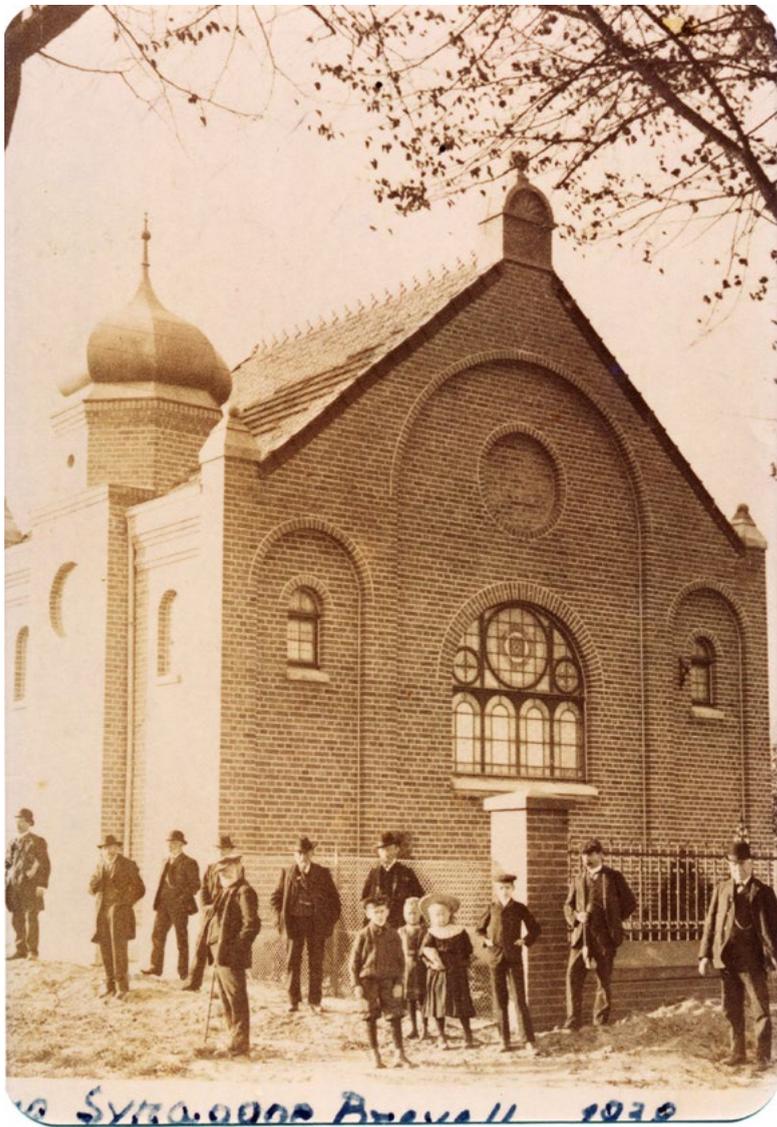


Geburtshaus von Edith und Kurt Zanders in Lobberich, Am Marktplatz. (Links mit gelbem Anstrich) Rechts das ehemalige Rathaus. Aufnahme vom 17.11.2009.

Grund auf neu aufbauen.

Später wohnten wir eine Zeitlang auf der Sassenfelder Straße, gegenüber der Kirche, dann auf der Bahnstraße bei „Küppers-Männke“, fast an der Ecke. Nebenan war die Metzgerei Optenkamp, dann kam das Geschäft von Kolonialwaren Küppers, und das andere Fenster gehörte zum Geschäft meines Vaters. Eine Treppe führte zur Wohnung im ersten Stock, aber an Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr so genau. Später wohnten wir in einem größeren Haus auf der Hochstraße, in dem unten das Geschäft war, bis wir in den dreißiger Jahren gezwungen waren, nach Krefeld zu ziehen.





Die Synagoge von Breyell, errichtet 1910 bis zur Zerstörung 1938. Edith: „Der Großvater Maximilian Zanders war über viele Jahre der sogenannte geistig-religiöse Führer der kleinen jüdischen Gemeinde von Breyell.“ (Das Foto stammt aus dem Besitz von Jack Klaber, Israel).

Viele Jahre im Dienst der Breyeller Synagoge

In Lobberich wohnten auch meine Großeltern väterlicherseits Maximilian (Max) und Sara Zanders. Ich hatte ein wesentlich engeres Verhältnis zu den Großeltern als mein Bruder Kurt, denn während des Krieges lebte ich mit ihnen zusammen und bin die ersten Jahre fast vollständig bei ihnen aufgewachsen, während sich die Mutter mit meinem 1915 geborenen Bruder bei ihren Eltern in Heinsberg aufhielt.

Die Großeltern wohnten zuerst in Lobberich auf der Friedrichstraße. Von dem Haus existiert ein Foto von 1922, auf dem noch der Name Zanders zu sehen ist. Sie hatten vier Söhne und zwei Töchter: Sigmund, Arthur und Otto, ein anderer Sohn verunglückte als Kind tödlich. Arthur und Otto betrieben mit dem Vater eine Viehhandlung. Die Töchter hießen Adele und Helene.

Das Verhältnis zu meinen Großeltern war immer

schön, ich war das erste und zu der Zeit einzige Enkelkind und hatte eine wunderbare Kindheit. Gleichzeitig erzogen sie mich, und wenn sie mit irgendeiner Sache nicht einverstanden waren, konnten sie auch nein sagen, und dabei blieb es. Besonders die Großmutter und die junge Tante Helene haben mich als kleines Kind sehr verwöhnt, und ich liebte sie heiß und innig. Ein Kinderfreund war Fritz Peters, der auf der Friedrichstraße gegenüber dem Haus meiner Großeltern wohnte und viel mit uns spielte.

Nach dem Tod der Großmutter 1918 lebte der Großvater in einem sehr schönen Haus auf der Kempener Straße. Dieses Eigentum war mein Kinderparadies: ein Hof zum Spielen, ein großer Garten mit Obstbäumen und Kühe.

In Lobberich gab es nur die drei Familien Zanders, die Familie Sally Sanders und das Ehepaar Max und

Martha Rosenthal, die zur jüdischen Gemeinde gehörten. Wir kannten uns zwar, besuchten uns aber nicht gegenseitig.

Ich habe nie von der Verwandtschaft mit der großen Familie Sanders erfahren, erinnere mich aber genau, dass mein Vater ein sehr gutes Verhältnis zu den Brüdern und Viehhändlern Philipp und Jakob Sanders mit ihren Familien in Hinsbeck hatte, die aus Kaldenkirchen stammten.

Synagogen gab es in Kaldenkirchen und Breyell. Der Großvater war über sehr viele Jahre der sogenannte geistig-religiöse Führer der kleinen jüdischen Gemeinde von Breyell. Er leitete den Gottesdienst und war der Vorbeter, der „Chasan“. Die Gemeinde, die hauptsächlich aus Verwandten bestand, war zu klein für eine eigene jüdische Einrichtung mit einem Rabbiner und Religionslehrer. Daher lag alles in seiner Hand. Heute frage ich mich, woher er seine



Großvater Maximilian Zanders,
geb. 1849 in Bracht, gest. 1926 in Lobberich, jüdischer Friedhof Brüggen-Bracht



Das Haus der Großeltern Max und Sara Zanders.



Helene Zanders, Sigmunds Schwester.



Edith mit Sigmunds Cousinen Adele und Berta und ihrer Mutter.

Bildung und Kenntnisse hatte.

Bevor ich in die Schule ging, lernte ich bei ihm Samstagnachmittags meine ersten hebräischen Schriftzeichen. Meine lebendigsten Erinnerungen sind aus der Zeit, wo ich am Sabbat und an Hohen Feiertagen mit ihm von Lobberich zur Breyeller Synagoge spazierte, für mich ein ziemlich weiter Weg. Er erklärte mir die Bedeutung der Feiertage, den Inhalt des „Thora-Abschnitts“ (Thora – die fünf Bücher Moses), der in der Woche gelesen wurde, und erzählte mir biblische Geschichten aus dem Alten Testament. Während eines Spaziergangs fragte ich ihn: „Warum gehen wir nicht weiter direkt in den Himmel?“ Denn als wir endlich bei der Synagoge ankamen, schien dies für mich wie der Eingang zum Paradies. Natürlich begleitete ich zum Teil auch die Eltern, aber ich sehe mich nur mit dem „Opapa“, der meine große Liebe war.

Als eine Tante heiratete, ließ man einen „Chasan“ aus Krefeld kommen. Es beeindruckte mich sehr, dass dieser mit einem „protestantischen Talar“ bekleidet war. Der Großvater trug nur seinen „Tallit“ und am „Jom Kippur“ (Versöhnungstag, hoher jüdischer Feiertag) ein weites weißes Hemd, das sogenannte Sterbegewand.

In der Breyeller Synagoge beteten und sangen alle zusammen, die Männer saßen unten im Hauptraum und die Frauen oben auf dem Balkon. Das war für mich alles selbstverständlich und normal in einem sehr katholischen Umfeld.

Im kleinen Nachbarort Bracht, dem Geburtsort meines Großvaters, gibt es immer noch den jüdischen Friedhof, auf dem ich bei meinem kurzen Besuch 1982 nach langer Zeit wieder am Grab der Großeltern und Urgroßeltern stand. Mein Großvater starb am 12. Juli 1926. Auf seinem Grabstein steht unten in hebräischer Schrift: „Hier liegt begraben ein guter Mann in Wort und Tat. 26 Jahre war er Vorbeter. Reb Mordechai, Sohn von Samuel Halevy. Möge seine Seele eingebunden sein im Buch des Lebens.“ (Übersetzung nach Angabe von Jack Klaber, Israel).

Außerdem fand ich auf dem Friedhof die Namen vieler Verwandter der Familie Zanders, die fast alle Levy hießen, was auch unserem eigenen jüdischen Namen entspricht (Stamm der Lehrer). Karl, Bernhard, Abraham, Friederike und Sibille Levy, deren Fotos in dem Buch „Die drei Eiseiligen“ abgebildet sind, wurden entweder dort begraben oder im hohen Alter von den Nazis deportiert.



Großmutter Sara Zanders, geb. Heumann (1852 - 1918) mit Edith um 1918, gegen Ende des Ersten Weltkriegs.

Ich habe eine lebendige Erinnerung an das große Bauernhaus der Levys in Breyell. Es gab einen großen Raum mit einem riesigen Tisch voller „Leckerbissen“, die für uns nach dem Gottesdienst vorbereitet waren, und ich sehe noch die Tanten und Onkels in ihren schwarzen Festtagskleidern vor mir, alles Cousinen und Vettern ersten, zweiten und dritten Grades vom „Opapa“, also irgendwie verwandt. Vieles wird auf einmal wieder lebendig, und ich kann es heute im fernen Argentinien kaum glauben, dass es einmal Wirklichkeit war.

Daneben erinnere ich mich an die schönen Pessach-Abende im Haus des Großvaters nach der Rückkehr des Vaters aus dem Krieg. Das jüdische Osterfest erinnert an den Auszug der Israeliten aus Ägypten unter Führung von Moses, die Befreiung von der Sklaverei, womit sie als eigenes, von Gott erwähltes Volk in die Geschichte eingingen. Unsere zentralen Feiertage dauern sieben bis acht Tage, und auf Grund der Tradition wird

in dieser Zeit nur ungesäuertes Brot in Form der allgemein bekannten „Matzen“ gegessen.

Nach einem feierlichen Abendgottesdienst in der Synagoge folgte das große Festmahl (Seder) im engsten Familienkreis. Der Pessach-Tisch war festlich gedeckt, und besonders wir Kinder brauchten an diesem Abend nicht früh ins Bett, sondern konnten den Erwachsenen Gesellschaft leisten bis spät in die Nacht.

Natürlich las der Großvater aus der „Haggada“ (Pessachliturgie), eine Nacherzählung, die jede neue Generation der Juden mit der Ursprungsgeschichte verbindet.

Und natürlich war da auch der Becher für den Propheten Elija. Dieses mit Wein gefüllte Gefäß steht für den Propheten bereit, der erwartet wird, um das Kommen des Messias anzukündigen. Wir Kinder schauten zur Tür, um den Propheten mit eigenen Augen zu sehen, aber leider immer vergebens. Doch plötzlich war der Becher leer.



Der Gedenkstein auf dem Grab von Sara und Max Sanders, jüdischer Friedhof in Bracht (Foto der Gemeinde Brüggen von 2007).

Edith: „Auf dem Grabstein meines Großvaters steht in hebräischer Schrift, dass er viele Jahre die jüdische Gemeinde in Breyell leitete.“

Text oberhalb des Namens von Max Sanders: „Hier liegt begraben ein guter Mann in Wort und Tat. 26 Jahre war er Vorbeter. Reb Mordechai, Sohn von Samuel Halevy. Gestorben am 1. August 1926. Möge seine Seele eingebunden sein im Buch des Lebens.“
 Sinngemäße Übersetzung von Jack Klaber, Israel mit folgendem Kommentar: „Auf dem Stein steht sehr wahrscheinlich nur Reb Mordechai, dies ist ein Ehrentitel für Männer, die keine Rabbiner sind.“



Sigmund Zanders, 1882 - 1942.
Lobberich Anfang der dreißiger Jahre.



Jenny (Maria Anna) Zanders, geb. Bähr, 1886 - 1942.

Mein Vater, ein ehrenwerter Mann

Wir lebten in Lobberich als bewusste, nicht orthodoxe Juden in vollkommener Harmonie mit den anderen Bürgern, die weit überwiegend katholisch waren. Unser Vater war ein angesehener und geachteter Bürger, der in mehreren Vereinen und Ausschüssen ehrenamtlich vertreten war, die mit dem offiziellen politischen und kulturellen Leben der Dorfgemeinschaft zu tun hatten.

Hans Weyer, ein Jugendfreund von Kurt und mir, erzählte mir vor Jahren, dass die Arbeiter und alle Schüler einer höheren Schule schon um fünf Uhr morgens einen Zug nehmen mussten, um pünktlich in Kempen und Krefeld zu sein. Unser Vater wandte sich an die zuständige Behörde und erreichte, dass ein weiterer Zug zu einer späteren Uhrzeit eingesetzt wurde. Das gibt einen Eindruck von der Normalität, Jude zu sein, in diesem deutschen Dorf bis 1933.

Mein Vater lebte nur zum Teil nach den jüdischen Traditionen. Er ging nicht regelmäßig in die Synagoge, und zu Hause wurde die „Kaschrut“¹ nicht mehr eingehalten, nachdem er aus dem Krieg nach Hause kam. Solange der Großvater lebte, hat man ihm zuliebe die Form noch gewahrt.

Um meinen Bruder Kurt auf seine „Barmitzwah“ (Einsegnung) vorzubereiten, ließ er einmal die Woche einen „Melamed“ (Religionslehrer) kommen, ich glaube aus Krefeld. Das war leider ein Fehlgriff, denn dieser Mann benahm sich unmöglich. So ging er beispielsweise ohne um Erlaubnis zu fragen in die Küche, nahm sich ein paar Eier und machte diese selbst zurecht, denn alles andere war nicht „koscher“ für ihn. Der Unterricht war so schlecht, dass Kurt durch den negativen Einfluss weder Wissen noch Manieren vermittelt bekam, sich empört abwandte und nach der „Barmitzwah“ nichts mehr mit der

Synagoge zu tun haben wollte.

Ich besuchte ab 1920 vier Jahre die evangelische Volksschule, in der ich und später mein Bruder Kurt die einzigen jüdischen Kinder waren. Es gab zwar mehr katholische als evangelische Kinder, und die evangelische Schule war kleiner, aber es war früher üblich, die jüdischen Kinder in die reformierte Schule zu schicken. Der Unterschied zwischen „Katholiken“ und „Protestanten“ war uns ohnehin nicht klar.

Unsere Lehrerin war gleichzeitig die Direktorin der Schule. Mit ihrer Tochter war ich befreundet, das zeigt, wie gut das Verhältnis war.

Es gab in Lobberich kein Gymnasium, und ich wechselte dann bis zum 14. Lebensjahr auf die „Höhere Töchterschule“, die meines Wissens von katholischen Nonnen geleitet wurde. Ich erinnere mich nur an Fräulein Teggers, eine Lehrerin, die keine Nonne war, und die ich sehr gerne hatte.

Die anderen Schülerinnen waren evangelisch oder katholisch, und nur ich war jüdisch. Es gab nie irgendwelche Gespräche mit den Mitschülern



Edith 1920 in Lobberich „Mein erster Schultag!“



Erster Schultag von Kurt 1921.

über das Thema Religion, der Umgang war in jeder Weise tolerant.

Am christlichen Religionsunterricht für die anderen Schüler nahm ich nicht teil, ich hatte schulfrei während dieser Zeit. Unterricht in unserer Religion hatte ich erst auf dem Krefelder Gymnasium. An unseren jüdischen Feiertagen brauchte ich selbstverständlich nicht zur Schule zu gehen, ohne mich dafür entschuldigen zu müssen. Das war völlig normal, niemand nahm Anstoß daran.

Es gab nur einmal Aufregung, als mein Haar auf Empfehlung unseres Hausarztes kurz geschnitten werden sollte. Ich trug bis dahin lange Zöpfe, hatte aber sehr dünnes Haar und besondere Probleme, sodass der Arzt mir nahe legte, die Zöpfe abzuschneiden. Als ich mit meinem kurzen Haarschnitt in der Schule erschien, waren die Nonnen schockiert und schickten mich gleich wieder nach Hause, weil die Frisur nicht schicklich war. Mein Vater begleitete mich zur Schule, erklärte den Sachverhalt und zeigte den Lehrerinnen ein Attest, damit waren die Wogen erst mal geglättet. Zu dieser Zeit trug

in der Regel kein junges Mädchen das Haar kurz, aber es dauerte nicht lange, da folgten auch andere Mitschülerinnen meinem Beispiel, und das Problem war endgültig vom Tisch.

Der damalige katholische Geistliche war ein Freund meines Vaters. Das Gleiche gilt für die Nonnen, die das Hospital und ein Waisenhaus leiteten. Es war selbstverständlich, dass meine Eltern regelmäßig etwas zum Unterhalt der Einrichtungen beisteuerten oder Bekleidung und Bettwäsche spendeten, wenn sie etwas brauchten. In dem kleinen Dorf kannte jeder den Anderen. Es war eine völlig intakte Beziehung, freundschaftlich und mit gegenseitigem Respekt. Soviel ich weiß, gab es keine Diskriminierung oder antisemitischen Vorfälle.

Ich erinnere mich, dass wir am 1. November, dem katholischen Feiertag Allerheiligen, im Saal vom Hotel Kessels ganz brav in der ersten Reihe saßen und ein Oratorium hören durften. Chor und Musiker kamen meines Wissens aus Lobberich, Dirigent und Solisten aus einer größeren Stadt.

Irgendetwas hatte der Vater auch mit der Veranstaltung zu tun, jedenfalls sind meine ersten Musikerlebnisse die Kompositionen von Händel und Bach.

Eine andere Erinnerung betrifft das Schützenfest, bei dem vor der Verkündigung des neuen Schützenkönigs symbolisch ein hölzerner Vogel geschossen wurde, was mit viel Bier und einem großen Festumzug gefeiert wurde.

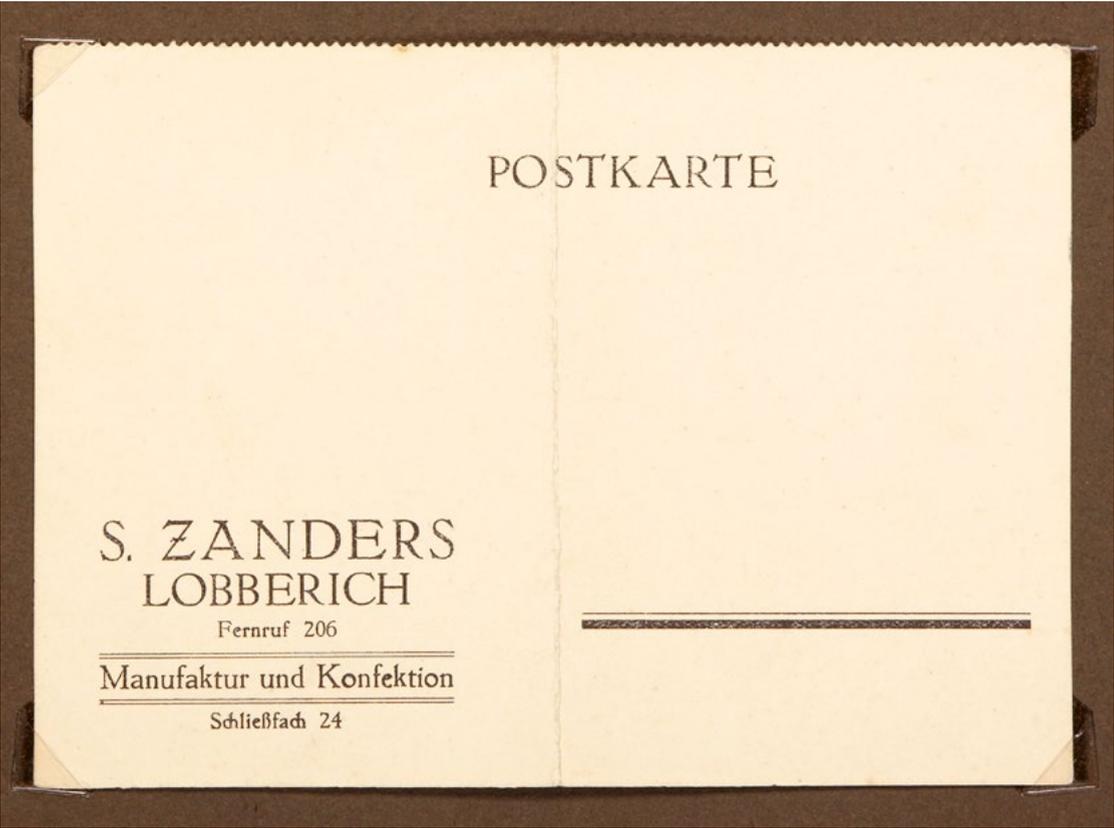
Am Martinstag im November zogen wir Kinder mit unserer leuchtenden Fackel singend durch den Ort. Vor uns ritt St. Martin in einem roten Mantel auf seinem Pferd. Im Anschluss daran bekamen wir eine Martinstüte mit Süßigkeiten, Spekulatius und einem Lebkuchenmann. Schon Wochen vorher arbeiteten wir Schulkinder eifrig an einer schönen bunten Laterne für den Fackelzug.

Im Dezember begleitete ich unser Hausmädchen zur Kirche, wo wir meinen katholischen Freundinnen halfen, die Weihnachtskrippe zu schmücken.

Für mich war klar, dass das nichts mit unserem Glauben zu tun hatte und fand es ganz natürlich, dass dieses Fest ihnen gehörte, ich hatte dafür



Ausflug Lobbericher Geschäftsleute, um 1928 / 29,
v.l. 6. Heinrich Dors, 8. Sigmund Zanders, 11. Carl Winz.
(Foto aus dem Besitz von Bert Dors, Kaldenkirchen).



„Chanuka“ (Lichterfest). Ich sang auch mit ihnen am geschmückten Weihnachtsbaum ihre Weihnachtslieder, dafür aßen sie bei uns zu „Pessach“, dem jüdischen Osterfest, „Matzot“, Matzen, ungesäuertes Passahbrot. Wir hatten zu Hause keinen Christbaum, aber wie zu allen braven Kindern kam auch zu uns im Dezember der Nikolaus und warf Nüsse und Süßigkeiten durch die Türe.

Ich hatte ein gutes und normales Verhältnis zu meinem ein Jahr jüngeren Bruder Kurt. Wir sprachen über die Schule, Freunde, Familie, gemeinsame Interessen und das tägliche Leben, aber nie speziell über unsere Religion. Nach seinen negativen Erfahrungen mit dem Religionsunterricht deutete sich schon an, dass sich unsere Anschauung im Laufe der Zeit völlig unterschiedlich entwickeln würde.

Mein Zimmer zu Hause war normal und einfach eingerichtet. Ich hatte vor allem einen Schrank mit Büchern, und seitdem ich lesen konnte, schenkten mir meine Eltern vorwiegend Literatur.

Ich erinnere mich besonders an einen Geburtstag während meiner Schulzeit, als ich zum Tisch mit den Geschenken ging, stutzte, zu ihnen rüber schaute und sagte: „Es kann nicht sein, dass ich heute Geburtstag habe, denn ich sehe kein Buch.“ Dann kamen sie plötzlich mit dem Buch zum Vorschein, es war nur ein Scherz, sie kannten mich genau und waren gespannt auf meine Reaktion.

Mein Vater suchte die Bücher bis zu meinem 18. Geburtstag sehr sorgfältig aus. Erst waren es Kinder- und Jugendbücher, später folgten deutsche Klassiker, Reiseberichte, Abenteuergeschichten, Kultur- und Geschichtsthemen.

Ich erinnere mich, dass mir ein Französischlehrer das Buch „Madame Bovary“ in französischer Sprache gab, um es zuhause für den Unterricht zu lesen. Mein Vater erkundigte sich nach dem Autor und Titel, und als ich ihm die Sache erklärte, bat er mich, den Lehrer um ein anderes Buch zu bitten. Er wollte nicht, dass ich die Geschichte lese und meinte dazu: „Wir haben uns immer verstanden und brauchen darüber nicht weiter zu diskutieren. Ich habe meine Gründe, und Du wirst es eines Tages verstehen.“

Das Buch, das heute als großes Werk der Weltliteratur gilt, spielt zu Beginn in einem kleinen Dorf wie Lobberich und handelt von einer schönen und gebildeten Frau, die sich nach und nach in eine Liebesaffäre verstrickt und damit die ganze Familie in den Ruin treibt. Mein Vater befürchtete, die



Edith um 1919. „Eine feierliche Gelegenheit bei den Großeltern in Lobberich.“

freizügige und verhängnisvolle Handlung sei für mich kein gutes Vorbild für meine Zukunft. Meinen Lehrer bat ich nur um ein anderes Buch, was er sofort akzeptierte.

Ich konnte alles lesen, was für mein weiteres Leben, Studium und Ausbildung in Betracht kam, und hatte schon die Absicht, das Gymnasium zu besuchen und zu studieren.

Die Familie meiner Mutter war mehr praktisch orientiert. Ich sollte lernen, einen Haushalt zu führen, zu kochen, zu nähen oder eine Ausbildung als Kindergärtnerin und Erzieherin zu absolvieren.

Mein Vater stand auf meiner Seite und meinte: „Wenn das Kind studieren will, soll sie tun, was sie

möchte. Ich kann keinen Erfolg garantieren, aber das Mindeste, was wir dazu beitragen können, ist für eine gute Weiterbildung zu sorgen.“ Dank dieser großartigen Unterstützung konnte ich später mein Leben im Ausland aufbauen.

Samstags und sonntags machten wir bei gutem Wetter einen Spaziergang zum Breyeller See und an Ferientagen Ausflüge zu den Hinsbecker Höhen, dem De-Witt See und Krickenbecker See.

Später nahm ich an Tanzstunden teil, habe aber daran wie auch an die Teilnehmer keine Erinnerung mehr, was wohl daran liegt, dass es mir keine Freude machte. Der Kontakt zu einigen Freundinnen wie Marga Wandhoff, Ilse Karman und Erna Weber



Edith und Kurt auf ihrem Kinderfahrzeug „Holländer“ im Garten ihres Hauses, 1921.

riss ab, als ich nach Krefeld ging. Das Gleiche geschah mit einigen Freunden meines Bruders Kurt, von denen nur der Kontakt zu Hans Weyer bis zu seinem Tod übrig blieb.

Hans, ein alter Freund, der nie Nazi war und immer treu zu uns stand, kümmerte sich 1980 um mich, als ich zu Besuch in Lobberich war. Er fuhr mit mir nach Bracht zum Friedhof mit den Gräbern meiner Vorfahren. Ich wollte ihm dafür danken, aber er erwiderte nur: „Das brauchst du nicht. Ich erinnere dich daran, dass Du während unserer Schulzeit die Aufsätze für meinen Schulabschluss geschrieben und mir immer geholfen hast. Du konntest das viel besser als ich.“

Nach Abschluss der „Höheren Töcherschule“ in der Tertia bei den Nonnen in Lobberich kam ich 1928 im Alter von 14 Jahren zur „Realgymnasialen Studienanstalt“ nach Krefeld.

Nach dem Tod des Großvaters 1926 gab es niemanden, der mich in unserer Religion unterrichtete. Es gab auch keine spezielle Lektüre. Wir hatten zwar Bücher, aber die waren nicht in Hebräisch.

Erst auf der höheren Schule in Krefeld entwickelte sich alles weiter.

Mein Wahlfach war jüdische Religion, und wir hatten Unterricht bei einem jungen und sehr aktiven Rabbiner Dr. Arthur Bluhm³. Er hatte in Berlin studiert und war ein Schüler von Buber und Baeck.

Dr. Bluhm war wirklich ein großartiger Lehrer, der sofort erkannte, dass ich zwar sehr an diesem Fach interessiert war, aber über das normale jüdische Leben hinaus keine speziellen Kenntnisse besaß. Auch war unsere Familie nie orthodox (strenggläubig) eingestellt. Er begann, sich intensiver mit mir zu beschäftigen und mich zu fördern. Dies bedeutete für mich ein interessantes Studienprogramm von Grund auf: das Alte Testament der Bibel, jüdische Geschichte und später auch ein bisschen „Talmud“ (Gesetze und religiöse Überlieferungen des Judentums).

In der ersten Zeit fuhr ich jeden Tag mit dem Zug nach Krefeld und zurück. Jede Fahrzeit dauerte 1 ½ Stunden. Ich musste morgens um fünf Uhr

aufstehen, um den Zug zu bekommen. Wir Fahrschüler kamen viel zu früh in Krefeld an, gingen zur Schule und mussten warten, bis der Unterricht begann. Wenn ich nachmittags wieder nach Hause kam, musste ich nach dem Essen noch die Hausaufgaben für den nächsten Tag erledigen.

Durch die umständliche Fahrzeit und zusätzliche Belastung war ich sehr oft müde. Der Rabbiner bemerkte es, wandte sich eines Tages an meinen Vater und schlug ihm vor, dass ich nach Krefeld umziehen sollte. Er sagte, er hätte sehr gute Freunde, die mich gerne wie ihre Tochter aufnehmen würden.

Ich wohnte etwa ein bis zwei Jahre zu Hause, bis wir von dem Angebot Dr. Bluhms Gebrauch machten und ich den Rest der Schulzeit bei dem Ehepaar Josef und Käthe Wilczek in Krefeld ein Zimmer mieten konnte.

In den nun folgenden Jahren besuchte ich weiter das Gymnasium und war eine gute Schülerin. Ich hatte Lust zu lernen und zu studieren, besonders in den Fächern, die mich interessierten.



Ausflug der Höheren Töchterchule, Lobberich nach Bad Godesberg, Königswinter und auf den Drachenfels am Rhein.
 Edith (mit Zöpfen) steht links neben dem aufgestellten Esel, rechte Bildseite.
 „Ausflug Bad Godesberg.“



Helmut wurde am 21. Juni 1923 geboren.



Sigmund Zanders in seinem Konfektions- und Textilgeschäft auf der Hochstraße. Das Geschäft existierte an verschiedenen Stellen von 1913 bis 1933.

Unser Jugendbund in Krefeld

Ab Februar 1933 änderte sich nach und nach alles durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Jüdische Geschäfte wurden zum ersten Mal boykottiert, Posten der SA (Sturmabteilung der NSDAP) vor die Tür gestellt, um Kunden vom Betreten des Ladens abzuhalten, und es wurde Stimmung gemacht: „Kauft nicht beim Juden!“ oder ähnliche Diffamierungen.

Ich erinnere mich besonders an einen Fall im April 1933, als ich gerade zu Hause in Lobberich war. An diesem Tag hatten wir in Krefeld unsere Abschlussfeier vom Gymnasium aufgrund des bestandenen Abiturs mit einem Tanzabend. Meine Mutter hatte mir ein wundervolles langes Kleid bestellt für den Abend. Während des Tages bedrohten die Nazis die jüdischen Geschäftsinhaber, beschmierten die Fensterscheiben und machten Terror. Mir war die Lust zum Feiern gründlich ver-

gangen. Ich blieb zu Hause bei meiner Familie, und dies war das erste persönliche Erlebnis, das ich mit der neuen radikalen politischen Situation hatte.

Im Laufe des Jahres zogen meine Eltern und Brüder von Lobberich nach Krefeld, weil mein Vater (51) wegen der Boykottmaßnahmen und Anfeindungen der Nazis gezwungen war, sein Textilgeschäft zu schließen.

Bevor die Nazis an die Macht kamen, hatte es nie nennenswerte Probleme gegeben. Das Verhältnis zu den Lobbericher Bürgern und den Kunden in der ländlichen Umgebung war immer sehr gut. Die Käufer zahlten ihre Rechnung in der Regel jeden Monat pünktlich. Später ließ die Zahlungsmoral durch den fortschreitenden Terror nach, und einige Zahlungen blieben aus. Aber ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater sich öfter zu Hause darüber beklagte.

In Krefeld besuchte auch Helmut vorläufig weiter die Schule.

Ich konnte 1933 auf dem Gymnasium noch das Abitur machen. Obwohl die ganze Hitlergeschichte erst am Anfang war und sich alles langsam entwickelte, warf die nun kommende Zeit auch hier schon ihre Schatten voraus.

Erste Probleme gab es einige Wochen vor der Prüfung. Einer meiner Lehrer in den Fächern Literatur und Geschichte, die mich am meisten interessierten und für die ich viel gearbeitet hatte, entpuppte sich als Nazianhänger, der besonders für den Rassismus der Partei empfänglich war. Als einzige Jüdin der Klasse nahm er mich nun ins Visier, und daraus ergaben sich ein paar unangenehme Diskussionen während des Unterrichts.

Eines Morgens zu Beginn des Unterrichts, so erinnere ich mich, fragte er die Klasse, ob wir schon die Zeitung gelesen hätten und wüssten, was in Frankreich passiert war. Erbost und voller Unverständnis berichtete er, dass man in Paris einen „Neger“ (Schwarzafrikaner) in das Parlament



Tanzstunde mit Edith.

Bild rechts: sitzend in der Mitte. Links: hinter der Mauer.

aufgenommen hatte und fügte verächtlich hinzu: „Wie ihr seht, entspricht dies dem französischen Charakter.“

Alle Schülerinnen schauten ihn an, aber er blickte nur zu mir und fragte mich, ob ich ihm zustimmen würde. Ich antwortete, ich wäre wohl einverstanden mit der Haltung Frankreichs, aber nicht mit ihm: „Wenn dieser Mann aus den französischen Kolonien die Bildung und Intelligenz hat, um ein Abgeordneter des Parlaments zu sein, was hat das mit seiner Hautfarbe zu tun?“ Seine Reaktion war unmissverständlich: „Du willst das Abitur bestehen? Dir fehlt dazu jede Voraussetzung, und ich werde dafür sorgen, dass du nicht zur Prüfung zugelassen wirst.“ Diese Form der Auseinandersetzung war der Grund dafür, dass er mir den Abschluss verweigern wollte.

Er meinte es zweifellos ernst. Eines Tages rief mich der Direktor zu sich, denn bei der Lehrerkonferenz hatte dieser Lehrer Front gegen mich gemacht und sich auf den Standpunkt gestellt, mir fehle die sittliche Reife für das Abitur. Aber die anderen Kollegen waren

anders eingestellt, sodass er mit seiner extremen politischen Haltung und seinem miesen Charakter alleine stand.

Dem Direktor war zu Ohren gekommen, dass mir dieser Deutsch- und Geschichtslehrer immer schlechte Noten gab. Er erklärte sich bereit, mit Hilfe der anderen Lehrer eine Lösung zu finden und mir zu helfen, einen offiziellen Abschluss in allen Fächern zu erreichen. Er wies mich darauf hin, dass die Prüfung nicht leicht sein würde. Ich antwortete ihm, dass ich sehr gut vorbereitet sei und mir die Sache keine Probleme bereiten sollte unter der Voraussetzung, dass ich bei den Prüfungsfragen genauso behandelt würde wie meine Klassenkameradinnen. Der Direktor war einverstanden, brachte das Thema beim nächsten Lehrertreffen in meinem Sinne zur Sprache, und nachdem sich das übrige Kollegium geschlossen auf seine Seite stellte, gab es für den Außenseiter keine andere Möglichkeit, als seine Einwände zurückzunehmen. Er wusste, er würde sich andernfalls lächerlich machen.

Unter den damaligen Umständen war es eine

große Hilfe, die ich von diesem Schuldirektor bekam. Er zeigte Zivilcourage, und unter seiner Leitung gab es auch keine Nazisymbole in der Schule. Die Konsequenz war, dass er bald danach von den Nazimachthabern entlassen wurde.

Bei der nicht allzu schweren Abiturprüfung war ich wohl die letzte Abiturientin, die das Fach jüdische Religion gewählt hatte, denn das wollte ich später studieren. Ich musste vor dem Prüfungsausschuss eine Stelle aus der „Thora“ und dem „Talmud“ in Hebräisch lesen, übersetzen und erklären. Hinzu kam eine schriftliche Arbeit über ein Thema, das der Rabbiner und ich gemeinsam ausgesucht hatten und auf das ich mich sehr intensiv vorbereitet hatte: „Die Messianische Idee bei Sabatai Zewi, einem falschen Propheten des Mittelalters.“ Der zur Kommission gehörende katholische Religionslehrer und Priester stellte mir einige nicht allzu schwere Fragen, die ich problemlos beantworten konnte. Er war mit dem Rabbiner gut befreundet und wollte eigentlich die „Show“ nur ein bisschen spannender machen, wie er mir hinterher versicherte.



Jenny mit den Kindern Edith, Kurt und Helmut, Lobberich um 1930.



Alles geschah mit Hilfe von Dr. Bluhm, dem sehr angesehenen Rabbiner von Krefeld, zu dem ich im Laufe der Zeit eine intensive Freundschaft entwickelte. Durch ihn hatte ich die Gelegenheit und das Glück persönlicher Begegnungen mit seinen Lehrern Martin Buber und Leo Baeck, dem großen Rabbiner, jüdischen Wissenschaftler und bekanntesten Vertreter des liberalen deutschen Judentums (1873 – 1956), die er für Vorträge nach Krefeld einlud. Hinzu kamen Rabbiner Dienemann, Professor Ernst Simon und andere bedeutende jüdische Lehrer jener Jahre. Auch bei den anschließenden Treffen im vertrauten Kreis war ich dabei.

Nachdem ich das Abitur bestanden hatte, saß ich 1934 eines Abends beim Essen mit am Tisch. Ich wollte an der „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ und an der Universität in Berlin Geschichte studieren und arbeiten, sprach mit dem aus Berlin angereisten Leo Baeck und fragte ihn, ob ich zu ihm kommen könnte. Er legte den Arm um meine Schultern und sagte in Anspielung auf die politische Situation zu mir: „Warte ein bisschen, mein Kind, zur Zeit ist es nicht besonders gut, nach Berlin zu kommen, es gibt zu viele Straßenkämpfe zwischen Nazis und Kommunisten. Aber länger als ein oder zwei Jahre kann der Spuk nicht dauern, dann kommst Du zu uns, und wir werden zusammenarbeiten!“

Außerdem erinnere ich mich an eine nette Anekdote mit Martin Buber. Eines Tages, als er sich in Krefeld aufhielt, war er beim Vorsitzenden der



Edith, Fritz Peters und Kurt.



„mit Freunden - Lobberich.“

Oben: Hans Weyer, Irmgard Peters. Mitte: Edith, Fritz Peters. Vorne: Kurt.

jüdischen Gemeinde zu einem Abendessen eingeladen, an dem ich auch teilnehmen konnte. An einem großen Tisch saßen alle, die Rang und Namen hatten in der Gemeinde, ich war die einzige junge Frau und nahm Platz am äußeren Ende. Buber schaute in die Runde und wandte sich dann an die Bedienung: „Ich sehe dort eine junge Dame, sind Sie damit einverstanden, dass sie neben mir Platz nimmt, denn alle anderen Persönlichkeiten brauchen meinen Rat nicht mehr, vielleicht kann ich was für sie tun?!“

Ich konnte neben ihm sitzen. Er fragte mich, was ich studieren wolle oder beruflich mache, und bot mir dann an, mich zu unterstützen und später in Berlin mit mir zusammenzuarbeiten. Soviel zu meiner Begegnung mit Buber.

Doch es kam alles ganz anders. Ich habe weder ihn noch Leo Baeck jemals wiedergesehen und ging auch nicht zum Studium nach Berlin. Als Tochter eines Soldaten des Ersten Weltkriegs mit Eisernem Kreuz hatte ich damals noch einige Privilegien und hätte die Hochschulen besuchen können, was ansonsten inzwischen für „Juden“ verboten war. Aber das wollten wir nicht, sondern lieber auf bessere Zeiten hoffen. Doch der „Spuk“ ging weiter und wurde immer schlimmer.

Während unserer Schulzeit in Lobberich waren mein Bruder Kurt und ich die einzigen Schüler aus der jüdischen Gemeinde, und wir hatten unsere

Freunde in der Schule. Neben Hans Weyer war das ein weiterer sehr guter Freund, Heinz Ravens, der auch bei uns zu Hause ein- und ausging. Als meine Eltern noch in Lobberich wohnten, mussten wir leider feststellen, dass seine Mutter schon 1933 mit den Nazis sympathisierte und sich von deren Ideologie beeinflussen ließ, aber nach unserem Empfinden richtete sich diese nazifreundliche Gesinnung nicht direkt gegen uns, es erschien uns mehr als eine Art von deutschem Nationalismus.

Nach der Schulzeit ging dieser Freund zum Studium nach Bonn. Ich hatte gerade mein Abitur in Krefeld erfolgreich absolviert, als ich nach kurzer Zeit Post erhielt mit folgendem sinngemäßen Inhalt: „Dieser Brief fällt mir sehr schwer, aber ich bin gezwungen, ihn zu schreiben, da wir unsere gute Freundschaft beenden müssen. Der Befehl des Führers ist eindeutig, wonach wir keine Beziehung zu Juden haben dürfen. Aus diesem Grunde mache ich Schluss und opfere die Freundschaft zu dir und deinem Bruder auf dem Altar unseres Vaterlandes!“

Soweit dieser „nette“ Brief, der dem neuen Zeitgeist vieler Menschen entsprach. Ich habe ihn im Laufe der Jahre verloren. Was sollten wir davon halten? Es gab plötzlich viele, die ihre Fahne nach dem Wind drehten und ein anderes Gesicht zeigten.

Als ich viele Jahrzehnte später noch mal in Lobberich war, hörte ich, dass er uns treffen wollte,



Abiturklasse der „Realgymnasialen Studienanstalt“ in Krefeld, 1932 bis 33.
Bildmitte: Edith (mit Brille) steht links hinter der Lehrerin.

aber wir waren nicht dazu bereit.

In Krefeld gab es eine ziemlich große jüdische Gemeinde und eine prachtvolle Synagoge auf der Petersstraße. Die religiöse Ausrichtung der Gemeinde war liberal. Darüber hinaus existierten eine Gruppe orthodoxer Juden, zionistische Organisationen² und später ein „Hilfsverein für Juden in Deutschland“, der von Berlin organisiert wurde. Es gab eine jüdische Volksschule, aber keine jüdische Höhere Schule.

Nach dem Abitur gab ich zunächst Nachhilfestunden bei einer Familie, deren Kinder Probleme in der Schule hatten.

Da ich nicht studieren konnte, suchte ich eine Lehrstelle, denn es war nun notwendig, einen praktischen Beruf zu erlernen. Ich begann in einem Geschäft für Textilien und elegante Mode für die Dauer von zwei Jahren. Danach arbeitete ich in einer Fabrik, in der Krawattenstoffe aus Seide

hergestellt wurden. Krefeld war damals berühmt für seine Seidenwebereien und exportierte Stoffe und Textilien in die ganze Welt.

Die beiden Inhaber der Firma, Krefelder Juden, konnten das Geschäft zu dieser Zeit noch weiterführen. Jedoch war einer der Direktoren inzwischen ein Nazi und setzte nun alles daran, mich als „jüdische“ Mitarbeiterin aus dem Betrieb zu entfernen. Meine Arbeit wurde speziell beobachtet und überwacht, und er legte mir einen Arbeitsvertrag vor, dessen Bedingungen so ausgelegt waren, dass sie für mich unannehmbar waren. Ich arbeitete dort als Lehrling zwei Jahre und musste die Fabrik dann schließlich verlassen. Zuvor hatte mir einer der beiden Inhaber, ebenfalls Mitglied der jüdischen Gemeinde, den guten Rat gegeben, aufzuhören.

Zum Abschluss meiner Ausbildung erhielt ich von dem Betrieb ein Zeugnis, und als ich später ins Ausland ging, dachte ich, ich könnte vielleicht Krawatten

herstellen, aber man gab mir zu verstehen, dies sei kein Beruf für eine Frau.

Trotz all dieser Maßnahmen merkten wir immer noch nicht, wie ernst die Situation war. Abgesehen davon, dass das Geschäft meines Vaters schon 1933 in Lobberich boykottiert wurde und geschlossen werden musste, war uns persönlich noch nichts Dramatisches passiert. Wir sahen sehr oft die Aufmärsche der Hitlerjugend und anderer Naziorganisationen auf der Straße, aber ich kann nicht von irgendwelchen eigenen Erlebnissen berichten, da wir diesen Veranstaltungen aus dem Weg gingen und auch keinen direkten Kontakt zu solchen Leuten hatten. Aus diesem Grunde wurde uns die zunehmende Gefahr der fortschreitenden Diskriminierung und völligen Entrechtung lange Zeit nicht bewusst. Inzwischen konnten wir keine Arbeit mehr finden, kein Personal beschäftigen, wurden immer mehr bespitzelt und verfolgt und durften

beinahe kaum noch am öffentlichen Leben teilnehmen.

Dennoch hatten alle die Vorstellung, dass der „Spuk“ nicht ewig dauern würde. Wir lasen die Parolen in der Zeitung und hörten im Radio das Geschrei und die Hetzkampagnen von Hitler und dieser ganzen Bande, und noch heute frage ich mich: Wie war es möglich, dass wir das als „normal“ hinnahmen? Später wurde mir in Argentinien klar, weshalb wir so lange nicht wahr haben wollten, wie schlimm die Zustände wirklich waren: Es geschah nicht über Nacht, sondern allmählich. Wenn alle Hitlers Buch „Mein Kampf“ gelesen hätten, wäre jedem früher deutlich geworden, was er im Schilde führte, denn dort stand drin, was passieren würde. Kaum ein Politiker und leider auch keiner aus unserer Familie hatte das Buch gelesen, und der einzige Kommentar, den man hörte war: Wer interessiert sich für solchen Blödsinn? Beinahe niemand wusste Bescheid und nahm seine Drohungen ernst.

Viele junge Leute unseres Glaubens gehörten vor der Nazizeit zu einem deutschen Jugendbund, soweit sie nicht zionistisch² orientiert waren. Nach 1933 war das zu Ende, wir konnten nicht länger in anderen Jugendorganisationen bleiben und formierten unsere eigenen jüdischen Verbände. Es gab mehrere davon, und anfangs gehörten wir in Krefeld zu einer Gruppe, die in Berlin von einem jungen Mann namens Hans Joachim Schoeps gegründet worden war und sich zwar „jüdisch“



nannte, für uns aber sehr bald viel zu „deutsch“ war.

Eines Tages kam ein junger Student namens Günther Friedländer aus Berlin nach Krefeld, und zusammen mit dem Rabbiner lud er einige junge Leute ein, darunter auch mich, um uns vom Sinn und Zweck einer Organisation „Ring“, die wiederum eine Sparte der viel größeren Gruppe „Bund

Deutsch-Jüdischer Jugend (BDJJ)“ war, zu berichten. Die Sache überzeugte uns, und zusammen mit einem etwas älteren Freund und interessierten jungen Leuten, die keiner zionistischen Bewegung angehörten, bildeten wir eine neue Gruppe, deren Aktivitäten solange fortgesetzt werden sollten, bis sich die Situation wieder änderte.

Wir orientierten uns an der Ideologie des Dachverbands „Central-Verein Deutscher Juden“, dem auch meist unsere Väter angehörten und zwar als Mitglieder im „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RjF)“. Wir betrachteten uns ganz selbstverständlich als freie und gleichberechtigte deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Jerusalem, Palästina, Israel und unsere Traditionen hatten etwas mit unserer Religion zu tun, aber dies war unabhängig von unserer Staatsangehörigkeit.

Die meisten Mitglieder unserer Gruppe, die nun regelmäßig zusammen kam, darunter auch mein Bruder Helmut, waren jünger als ich. Wir Älteren leiteten die Gruppe, die sich im Gemeindehaus der Synagoge oder in Privatwohnungen und einem Wochenendhaus traf, wobei uns der Rabbiner nach Kräften unterstützte. Die Zentrale war in Berlin, und Günther Friedländer kam von dort zu verschiedenen Treffen, um uns anzuleiten und die Arbeit zu organisieren.



Treffen in „Meyers Kull“, rechts Edith, hinten rechts Kurt (mit Brille und dunkler Jacke), 4. von links Schneuz-Kui (Daniels).

Auswanderungsprojekt Argentinien

Mit unserem Jugendbund, den wir „Das Schwarze Fähnlein“ nannten, versuchten wir in den folgenden Jahren das zu ersetzen, was uns durch den Terror des Nazi-Regimes in zunehmendem Maße verboten wurde. Bis dahin war unser Leben in der Heimat erträglich gewesen, auch wenn wir immer mehr merkten, dass wir nicht mehr dazugehörten.

Für uns kam es jetzt darauf an, die geistigen und gesellschaftlichen Lücken zu füllen, die dadurch entstanden, dass viele von uns ihre Schulen verlassen mussten und nicht mehr an kulturellen und sportlichen Veranstaltungen teilnehmen durften. Die meisten Eltern hatten plötzlich so viele Probleme und Sorgen um ihre Existenz und Zukunft, dass die Stimmung in den Familien katastrophal war und sie kaum noch Zeit fanden, sich mit den Kindern zu beschäftigen.

Ich erinnere mich beispielsweise, dass montags eine Verfügung veröffentlicht wurde, wonach die Juden keine Hausangestellte weiter beschäftigen durften, die jünger war als 45 Jahre. Was war die Konsequenz? Unsere Gruppe beschloss, jungen Müttern mit kleinen Kindern zu helfen, und ich ging sechs Monate zu einem Paar mit zwei kleinen Kindern, um sie zu unterstützen. Wir fühlten uns im Geiste der Ideologie unseres Bundes dazu verpflichtet, anderen beizustehen.

So begannen wir, uns um die Kinder und Jugendlichen zu kümmern, ihnen ein wenig Freude zu schenken, mit ihnen zu spielen und zu singen, kleine Kurse über Kunst und Musik zu veranstalten und Ausflüge zu organisieren. Ich las den Jüngeren Geschichten vor, hörte ihnen zu, half ihnen bei den Schulaufgaben und betreute sie in vielen alltäglichen Dingen. Sie sollten ihre Zeit so normal wie möglich verbringen, und wir wollten sie in ihrem jüdischen Leben in Deutschland bestärken.

Wir trafen uns hauptsächlich am Wochenende. Natürlich gab es Radtouren zum Rhein und in die schöne Natur der niederrheinischen Umgebung und viele Spaziergänge mit stundenlangen Gesprächen. Außerdem trafen wir uns regelmäßig unter der Leitung von Günther Friedländer und einigen anderen führenden jungen Leuten aus Berlin mit Gruppen aus anderen Städten.

Mein Bruder Kurt kam 1935 von Paris und London zurück, wo er sehr viele praktische Erfahrungen sammeln konnte, und kaum war er in Krefeld, begann wieder der verzweifelte Kampf um die Existenz. Er arbeitete bis November 1938 in der Textilgroßhandlung Merländer, Strauß & Co, deren Inhaber sich darum bemühten, ein Standbein in England aufzubauen, indem sie den Juniorchef nach London schickten.

Inzwischen blieben die katastrophalen politischen Zustände in Deutschland nicht ohne Folgen. Vielleicht ahnten viele doch, was auf sie zukommen würde. Immer mehr jüdische Familien suchten nun nach einer Möglichkeit, ihre Kinder im Ausland in Sicherheit zu bringen.

Nachdem Kurt beschlossen hatte, sich ebenfalls um eine Ausreise zu bemühen, nahm er Kontakt auf zu einem amerikanischen Ehepaar, das sich bereit erklärte, ihn zu unterstützen. Mein Bruder stellte für sich einen entsprechenden Antrag, aber die amerikanischen Konsulate hielten sich streng an eine festgelegte Einwanderungsquote, sodass die Einreise in die USA auf unabsehbare Zeit ausgeschlossen war.

Auch beim „Bund Deutsch-Jüdischer Jugend“ in Berlin sah man der Entwicklung nicht tatenlos zu, sondern machte sich Gedanken und suchte nach Möglichkeiten, Jugendliche ins Ausland zu bringen. 1936 begannen die Vorbereitungen, und eines Tages erreichte auch uns die Anregung aus Berlin, in der man uns mitteilte: „Es hat keinen Zweck, hier zu bleiben!“

Im Dezember 1937 kam Günther Friedländer, mit dem ich inzwischen sehr vertraut war, zu mir nach Hause in Krefeld und informierte mich über einen Plan, Gruppen von jungen Leuten zu bilden, um vorübergehend oder für immer nach Argentinien auszuwandern. Er bat mich, eine Gruppe zu begleiten, da ich einige Erfahrung im Umgang mit Jugendlichen hatte und mit 24 Jahren etwas älter war als die anderen. Als er mir klar machte, wie sehr er mich brauchte, war es für mich selbstverständlich, sein Angebot anzunehmen. Von Argentinien und den dortigen Lebensbedingungen hatte ich nicht die geringste Ahnung. Das größte Problem der Organisatoren war, die meisten Eltern trotz der ständig

zunehmenden Naziverfolgung von der Richtigkeit zu überzeugen, ihre Kinder in die Fremde ziehen zu lassen.

Mein Vater hatte 1936 von einer Krefelder Verwaltung einen Brief bekommen mit einer Vorladung zu einem Gespräch. Er wusste nicht, um was es ging und sagte zu uns: „Macht euch keine Sorgen, mir passiert nichts, ich habe nichts verbochen!“ Auf dem Amt wurde er in ein Büro geführt und sah sich mehreren Männern gegenüber, von denen einer das Wort ergriff: „Herr Zanders, wir haben gehört, Sie sind Jude und tragen das Hakenkreuz der NSDAP. Was sagen Sie dazu?“ Mein Vater trug seine Kriegsauszeichnung aus dem Ersten Weltkrieg nicht offen auf seiner Jacke, sondern hinter dem Revers. Jetzt zeigte er den Anwesenden die Spange mit dem Ordensband und antwortete: „Ich trage kein Hakenkreuz, mir wurde das Eiserne Kreuz für meine Verdienste als Soldat der kaiserlichen Armee im Ersten Weltkrieg verliehen.“ Überrascht sprangen die Männer auf: „Entschuldigen Sie, Kamerad!“

Jetzt war er außer sich vor Zorn und Enttäuschung, als er von meiner Absicht erfuhr, eine Gruppe nach Argentinien zu begleiten. Obwohl ich ein ausgezeichnetes Verhältnis zu ihm hatte und er mir bis dahin jede Hilfe und Unterstützung hatte zuteil werden lassen, war er sehr erbost über meine Zusage, und ich erinnere mich, dass er sich zeitweise jede Diskussion mit den Argumenten verbat: „Wir haben keinen Grund zu fliehen. Wer ist dieser hergelaufene Österreicher (Hitler), dieser Niemand, den keiner kennt, um uns zu sagen, ob wir Deutsche sind oder nicht. Hier bin ich geboren, hier lebe ich, und hier bleibe ich, bis dieser Spuk zu Ende ist. Es ist bedauerlich, dass ihr euch ängstigen lasst!“

Er glaubte nicht, dass die Situation weiter eskalieren würde und betrachtete meinen Entschluss, wegzugehen, als eine Art von Verrat an den Ahnen, die immerhin nachweislich seit dem 18. Jahrhundert am Niederrhein ansässig waren. Er erklärte, er würde lebendig das Land, das er unwiderruflich als das Seine betrachte, nicht verlassen. Günther sprach eindringlich mit ihm, versuchte ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen und betonte nochmals, dass der Auslandsaufenthalt vorübergehend

geplant sei. Schließlich gab er seinen Widerstand auf, als ich versprach, sofort zurückzukommen, wenn der „Spuk“ vorbei sei. Helmut, meinen 15-jährigen jüngeren Bruder, den ich gerne mitgenommen hätte, musste ich zurücklassen. Es wäre für die Eltern unerträglich gewesen, wenn sie sich auch von ihrem jüngsten Sohn hätten trennen müssen.

Vom Jugendbund, Berlin bat man mich, noch einige junge Leute aus unserer Gruppe für die Auswanderung anzusprechen. Ich wandte mich an die Eltern und versuchte, sie zu überzeugen, aber das Interesse war gering. Sie konnten es nicht übers Herz bringen, sich von ihren Kindern zu trennen und diese alleine ziehen zu lassen. Die Antwort war: Sie gehen nur mit uns zusammen. Für viele war es trotz der Zustände noch unvorstellbar, alles aufzugeben und in eine völlig ungewisse Zukunft im Ausland zu gehen. Die Jugendlichen waren noch sehr jung und fügten sich der Entscheidung der Eltern.

Unsere jüdische Gemeinde akzeptierte meinen Entschluss, kümmerte sich jedoch nicht weiter um mich, denn sie war zu sehr mit den vielen eigenen Problemen und dem Zusammenhalt der Gemeinschaft beschäftigt. Das gilt besonders für Dr. Kurt Alexander, der ziemlich einflussreich und auch sehr aktiv im Central-Verein war. Er hielt die Stellung, so lange es eben ging, und floh im letzten Augenblick nach England.

Von Krefeld aus konnte ich meine Pass- und Ausreiseformalitäten erledigen. Ich musste bei einer Behörde in Düsseldorf eine Liste vorlegen, in der alle persönlichen Sachen detailliert eingetragen waren, die ich mitnehmen wollte: Bekleidung, Wäsche, Bücher etc. Hierüber bekam ich einen Erlaubnisschein für die Ausreise.

Flucht von Krefeld nach Buenos Aires

Der Abschied von meinen Eltern und Brüdern im Herbst 1938 war ein unbeschreibliches Desaster. Die Eltern glaubten nicht an ein Wiedersehen, ich war hundertprozentig davon überzeugt. Mein Vater saß weinend im Wohnzimmer und hatte kaum die Kraft, mit mir zu sprechen. Ich versuchte, ihn zu beruhigen und sagte noch: „Ich komme doch bald zurück!“

Auch der Abschied von unserem verehrten Rabbiner Dr. Bluhm, der mein Lehrer und Seelsorger war, mit dem ich viele Jahre zusammen gearbeitet hatte und dem ich mich persönlich sehr verbunden fühlte, war schwer.

Er hatte mir vieles vermittelt, und durch ihn hatte ich gelernt, dass „Religion“ nicht mit „Religiosität“ gleichzusetzen ist und für einen Juden der Sinn der geistigen Entwicklung darin besteht, seinen Glauben in „die Tat“ umzusetzen. Religion ist eine Wissenschaft und Religiosität ist praktiziertes Leben, und so war es die logische Konsequenz, dass dieser Geistliche in den schweren Jahren mehr Zeit brauchte, verfolgten Menschen zu helfen, als zur Vorbereitung seiner Predigten in der Synagoge.

Wir hatten ein besonderes Verhältnis, er akzeptierte mich als seine Assistentin, und in den letzten Jahren begleitete ich ihn zuweilen, wenn die Polizei jüdische Bürger willkürlich und aus rassistischen Gründen verhaftet und im Gefängnis eingesperrt hatte. Er besuchte die Inhaftierten und versuchte ihnen und ihren Angehörigen Trost zu spenden und zu helfen. Ich wartete draußen auf ihn, bis er zurückkam.

Einen Tag, bevor ich Krefeld verließ, wollte ich ihm für alles danken, was er für mich getan und mich gelehrt hatte, aber er lehnte ab und gab mir mit auf den Weg: „Dafür gibt es keinen Grund. Was ich getan habe, war normal und nichts Besonderes. Aber wenn Du wirklich denkst, dass ich dir für dein Leben etwas gegeben habe und dir vielleicht mal ab und zu helfen konnte, dann halte als Dank dafür dein Herz und deine Augen offen für Menschen, die Deiner Hilfe bedürfen!“

Eine erste Gruppe von fünf jungen Männern war Anfang 1938 in Argentinien angekommen unter der Leitung von Kurt Julius Riegner, der das Auswanderungsprojekt mit vorbereitet hatte, und

seiner Frau. Sie hatten über erste Erfahrungen nach Deutschland berichtet und Empfehlungen abgegeben, was mitgebracht werden sollte.

Im Oktober erhielt ich Bescheid, dass die zweite Gruppe an einem bestimmten Tag abreisen sollte. Man bat mich, mit meinen Papieren und meinem Gepäck nach Berlin zu kommen, wo sich die Teilnehmer auf die Überfahrt nach Südamerika vorbereiteten. Ich verbrachte die letzten 14 Tage in Berlin zusammen mit den anderen jungen Leuten, die nun eintrafen und denen ich zum ersten Mal begegnete. Wir kümmerten uns um unser Gepäck und die Dinge, die noch zu erledigen waren. Ansonsten weiß ich nicht mehr, was wir in Berlin erlebten und noch unternehmen mussten. Ich erinnere mich an fast gar nichts mehr, weil alles vom Abschied von Zuhause überschattet war.

„Heute war also der heißgekämpfte Tag“, steht unter meinem Eintrag vom 23. Oktober 1938 über die Abreise der Gruppe von Berlin nach Triest/Italien auf den handschriftlichen Notizen, die ich heute noch besitze. „Erkämpft“, weil es wirklich ein großer Kampf war, Angehörige und Freunde von der Notwendigkeit und dem Sinn unserer gemeinsamen Auswanderung zu überzeugen.

Unsere Gruppe hatte sich formiert unter der Leitung von Günther Friedländer, der alles in unermüdlicher Arbeit von Berlin aus organisiert hatte und uns bis Triest begleitete, da wir mit einem italienischen Schiff reisten. Die Visa für unsere Einreise sollten wir in Italien bekommen, und er wollte dort die Verhandlung mit dem argentinischen Konsul führen. Wir waren etwa 24 junge Leute, außer mir Mädels und Jungen im Alter von 17 bis 22 Jahren. Ein älterer Onkel von Friedländer fuhr ebenfalls mit. Für den Grenzübertritt hatte jeder von uns zehn Reichsmark in der Tasche, mehr Geld mitzunehmen war nicht erlaubt.

Die Abreise von Berlin war für mich weniger aufregend als der Abschied von Zuhause. Wir waren für einander da und wollten uns gegenseitig in der Gruppe beschützen. Jeder von uns hatte das Gefühl: Ab heute bist du ein Glied jener Kette von Menschen, die intensiv daran arbeiten, die Auswanderung aus Deutschland zu betreiben. Auch spürten wir die Verantwortung gegenüber den Eltern und unserer

jüdischen Gemeinschaft. Wir gingen einer ungewissen Zukunft entgegen, wussten aber, dass wir nach unserer Ausreise in größerer Sicherheit waren als unsere Angehörigen zu Hause, denen wir helfen wollten, nachzukommen, wenn es sich als notwendig erweisen sollte.

Es war ein bewegender Moment, als sich die Dampflokomotive mit dem Zug am Abend gegen acht Uhr von Berlin Richtung Süden in Bewegung setzte. Viele Eltern, Verwandte und Freunde waren zum Bahnhof gekommen, um Ihre Lieben zu verabschieden. Sie winkten ihnen zu, bis der Zug den Bahnhof verlassen hatte. Allen blieb die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Nach den Strapazen und Aufregungen der letzten Zeit versuchten wir zur Ruhe zu kommen und im Nachtzug zu schlafen. Als es nach einigen Stunden Fahrt hell wurde und wir in Süddeutschland erwachten, sahen wir von weitem die Alpen. Für viele von uns war es die erste große Reise und wir bedauerten, dass wir unser Heimatland nicht mehr genauer kennen lernen konnten.

Wir fuhren weitere Stunden durch Österreich und kamen mit dem Zug vermutlich in Villach an, in der Nähe der italienischen Grenze. Dort warteten eine Sekretärin des argentinischen Konsulats und ein Chauffeur mit einem Bus auf uns, die uns nach Triest, einer norditalienischen Hafenstadt an der Adria und Grenze zu Slowenien bringen sollten. Hinter Villach erreichten wir den Grenzübergang nach Italien. Österreich war nach dem Einmarsch von deutscher Wehrmacht, SS- und Polizeieinheiten am 12. März 1938 dem „Deutschen Reich“ einverleibt worden, und die Grenzen wurden nunmehr von den neuen Machthabern kontrolliert. Die Grenzbeamten ließen uns aussteigen, nahmen unsere Papiere und unser Gepäck genauestens unter die Lupe, machten hässliche Leibesvisitationen und nahmen uns viele persönliche Dinge ab oder beschädigten sie. Zu den besonderen Schikanen der Grenzer gehörte es, die Jungs auf der staubigen Straße Turnübungen machen zu lassen.

Nach zwei Stunden erlaubten sie die Weiterfahrt nach Italien, wo wir mit Kaffee und Gesang empfangen wurden. Es waren die italienischen Grenzbeamten, die das Schauspiel auf der anderen Seite beobachtet hatten und wütend waren über die niederträchtige Behandlung unserer Reisegruppe. Sie sangen für uns die „Giovinessa“ und ließen den „Duce“⁴ hochleben. Dieses Erlebnis erleichterte

uns den endgültigen Abschied von unserem „Vaterland“ und machte uns die Ankunft in Italien sympathisch. Endlich erreichten wir Triest und verbrachten die Nacht in einer sehr dürftigen Unterkunft.

Unsere Ausreise war von Anfang bis Ende ein einziges großes Abenteuer. Selbst nach der Ankunft in Triest wussten wir nicht genau, ob wir nun wirklich mit dem Schiff fahren konnten.

Da zum Schluss alles sehr schnell ging und wir außer einem geringen Betrag kein Geld aus Deutschland mitnehmen durften, hatte Günther in Berlin mit Vertretern der Hilfsorganisation „Joint“ (American Jewish Joint Distribution Committee – Amerikanisches Jüdisches Vereinigtes Verteilungskomitee 1929 – 1939) vereinbart, dass uns ein bestimmter Betrag über eine Vertretung in Paris leihweise nach Triest überwiesen werden sollte. Das uns vom „Joint“ zum Aufbau unserer Gemeinschaft in Argentinien vorgestreckte Geld sollte dann hinterher von unserem hiesigen Fonds

zurückgezahlt werden.

Für die Erteilung der unter Schwierigkeiten beschafften Visa mussten wir dem Konsul pro Person einen hohen Betrag von umgerechnet 20 Pfund Sterling zahlen. Außerdem war offenbar Bedingung, dass die Sekretärin für ihre persönlichen Bemühungen einen Pelzmantel bekam. Diese Verhandlungen führte Günther.

Am Tag nach unserer Ankunft ging er sofort zur Bank, um die Summe abzuheben, doch zu unserer großen Enttäuschung und Sorge war das Geld noch nicht da. Wir nutzten die Zeit zur Besichtigung der südländischen und historischen Stadt Triest am Südrand der Alpen, im Dreiländereck zwischen Italien, Österreich und Jugoslawien. Wir gingen zum Hafen, wo unser Schiff am Pier angelegt hatte, machten einen Bummel durch die Altstadt und besuchten die Synagoge und einen Palast am Markt. Abends trafen wir eine Gruppe „Jugend-Alija“ aus Deutschland, die nach Palästina weiterreisten.

Tränen für einen echten Italiener

Auch am nächsten Morgen war das Geld für unsere Visa noch nicht da, und Günther zeigte sich sehr irritiert, weil es so kurzfristig kaum eine Möglichkeit gab zu prüfen, wo die Überweisung blieb. Er beschloss, zum Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu gehen, zeigte ihm die Unterlagen vom „Joint“ und bat ihn, das Geld vorzustrecken, da uns ohne Visum keine Schiffspapiere ausgehändigt wurden. Doch der Vorsitzende, ein vermögender Mann, wollte uns nicht helfen, weil er angeblich über eine solche Summe nicht verfügen konnte.

Am letzten Tag hatte Günther eine Idee, wie man das Herz des Präsidenten doch noch erweichen konnte. Wir wählten das jüngste und hübscheste Mädels unserer Gruppe aus und fragten sie, ob sie auf Kommando weinen könne. Günther war sich sicher, kein Italiener könne den Tränen einer verzweifelten Frau widerstehen. Wir erklärten ihr den Ernst der Lage, und schon kamen die ersten Tränen, die dann beim nächsten Besuch der jüdischen Gemeinde so reichlich flossen, dass der gewünschte Effekt erzielt wurde. Als echter Italiener schmolz

der Präsident dahin, ging mit Günther zur Bank und besorgte ihm die gewünschte Summe, die er dann schon nach zwei Tagen wieder zurückbekam, als die Überweisung endlich eintraf.

Sobald wir unsere Fingerabdrücke abgegeben hatten, brauchten wir das Gesundheitszeugnis eines Arztes zur Vorlage beim Konsulat. Einer unserer Jungs begab sich mit unseren Pässen zur Untersuchung. Der Arzt musterte den Burschen, und da dieser kerngesund war, bekamen wir alle unseren Stempel. Auch daran konnten wir erkennen, dass wir nicht mehr der Willkür deutscher Behörden ausgesetzt waren, sondern hier als gleichwertige Menschen angesehen wurden.

Nachdem nun endlich alle Formalitäten erledigt und wir im Besitz der Visa und Schiffsdokumente waren, begaben wir uns mit großer Erleichterung an Bord, und es begann die zweite Etappe unserer Auswanderung, die Schiffsreise. Ab Triest fuhren wir mit dem italienischen Dampfer „Oceania“ durch das Mittelmeer entlang der italienischen Küste. Unterwegs lief das Schiff verschiedene Häfen an,

um Passagiere oder Ladung für Südamerika an Bord zu nehmen.

Am ersten Abend auf dem Dampfer waren wir alle in Günthers Kabine versammelt, wo er uns noch mal eine „Predigt“ hielt über unsere neuen Aufgaben. Er begleitete uns nur bis zum Hafen von Genua und verließ dort das Schiff. Der Kapitän bot ihm an, ihn nach Buenos Aires mitzunehmen, auch wenn seine Papiere nicht in Ordnung waren, er wollte das auf seine Kappe nehmen. Aber Günther bestand darauf, nach Deutschland zurückzugehen, weil er dort noch eine dritte und letzte Gruppe für die Auswanderung vorbereitet hatte, die ohne ihn nicht herauskommen würde. Er wusste, dass es lebensgefährlich war, Berlin wieder zu betreten, aber er war mutig genug, die absolute Sicherheit gegen ein extrem hohes Risiko einzutauschen, um noch einmal eine Gruppe junger Menschen zu retten.

Als Günther in Berlin ankam, ging er auch nicht in seine Wohnung, wo die Gestapo (Geheime Staatspolizei) bereits auf ihn wartete, sondern tauchte bei Freunden unter und schlief jeden Abend in einer anderen Unterkunft. Im Mai 1939 kam er unter äußerst schwierigen Bedingungen mit der dritten Gruppe in Buenos Aires an.

Das Schiff war wunderschön, und was die Seereise anbelangt, so verlebten wir als Passagiere erster Klasse zwei bis drei wundervolle Wochen. Nach den nervenaufreibenden Anforderungen und Strapazen der letzten Zeit und einem 5-tägigen Vagabundenleben war es eine angenehme Erfahrung, auf einem Luxusdampfer zu reisen und sich verwöhnen zu lassen, zu baden, zu speisen und am Bordleben teilzunehmen wie jeder normale Mensch.

Die Buchung erster Klasse und das Mitführen einer beträchtlichen Summe für alle privaten Ausgaben an Bord war Bedingung der Italiener für die Schiffspassage. Das machte die Reise sehr teuer. Italien nutzte jede Gelegenheit, um an ausländische Zahlungsmittel heranzukommen. So sollten wir das vom „Joint“ geliehene und gewechselte Geld nur auf dem Schiff ausgeben, was an Barmitteln übrig blieb, konnte nicht getauscht werden, sondern sollte der italienischen Staatskasse zufließen.

Wir besaßen ziemlich hohe Bordakkreditive (Kreditbrief zur Bargeldversorgung), in der stillen Hoffnung, wenigstens einen Teil des Geldes in die neue argentinische Währung wechseln zu können, um nicht mit leeren Händen in Argentinien anzukommen. Aber wir mussten uns den sehr strengen

Devisengesetzen fügen, und nur auf Grund des unermüdlichen Einsatzes und der großen Tüchtigkeit einiger unserer Jungs gelang es zum Schluss, wenigstens einen gewissen Transfer herauszuschlagen. Sie trafen eine Vereinbarung mit Argentinern, denen sie den Sachverhalt erklärten. Kurt Nathan, der einzige in der Gruppe mit Berufserfahrung auf Grund seiner Ausbildung in einer Schweizer Hotelschule, opferte sich jeden Abend in der Schiffbar, um das ihm anvertraute Geld für alle Drinks und sonstige Kosten der anderen Passagiere auszugeben. Nach der Ankunft in Buenos Aires sollten wir den entsprechenden Gegenwert, und zwar so viel wie möglich, in argentinischen Pesos erhalten. Das hat dann auch geklappt, sodass keine nennenswerten Barmittel übrig blieben. Als wir unser restliches Guthaben später aufteilten, blieben etwas 100 Pesos für jeden, damals ziemlich viel Geld, sodass alle nach unserer Ankunft über ein bisschen Startkapital verfügen konnten.

Von Genua ging es weiter nach Neapel, wo wir zum ersten Mal an Land konnten und einen Ausflug nach Pompeji machten. Die antike italienische Stadt wurde bei einem verheerenden Ausbruch des Vesuv vor etwa 2.000 Jahren komplett mit Lava und Asche verschüttet und erst in jüngster Zeit wieder ausgegraben. Es war ein sonderbares Gefühl durch die Straßen zu gehen und die alten, zum Teil sehr gut erhaltenen Häuser zu besichtigen. Erstaunlich war, über welche Kultur die damaligen Bewohner schon verfügten und was sie alles zustande brachten. So ziemlich das erste Mal wurden wir ein wenig nachdenklich und dachten darüber nach, dass es nicht nur in Deutschland Bequemlichkeiten und Erleichterungen äußerlicher Art gab. Pompeji war das einzige Ausflugsziel, das wir uns auf der Reise leisten konnten, denn wir erhielten nicht eine Lira Landungsgeld.

Am meisten Leid tat es uns, dass wir in Algier, der nordafrikanischen Hauptstadt Algeriens, kein Geld hatten, als wir an Land gehen konnten. Kaum hatten wir das Schiff verlassen, stürzten sich die Händler in den schönsten orientalischen Kostümen und mit den verführerischsten Sachen auf uns. Wir machten einen nächtlichen Bummel durch die riesig interessante Stadt. Abgesehen von dem sehr eleganten europäischen Viertel wurde sofort deutlich, dass man Europa hinter sich gelassen hatte und sich im Orient befand. Das Hafenviertel mit seinen Basaren und riesigem Angebot von Waren

aller Art aus Afrika und der Sahara war einfach unbeschreiblich, so etwas haben wir nie wieder gesehen. Wir kamen durch winzige, nach unseren Maßstäben total verwahrloste Straßen und Gassen mit orientalischen Kneipen und fremdartigen Geschäften und wurden auf Schritt und Tritt konfrontiert mit einem typisch exotischen Geruch, der über der Hafenstadt lag und Katzen in einem jämmerlichen Zustand. Die Algerier waren dunkelhäutige, wunderbar gewachsene Menschen, und wir malten uns aus, wie sie wohl in sauberen Kleidern aussehen würden. Ein bisschen gruselig war unser Ausflug ohne Geld und Sprachkenntnisse in diese fremde Welt natürlich schon, aber als wir wieder sicher auf dem Schiff angekommen waren, hatten wir doch unsere Freude an dem besonderen Abenteuer und ein großes Bedürfnis nach der Badewanne, um den Schweiß und Staub des Tages abzuwaschen.

Ab Algier fuhren wir durch die Straße von Gibraltar quer über den Atlantischen Ozean Richtung Südamerika. Keiner von uns war bisher mit einem so großen Schiff über das Meer gefahren. Nach kurzer Gewöhnung an das monotone Auf und Ab des Schiffes und die damit verbundene Seekrankheit war es für uns eine willkommene Abwechslung, die Atmosphäre auf See mit dem hohen Wellengang, wechselhaften Wetter und den veränderten klimatischen Bedingungen während der Transatlantikreise zu genießen. Da wir uns von der nördlichen zur südlichen Halbkugel der Erde bewegten, verließen wir Europa im Herbst und kamen im Frühling in Argentinien an. Bei der Überquerung des Äquators gab es eine zünftige Äquatortaufe, die von „Neptun“ bei den Passagieren vollzogen wurde, die zum ersten Mal dabei waren. Ansonsten hatten wir während der gesamten Überfahrt keine nennenswerten Probleme. Nach der Abreise von Günther war es meine Aufgabe, unsere hübschen jungen Mädels zu „hüten“ und eigentlich nur aufzupassen, dass ihnen die italienischen Matrosen nicht den Kopf verdrehten.

Der erste Hafen, den wir nach ein bis zwei Wochen in der tropischen Zone Brasiliens erreichten, war Recife (Hauptstadt von Pernambuco), südlich des gigantischen Amazonas Beckens und der Amazonas mündung. Über Salvador de Bahia kamen wir nach Rio de Janeiro, dann Santos, dem Hafen der Riesenstadt Sao Paulo, und kurz vor unserem Ziel nach Montevideo (Uruguay), wo wir leider nur nachts ein paar Stunden anlegten.



Edith bei der Äquatortaufe auf der „Oceania“ im November 1938,
Seereise von Europa nach Südamerika.

Bei der ersten Begegnung mit dem neuen Kontinent sahen wir, dass wir auch hier in einer anderen Welt angekommen waren. In den Hafenstädten, die zum Teil einen schmutzigen und ungepflegten Eindruck hinterließen, waren die Spuren der Kolonialzeit zu erkennen. Auffallend waren für uns in Brasilien die sehr interessanten Menschentypen, ein für das Land charakteristisches Völkergemisch auf Grund vieler verschiedener Wurzeln aus Portugiesen, Spaniern, sonstigen Europäern, den indianischen Ureinwohnern und den als Sklaven nach Südamerika verschleppten Afrikanern.

Rio de Janeiro ist eine phantastisch schön gelegene Stadt, schon die Einfahrt in den berühmten Hafen vorbei an wunderbaren Stränden und grünen Bergen bei hochsommerlichen Temperaturen war ein unbeschreibliches Erlebnis. Doch die kurze und ziemlich unbeschwertere Zeit an Bord während unserer Seereise sollte ausgerechnet hier ein jähes Ende finden.

Ankunft in Rio – Neues vom Führer

Am 10. November 1938 legten wir im Hafen von Rio de Janeiro an. Auf dem Schiff war ein deutscher Jude, der seit vielen Jahren in Buenos Aires lebte, deutsch und spanisch sprach, regelmäßig Geschäftsreisen nach Europa unternahm und dort seine Familie besuchte. Da wir knapp bei Kasse waren und kein brasilianisches Geld besaßen, lud er ein junges Mädchen aus der Gruppe und mich zu einem Stadtbesuch ein, und wir gingen von Bord. Er nahm ein Taxi, bat den Fahrer, vor einem Zeitungsstand zu halten, kaufte eine Zeitung, warf einen Blick auf die Schlagzeile, und ich bemerkte, wie er beim Lesen des Artikels blass wurde und die Fassung verlor. Als er wieder ins Auto stieg, fragte ich ihn, ob etwas passiert sei, doch er antwortete ausweichend und kam nicht mit der Sprache raus. Zurück an Bord bat er mich, die Gruppe in der

Schiffsbibliothek zusammen zu rufen, er hätte uns eine wichtige Mitteilung zu machen. Anschließend übersetzte er den Artikel aus der Zeitung, und wir erfuhren zu unserem Entsetzen, was gerade in Deutschland am 9. und 10. November 1938 passiert war und noch weiter vor sich ging: Alle Synagogen des Landes wurden abgebrannt oder zerstört, jüdische Geschäfte und Eigentum verwüstet, Bürger jüdischen Glaubens misshandelt, umgebracht oder verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt.

Die Gruppe stand unter Schock, und keinem war mehr nach Zuckerhut, Copacabana, Christusstatue auf dem Corcovado und Karneval in Rio zumute. Irgendwie war die Reise trotz des ernststen Hintergrunds eine Art Abenteuer gewesen, von der jeder bisher gehofft hatte, dass alles ein gutes Ende nehmen

würde. In dieser Stunde wurde den meisten von uns bewusst, wie verheerend die Situation in Deutschland wirklich war und was wir hinter uns gelassen hatten.

In Buenos Aires erwarteten uns bei der Ankunft Kurt Julius Riegner, genannt Kuju, und einige der Jungs, die mit ihm zuvor gekommen waren. Wir hatten keine Probleme bei der Einreise, denn unsere Papiere waren in Ordnung, und nach Erledigung der Pass- und Zollformalitäten konnten wir zum ersten Mal den Boden unserer neuen Heimat betreten. Ich traf ein Ehepaar, das schon einige Zeit hier war, Bekannte meiner Eltern, die sich um mich kümmern und sich ein Bild von unserer Gruppe machen wollten. Anschließend brachten uns Kuju und seine Jungs in eine Pension.

Unsere Gefühle bei der Ankunft in Buenos Aires sind nur schwer zu beschreiben. Wir waren vor allem viel zu verstört und standen immer noch unter dem Alptraum der schrecklichen Ereignisse in Deutschland, von denen wir während der herrlichen Reise überrascht worden waren. Es war das Furchtbarste, was wir bisher erlebt hatten.

Ich glaube, wir hatten alle keine große Vorstellung von dem, was uns erwartet und von der Zukunft in dieser großen Stadt. Keiner sprach oder verstand richtig Spanisch, erst auf dem Schiff lernten wir etwas von der neuen Sprache. Alles war natürlich zuerst fremd und sonderbar. Aber eins war klar, wir hatten unser Ziel erreicht, Deutschland zu verlassen und unser Leben zu retten, waren in Sicherheit, wollten ein neues Leben beginnen und so lange wie möglich zusammen bleiben, um uns gegenseitig zu helfen. Ansonsten galt es abzuwarten, was passieren würde, um vielleicht wieder nach Deutschland zurückzukehren oder aber zu versuchen, unsere Angehörigen herzubringen.

Wir wohnten zusammen in einer sehr primitiven Pension, aber das war absolut unwichtig, denn nach allem was passiert war, waren wir froh, erst mal gut angekommen zu sein. Die Besitzerin war eine alte Wienerin, mit der ich dann meine ersten Sprachschwierigkeiten im neuen Land hatte, da ich ihr „wienerisch“ nicht verstand. Ich konnte nicht viel an Gepäck mitbringen, ich hatte nur einen großen Koffer, meine persönlichen Sachen, Bekleidung etc. und meine Bücher, sonst nichts.

Am ersten Abend kam der Herr, den wir vom Schiff her kannten, und der uns zur Stadtbesichtigung in Rio eingeladen hatte, um meiner Freundin

und mir einen Eindruck von Buenos Aires zu vermitteln. Wir trauten unseren Augen und Ohren kaum, als plötzlich ein elegantes Cabriolet vor der Pension hielt und uns eine bekannte und freundliche Stimme aufforderte, einzusteigen. Für ein paar Stunden konnten wir „arme Emigranten“ dem Milieu der Pension und den vielen Problemen entfliehen und uns wie normale Besucher und Touristen fühlen.

Nach einer Stadtrundfahrt durch das Zentrum der Metropole, vorbei an Regierungsgebäuden, dem Opernhaus „Teatro Colón“, Museen, der großen Synagoge, vielen Bauwerken im spanischen und französischen kolonialen Stil sowie schönen, weitläufigen Parkanlagen führte er uns in eines der zahlreichen Restaurants am Ufer des Rio de la Plata, wo es die berühmten „Parillas“ (Rindersteaks vom Grill) gab.

Wir erfuhren nichts von seinem Privatleben. Er lud uns danach mehrmals ein, bot regelmäßig seine Hilfe an, war jedoch nie aufdringlich, sondern verhielt sich die ganze Zeit uns gegenüber sehr respektvoll. Es schien ihm finanziell gut zu gehen, denn anfangs drückte er uns auch mal einige Pesos in die Hand, die wir nicht annehmen wollten, da wir ja unser einfaches Leben durch die Gruppe gesichert sahen. Aber er bestand darauf mit der Bemerkung, dass „junge Damen“ manchmal etwas brauchen, um sich einen persönlichen Wunsch zu erfüllen. Später, wenn wir selbst arbeiten und Geld verdienen würden, sollten wir den Betrag an Jemanden geben, dem wir ebenfalls eine Freude machen könnten.

Diese Begegnung zu Beginn unseres neuen Lebens mit diesem fremden Herrn war sehr positiv und machte uns Buenos Aires sofort sympathisch, denn er war ein Beispiel dafür, dass es hier durchaus gastfreundliche und hilfsbereite Menschen gab.

In Buenos Aires lebten beide Gruppen nach unserer Ankunft im November 1938 zunächst mehrere Wochen in der erwähnten Pension. Ich führte hauptsächlich die Bücher und spielte Krankenpflegerin, denn bei 24 Leuten war meist irgendeiner krank, besonders unter den schlechten hygienischen Verhältnissen, in denen wir hier lebten. Auch bei mir entlud sich eines Tages die ungeheure nervliche Anspannung der letzten Wochen, hervorgerufen durch die Umstände und Probleme der Auswanderung, auf gewaltsame Weise. Alles war zu viel auf einmal gewesen. Ich war mit der Situation so lange zurecht

gekommen wie es eben ging, doch nun lag ich fast eine Woche mit Fieber im Bett, fühlte mich deprimiert und hundeeidend und war die meiste Zeit geistesabwesend. Als es mir wieder besser ging, sagte ich mir, dass ich meiner Familie in einem Zustand von Selbstmitleid erst recht nicht helfen kann, und hinterher sah dann alles auch wieder ganz anders aus.

Nach unserer Ankunft begann die nicht enden wollende Zeit der Beklemmung, Sorgen und Ängste um das Schicksal der Angehörigen. Es gab zunächst kein Lebenszeichen aus Deutschland, und man wagte kaum, die eigenen Gedanken nach Hause mitzuteilen. Jetzt dachten wir erstmals darüber nach, länger als geplant im Ausland bleiben zu müssen, unter Umständen sogar für immer. Wir bekamen panische Angst, unsere Familien vielleicht nie mehr wiederzusehen. Von nun an war ich gezwungen, meinen Schützlingen (und mir selbst) sehr viel Mut zuzusprechen, eine Aufgabe, die ich lange beibehalten sollte.

In der Folgezeit hatte ich jeden Abend eine Gruppe von Jungen und Mädels in meinem Zimmer mit ihren Briefen und Telegrammen aus der Heimat, in denen alle möglichen Horrornachrichten standen, insbesondere, dass ihre Väter verhaftet und in die Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin, Buchenwald bei Weimar und Dachau in der Nähe von München eingeliefert worden waren. Man muss bedenken, viele aus unserer Gruppe waren noch sehr jung, 17 und 18 Jahre alt. Es war vor allem für die Jüngeren unter uns nicht leicht, und es wurde erst recht schwer, als nach und nach die vielen Hilferufe hier eintrafen und keiner wusste, wie es weitergehen würde. Ich war so eine Art „Klagemauer“, weil ich gelernt hatte zuzuhören, und die jungen Leute waren sehr dankbar dafür, sich bei mir aussprechen und ihren Gefühlen freien Lauf lassen zu können. Es war leider unmöglich, sofort etwas für unsere Angehörigen zu tun und eine Einreiseerlaubnis für sie zu bekommen.

Unser Ideal war die gegenseitige Stütze, und es war für viele eine große Hilfe, dass wir zusammen wohnten. Wir hatten vom Mädchenhandel in Südamerika gehört und waren uns der vielfältigen Gefahren und Anfechtungen einer solch riesigen Stadt bewusst. Es sollte keiner verloren gehen, wir wollten uns gegenseitig helfen und vor eventuellen Problemen schützen.

Außerdem wollten wir ein bewusst jüdisches

Leben nach den Regeln der „Kaschrut“¹ führen ohne streng orthodox zu sein, den Freitagabend (Beginn des Sabbat) gemeinsam verbringen, die Feiertage einhalten, einen rituellen (koscheren) Haushalt unterhalten, und sehr bald gründeten wir eine Synagoge.

Einige von uns hatten Bekannte hier oder brachten Briefe und Empfehlungen mit für Leute, die schon lange hier lebten. Ich hatte auch solch einen Brief bei mir für eine Dame, die in der elegantesten Gegend von Buenos Aires wohnte.

Sie lud mich zum Tee ein und sprach dann auffallend viel von den zahlreichen Emigranten, die ins Land kommen und um Hilfe bitten würden. Als ich ihr dann zu verstehen gab, dass ich ihr nur den Brief ihrer Freundin überreichen wollte, schien sie erleichtert und taute etwas auf. Beim Abschied bat sie mich um meine Adresse, weil sie mich noch mal einladen wollte – was natürlich nie geschah. Aber es gab auch viele, die schon länger hier waren und uns mit Rat und Tat zur Seite standen und uns weiter empfahlen.

Die Absicht von Kuju und Günther war, ein Gebäude zu mieten, in dem wir alle zusammen wohnen und so lange bleiben konnten, bis jeder in der Lage war, seinen Weg alleine zu gehen. Diesen Grundgedanken hatten sie bereits in Berlin entwickelt, und die erste Gruppe hatte auf unsere Ankunft gewartet, um diese Idee zu verwirklichen. Es war sehr schwierig, ein geeignetes Haus zu finden, denn viele argentinische Häuser haben keine Fenster, sondern Türen, die zu einem Lichthof führen, dem Patio. Die Belüftung der Zimmer war nicht ausreichend, und wir wollten nach Möglichkeit eine große Unterkunft finden, in der sich zwei Personen ein Zimmer teilen konnten. Nach intensiver Suche fand Kuju schließlich einen großzügigen und verständnisvollen Hausbesitzer – ich glaube, er war Italiener –, mit dem er handels-einig wurde.

Edita, das Mädchen für alles und alle

Im Februar 1939 konnten wir nach ziemlich anstrengender Vorarbeit wie geplant in das gemietete Heim mit vielen Räumen umziehen, das wir geschmackvoll, wenn auch mit einfachen Mitteln, nach unseren Vorstellungen eingerichtet hatten. Auf Vorschlag von Kuju und Günther nannten wir unser neues Domizil „Ludwig-Tietz-Heim“. Der junge Ludwig Tietz (1897 – 1933) entstammte einer wohlhabenden jüdischen Familie in Berlin (Hertie Warenhauskette), war Arzt und ein sehr bedeutender Leiter der deutsch-jüdischen Jugendbewegung. Vor allem durch seine soziale Einstellung und Mitarbeit konnte im April 1933 der „Zentral-Ausschuss für Hilfe und Aufbau“ in Berlin gegründet werden. Wenig später kam er auf tragische Weise im Alter von 36 Jahren ums Leben. Auf Grund seiner Verdienste und seines großen Einflusses auf die Leiter unseres Jugendbundes, taufte wir ihm zu Ehren und zum Gedenken unser Haus auf seinen Namen.

Am 22. April 1939, fünf Monate nach unserer Ankunft, feierten wir die offizielle Eröffnung unseres Heims im Stadtteil Belgrano mit einer „house-warming-party“. Wir luden dazu einige Herren der ACIBA (Jüdische Kulturgemeinschaft) und dem „Hilfsverein“ ein. Obwohl unsere Gruppe innerhalb der deutsch-jüdischen Gesellschaft schon ziemlich bekannt war und Kuju bereits einer Kommission der Kulturgemeinschaft angehörte und Geschäftsführer des Hilfsvereins geworden war, hatten die Herren eine kritische Distanz zu unserem Vorhaben, denn was wir taten, war eigentlich unmöglich in Argentinien zu dieser Zeit: Jungen und Mädels wohnten zusammen unter einem Dach, eine grauenhafte Vorstellung für das Moralempfinden weiter Kreise der überwiegend konservativ eingestellten Bevölkerung. Sie wiesen uns offen darauf hin, unter allen Umständen auf unseren guten Ruf zu achten und dafür zu sorgen, dass nichts Anstößiges passiere, was einen Skandal zur Folge hätte haben können. Wir mussten tatsächlich gegen dieses Vorurteil kämpfen und unter Hinweis auf unsere Flucht und besondere Auswanderungssituation erklären, dass wir zwar gezwungenermaßen, aber mit großem Idealismus, dem Willen zusammen zu leben und uns gegenseitig zu helfen hergekommen

waren, bis jeder auf eigenen Füßen stehen konnte.

Aus unserer Sicht gab es in unserem Heim keinen Raum für zweideutige Situationen, wir hatten schließlich andere Sorgen. Dennoch passten wir sehr auf, und ganz einfach war es natürlich nicht, die Gefühle einzelner junger Leute stets unter Kontrolle zu halten.

Es war eine sehr wichtige Aufgabe, die die Gruppe erfüllte, bedenkt man, wie jung die meisten waren. Außerdem hatte jeder Einzelne kaum eine andere Möglichkeit, herzukommen. Mit dem Heim sollte von Beginn an jederzeit ein Zufluchtsort mit Unterkunft, Verpflegung und Freunden da sein, besonders wenn man später ohne Arbeit dastehen sollte.

Ich weiß nicht, ob viele von uns andere Erfahrungen gemacht hätten, wenn sie mit der Familie gekommen wären. Andere junge Menschen in dem Alter oder jünger kamen in der Regel nicht allein oder wurden hier von Verwandten aufgenommen und versorgt. Ich kenne viele, die als Kind mit ihren Eltern kamen und natürlich dadurch einen Schutz hatten. Sie waren nicht vollständig auf fremde Hilfe angewiesen und mussten vielleicht nicht sofort dringend Geld verdienen.

Zusammen mit Kuju und seiner Frau Lonny leitete ich zuerst ein paar Monate die Gruppe und war „Edita, das Mädchen für alles und alle“. Lonny und ich führten gemeinsam die Küche und den Haushalt. Da sie inzwischen ein Baby hatte, teilten wir uns die Arbeit entsprechend ein. Auf jeden Fall wurde das Essen „koscher“ zubereitet. Wir bestellten das Fleisch bei einem jüdischen Metzger, der uns einmal die Woche belieferte. Den argentinischen „Asado“ (Fleisch vom Holzkohlegrill) gab es nicht, aber einige der jungen Leute lernten bei ihrer Arbeit den „Mate“ (südamerikanischer Tee) kennen.

Gemüse und Früchte, darunter auch tropische und südamerikanische Sorten, die wir bis jetzt nicht kannten, kaufte ich so preiswert wie möglich auf dem Markt oder in Geschäften ein. Hier gab es auch Zitrusfrüchte wie Apfelsinen und Grapefruit, die in Deutschland Luxus waren, wir uns hier aber leisten konnten, worüber wir uns sehr freuten.

Meist belegten drei junge Leute ein Zimmer. Jeder musste seinen Raum und seine Sachen in

Ordnung bringen und im Haus und beim Einkauf helfen. Neben den alltäglichen Dingen, wie zum Beispiel dem Erlernen der spanischen Sprache, war für jeden Einzelnen von uns das Hauptthema, Arbeit zu finden. Wir standen morgens zeitig auf und suchten in den Stellenanzeigen der wichtigsten Zeitungen „Nación“, „Prensa“ etc. in spanischer Sprache und im „Argentinischen Tageblatt“ in Deutsch nach Stellenangeboten.

Der junge Mann, der in der Schweiz das Hotelfach gelernt hatte und uns schon auf dem Schiff gute Dienste leisten konnte, fand sofort Arbeit in einem der besten Hotels der Stadt. Eines der Mädels kam aus der Konfektionsbranche, auch sie fand sofort eine Stelle. Andere Mädels bekamen Stellen als Kindermädchen. Sie waren sehr gesucht wegen ihrer europäischen Herkunft, Sprache und Erziehung.

Jugendliche, die nicht sofort eine feste Anstellung erhielten, versuchten es mit Teilzeitarbeit oder als Aushilfe. Zu dieser Zeit gab es in Argentinien noch keinen Kündigungsschutz, sodass jeder sofort wieder entlassen werden konnte.

Die Verwaltung unserer Finanzen lag in Händen von Kuju. Jeder, der Geld verdiente, zahlte einen Beitrag in die Gemeinschaftskasse, aus der dann die Einkäufe und sonstigen Ausgaben bezahlt wurden. Wir hatten uns verpflichtet, das vom „Joint“ geliehene Geld zurückzuzahlen, sobald wir genug verdienen würden.

Allmählich gewöhnten wir uns an das Leben in der europäisch geprägten Großstadt und machten uns insbesondere mit der spanischen Sprache vertraut. Sprachkurse, Vorträge und kulturelle Veranstaltungen gab es in der ACIBA, und außerdem lernte man die Sprache am Arbeitsplatz und beim täglichen Umgang mit den Einheimischen.

Darüber hinaus versuchten wir, unsere eigene „Kultur“ zu entwickeln. Einige junge Leute hatten Schallplatten mitgebracht. Einer von uns war Musiker, er organisierte kleine Konzerte und einen Chor. Zu unseren Veranstaltungen im Heim kamen auch junge Leute von außerhalb, die wir kannten, die von uns gehört hatten oder alleine standen.

Die von uns neu gegründete Synagoge mit dem Rabbiner Hanns Harf nannten wir „Nueva Comunidad Israelita NCI“ (Neue Israelitische Gemeinde). Ich stickte den Vorhang für den Thora-Schrank und die Decke für den Altar. An der Organisation war ich nicht beteiligt, durch meine Arbeit war meine

freie Zeit zu sehr begrenzt.

Wir hatten in Buenos Aires keinen Kontakt zu Juden aus anderen Sprach- und Kulturkreisen, die zum Teil vollkommen assimiliert (angepasst) waren. Die lernte ich erst durch meinen Mann kennen, als ich verheiratet war.

Ich besuchte eines Tages die große bedeutende Synagoge „Libertad“, die von russischen Juden gegründet worden war. Das waren die „Anderen“, wie wir sie nannten, zu denen wir keine gesellschaftlichen Beziehungen hatten und von denen wir auch nicht eingeladen wurden. Zu dieser Gemeinde gehörten Juden aus Russland und Polen, die schon die argentinische Staatsangehörigkeit besaßen und uns eher ablehnend gegenüber standen. Wir haben in Deutschland die russischen und polnischen Juden, die fremd waren, auch nicht besser behandelt, da wir sie nicht als „Deutsche“ betrachteten. Ich las vor Jahren ein Buch über die Juden in den USA, wo ebenfalls Gemeinden, die bereits im Land waren, Neuankommlinge nicht akzeptierten, und so ging es in anderen Ländern auch. Jeder begegnet dem Anderen mit Misstrauen und Vorurteilen, anstelle von Hilfsbereitschaft und Toleranz. Ich frage mich: Warum muss das so sein?

Im Mai 1939 traf Günther Friedländer mit der letzten Gruppe in Buenos Aires ein. Nach mehreren Tagen großer Besorgnis und Spannung, gelang es Kuju unter dramatischen Bedingungen, den nur mit bolivianischen Visa ausgestatteten Jugendlichen die Einreise zu ermöglichen, andernfalls hätten sie das Schiff nur für einen bewachten Weitertransport nach Bolivien verlassen können.

Inzwischen waren wir mehr als 50 Personen, unser Heim konnte nur 30 Mitglieder aufnehmen und platzte aus allen Nähten, sodass ein Teil der Neuankommlinge in gemieteten Zimmern und einer Pension in der Nachbarschaft untergebracht werden musste. Unter den Neuen war eine junge Frau, Hanna Sachs, mit einem Baby. Sie hatte in Frankfurt die Haushaltsschule besucht und übernahm sofort meine Stelle in der Küche. Nach der belastenden Aufbauarbeit im Heim wollte ich unbedingt etwas anderes machen und suchte mir eine Stelle als Hauslehrerin und Erzieherin bei einer argentinischen Familie mit Kindern.

Mein erstes Vorstellungsgespräch hatte ich bei einer sehr eleganten und gebildeten Dame in einer schönen Villa. Sie empfing mich ausgesprochen nett und interessierte sich sehr für meine deutsche

Herkunft, da es ihr Wunsch war, eine Europäerin zu beschäftigen. Ich muss wohl so einen positiven Eindruck hinterlassen haben, dass sie mich schon bald fragte, wann ich mit der Betreuung ihrer drei Kinder in ihrem Haus anfangen könnte. Als ich sagte: „sofort!“, war die Antwort: „Gut, also Morgen.“

Aber dann fügte ich hinzu: „Da ist noch eine Besonderheit, die Sie wissen sollten, ich bin jüdisch.“

Leider war die Reaktion nicht so, wie ich erhofft hatte: „Oh, wie schade“, sagte sie, und als sie mein enttäuschtes Gesicht sah, beeilte sie sich sofort, hinzuzufügen: „Entschuldigen Sie, das war keine antisemitische Äußerung, aber Sie sollten die Kinder zur katholischen Kirche und zum Religionsunterricht begleiten. Wir reisen viel und suchen für diese vertrauensvolle Stelle eine geeignete Person. Aber da wir jüdische Freunde haben, weiß ich, dass Sie nicht mit den Kindern in die Kirche gehen können. Es tut mir sehr leid, aber es passt leider nicht.“

Um solche Erfahrungen zukünftig zu vermeiden, hielt ich es für besser, mich nach einer jüdischen Familie umzusehen. Ich fand eine geschiedene Dame mit drei Kindern, bei der ich dann beschäftigt war. Alles entwickelte sich ziemlich schwierig, denn es tauchte ein anderes Problem auf, mit dem ich nicht gerechnet hatte: Der im gleichen Haus wohnende Vater entpuppte sich als „Lady-Killer“ (Herzensbrecher), der mir nachstellte. Es war eine völlig inakzeptable Situation, zumal er versuchte, mich rumzukriegen, indem er mir Hilfe für meine Eltern anbot. Ich kann kaum beschreiben, wie schrecklich das war. Wie sich immer mehr herausstellte, konnte man dem nicht trauen, das war wirklich ein mieser Kerl. Nach zehn Monaten musste ich meine Tätigkeit beenden.

Im Anschluss daran bekam ich mit Kujus Hilfe eine Stelle als Sekretärin bei der ACIBA „Asociación Cultural Israelita de Buenos Aires“ (Jüdische Kulturgemeinschaft) unter der Leitung eines Herrn Juan Zweig, einem Bruder des Schriftstellers Arnold Zweig. Die Kulturgemeinschaft war von deutschen Juden gegründet worden, um den Emigranten zu helfen, sich ihrer Wurzeln und Herkunft bewusst zu sein und ihre Religion, Sitten und Gebräuche zu bewahren. Außerdem engagierte ich mich in dem 1933 gegründeten „Hilfsverein“ (später „Asociación Filantrópica Israelita“), der den Flüchtlingen und Neuankommlingen im Alltag half und Unterkünfte und Arbeit vermittelte.

Die Vorbehalte, die der Vorstand der Kulturge-

Kulturgemeinschaft ursprünglich gegenüber unserem Zusammenleben im Heim hatte, waren inzwischen längst ausgeräumt.

Ich arbeitete dort vier Jahre. Endlich hatte ich einen interessanten Beruf, in dem ich selbstständig arbeiten und mich entfalten konnte und der mir viel Freude bereitete. Ich wohnte vorläufig weiter im Heim und hielt dadurch den Kontakt zur Gruppe.

Wir hatten uns gegenüber dem „Joint“ verpflichtet, so bald wie möglich das für die Ausreise nach Argentinien geliehene Geld zurückzuzahlen, damit auch anderen Menschen geholfen werden konnte. Ich arbeitete nun daran, den exakten Betrag zusammen zu bekommen und war nach einiger Zeit in der glücklichen Lage, meinen Anteil an den Schulden beim „Joint“ zu begleichen.

Ein Trauma fürs Leben

Während der gesamten Zeit nach unserer Ankunft beschäftigte uns stets die Sorge um die Daheimgebliebenen. Die Stadt war wundervoll und sehr schön, begrünte und gepflegte Straßen, elegante Geschäfte und Gebäude mit sehr attraktiven Wohnungen, reichhaltiges Theater- und Kulturprogramm. Hinzu kamen gut funktionierende Verkehrsmittel aller Art, was allerdings auch notwendig war, denn die Stadt hatte enorme Ausmaße und war zu der Zeit fast nur mit einstöckigen Häusern bebaut. Im Hochsommer stieg das Thermometer auf 35 bis 40 Grad, die trockene Hitze war gut verträglich, aber wenn die gefürchtete Luftfeuchtigkeit hinzukam, erlebte man einen großen Unterschied zum gemäßigten europäischen Klima. Die Menschen südeuropäischen Ursprungs waren von einer selbstverständlichen Hilfsbereitschaft und Liebenswürdigkeit, besonders Frauen gegenüber, sodass man sich einfach wohlfühlen musste. Auch ich hätte der glücklichste Mensch sein können, wenn mir nicht permanent diese furchtbare Last um das Schicksal der Eltern und meines Bruders Helmut zu schaffen gemacht hätte.

Nach den schrecklichen Ereignissen in Deutschland im November 1938 kamen täglich schlechte Nachrichten per Post, aus denen klar hervorging, dass die Situation der Angehörigen und Freunde immer auswegloser wurde. Für die sehr jungen Leute war es geradezu die Rettung, dass sie in solchen Momenten nicht alleine waren. Meine Aufgabe bestand darin, ein bisschen „psychologische“ Hilfe zu leisten, damit sie die Briefe verarbeiten konnten.

Dennoch hat sich ein junger Mann kurz nach der Ankunft der dritten Gruppe Mitte 1939 das Leben genommen. Wir haben den Grund nie erfahren, aber es ist anzunehmen, dass er nach dem jahrelangen entsetzlichen Terror in Deutschland und der Trennung von seiner Familie mit großem Heimweh zu kämpfen hatte und dem ungeheuren Druck nicht gewachsen war, der auf uns allen lastete. Damit war das passiert, was wir unbedingt vermeiden wollten. Ich fühlte mich mitschuldig an seinem Tod, weil auch ich nicht gemerkt hatte, dass er besondere Hilfe brauchte. Zwar war ich kein „Schutzengel“ und hatte die gleichen Probleme wie die Anderen, aber es entsprach dem Geist unserer Gemeinschaft,

füreinander verantwortlich zu sein und uns gegenseitig zu stützen.

Um den Kontakt mit den Angehörigen und Freunden aufrecht zu erhalten, entwickelte sich eine enorme Korrespondenz, die größtenteils mit der Schiffspost abgewickelt wurde. Jeder versuchte, seinen Lieben in der verzweifelten Situation Mut zu machen, sie sollten auf keinen Fall die Hoffnung verlieren. Andererseits wartete jeder sehnsüchtig auf Antwort und weitere Informationen aus der früheren Heimat oder anderen Teilen der Welt, wohin jetzt viele verstreut waren. Wir schrieben auch Luftpostbriefe auf sehr dünnem Papier, steckten aus Kostengründen mehrere in einen Umschlag und schickten diesen per Luftpost an eine Adresse in Deutschland, von wo aus die Briefe an die einzelnen Familien weitergeleitet wurden.

Nach dem berüchtigten Naziterror am 9. November 1938, nur wenige Wochen nach meiner Abreise aus Krefeld, erkannten auch meine Eltern, wie gefährlich die Situation war und dass sie gehen mussten. Bis dahin hatte mein Vater immer noch gehofft, das Blatt würde sich wenden. Ab dann wurde ihre Situation immer schlechter, wie ich den vielen Briefen entnehmen konnte, die ich während dieser Zeit erhielt. Sie betonten stets, gesund und guten Mutes zu sein, beschrieben aber, soweit sie wegen der Briefzensur offen schreiben konnten, ihre finanziellen Sorgen, da mein Vater nicht länger arbeiten konnte und das Geld an allen Ecken und Enden fehlte. Mein frei gewordenen Zimmer vermieteten sie an einen alten Herrn, der nun mit ihnen zusammen wohnte. Der neun Jahre jüngere Bruder Helmut konnte anfangs noch zur Schule gehen, bis auch das endgültig vorbei war. Von nun an hatte er ein paar Gelegenheitsjobs und verrichtete Botendienste für eine Wäscherei mit dem Fahrrad. Er begann intensiv Englisch, Spanisch und Französisch zu lernen mit der Absicht, zu Kurt nach England zu gehen, in die USA zu emigrieren oder nach Möglichkeit zu mir zu kommen. Alle Bemühungen, eine Ausreise von Deutschland aus zu bewerkstelligen, scheiterten. Für die Daheimgebliebenen erwies es sich nun als Glücksfall, dass ich nach Argentinien ausgewandert war, und alle Hoffnungen ruhten auf mir.

In Buenos Aires versuchte ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, meine Eltern und den jüngeren Bruder aus Deutschland herauszuholen und ihnen die Einreise nach Argentinien zu ermöglichen. Damals gab es ein Gesetz, dem zufolge man eine „Llamada“ (Einwanderungsgesuch für Verwandte) beantragen konnte, wenn man als Familienmitglied zwei Jahre im Land war. Außerdem benötigte man den Nachweis einer festen Arbeitsstelle und eines Bankguthabens. Ein Freund gab mir 500 Pesos für die Eröffnung eines Kontos, und ich hatte einen Arbeitsvertrag als Sekretärin bei der ACIBA.

Ich reichte den Antrag 1940 bei der Einwanderungsbehörde ein. Eines Tages erhielt ich einen Anruf, und als ich auf dem Amt erschien, schmiss der Sachbearbeiter die Papiere auf den Tisch und verweigerte mir die Genehmigung für die Einreise meiner Angehörigen mit den Worten: „Wir haben schon genug Juden hier!“

Die Äußerung stammte von einem stadtbekanntem Antisemiten, dem damaligen Direktor der „Inmigracion“. Solchen Staatsdienern kam allerdings zugute, dass die argentinische Regierung schon seit längerer Zeit dazu übergegangen war, die Einwanderung jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland strikt einzudämmen und die Anträge abzulehnen.

Als ich dann völlig aufgelöst in meinem Büro bei der ACIBA erschien, versuchten die Herren des Vorstands mich zu trösten und sagten mir ihre Unterstützung zu, darunter einer meiner Chefs, der später mein Ehemann wurde. Er selbst versuchte noch, eine Schwester mit ihrer Familie in Deutschland zu retten und hatte Kontakt zu einem Argentinier, der versprach, die Einwanderungspapiere gegen Zahlung einer bestimmten Summe zu besorgen. Das Geld wurde übergeben, doch als er die Papiere in Empfang nehmen wollte, war diese Person mit dem Geld von einem Tag zum anderen spurlos verschwunden. Offenbar hatte ihn jemand angezeigt. Jedenfalls mussten wir wieder von vorne anfangen.

Es gab viele Gauner, die behaupteten, sie könnten noch „Llamaden“ für die Zahlung einer „Kleinigkeit“ von 1.000 bis 2.200 Pesos beschaffen, aber solche Summen konnte natürlich keiner von uns aufbringen, abgesehen davon, dass es nicht die geringste Sicherheit für die Erteilung einer Genehmigung gab.

So schwand die Hoffnung im Laufe der Zeit immer mehr, den Angehörigen von hier aus helfen zu können. Wir hatten die besten Beziehungen, die man sich nur wünschen konnte. Sobald sich irgendwo ein Hoffnungsschimmer zeigte, erfuhren wir davon, doch leider war alles illusorisch. Ich versuchte viele Wege, aber es fehlte das Geld für die Zahlung hoher Bestechungsgelder.

Bis Mitte 1939 wäre es vielleicht möglich gewesen, mehr Menschen zu retten, aber nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Europa am 1. September war es meist zu spät. Die damaligen Umstände sind nicht vergleichbar mit der heutigen Zeit. Wir haben sicher getan, was in unserer Macht stand, aber das ist nur ein schwacher Trost. Dass man nicht helfen konnte, ist ein Trauma geblieben, mit dem zu leben nicht einfach ist.

Auch in Deutschland versuchten viele bis zuletzt, Visa für die Einwanderung in Argentinien oder andere Länder in der ganzen Welt zu bekommen. Es gelang aber nur denjenigen, das Land noch zu verlassen, die rechtzeitig alle notwendigen Schritte in die Wege leiten konnten.

Nachdem Argentinien für die Einwanderung so gut wie geschlossen war, kamen einige Familien oder einzelne Personen auf dem Umweg über Bolivien hier an, was sie offenbar mit Hilfe finanzieller Mittel von Deutschland aus organisieren konnten. Auch kamen Leute „schwarz“ über die Grenze von Paraguay oder Bolivien. Mein späterer Mann fand 1936 ein obdachloses Ehepaar mit ihren völlig

unterernährten Buben auf der Straße, die deutsch sprachen. Als er sah, dass sie dringend Hilfe brauchten, nahm er sie mit zu seinem Geschäft, wo er ihnen einen Raum zum Wohnen und Schlafen und eine provisorische Küche einrichtete. Er sorgte für sie, zusammen mit einem befreundeten Arzt, der ihm einen Koffer mit Medikamenten und Vitaminen gab. Als ich diese Familie kennen lernte, war der Mann Hausmeister bei der ACIBA, und die Kinder hingen mit großer Liebe an meinem Mann.

Der „Hilfsverein“ selbst konnte nichts tun, was gegen Gesetze verstieß. Es war zu gefährlich, illegalen Einwanderern offiziell zu helfen. Dennoch verdient der Verein große Anerkennung, weil sich einige Mitglieder mit viel Zeit, Geld und persönlichem Engagement in den Dienst der Sache stellten. Auf diese Weise wurde vielen Menschen geholfen, auch wenn es Fälle gab, in denen man nichts tun konnte. Manchmal kam es zu Diskussionen und Auseinandersetzungen, besonders dann, wenn auch die Hilfesuchenden nicht aufrichtig oder anmaßend waren. Einige beklagten sich hinterher, sie wären schlecht behandelt worden.

Die Organisation hatte keine andere Aufgabe, als zu helfen und den Emigranten ihre Situation zu erleichtern. Sie unterhielt eine Art Hotel, in denen Leute untergebracht wurden, die kein Geld hatten. Hier konnten sie vorläufig wohnen, wurden gepflegt und bekamen ein Taschengeld für das Notwendigste. Auch die Kranken wurden medizinisch versorgt.

Glückliche Jahre mit meinem Mann José Silber

In den ersten beiden Jahren blieb unsere Gemeinschaft aus insgesamt drei Gruppen zusammen. Kurze Zeit glaubten wir noch an die Möglichkeit, wieder in die Heimat zurückzugehen. Diese Hoffnung wurde jedoch durch den von den Nazis entfachten Weltkrieg und die verheerenden Folgen für Millionen von Menschen in Europa völlig zunichte gemacht.

Von Anfang an war das Heim als Übergangslösung gedacht, dennoch war es überraschend, in welcher kurzen Zeit sich die Auflösung ab 1940 vollzog. Die meisten jungen Leute waren unabhängig geworden, beherrschten die Sprache und passten sich der argentinischen Lebensweise an.

Allmählich fanden alle besser bezahlte Stellen mit festem Arbeitsplatz, waren in der Lage, eine Familie zu ernähren und zogen zum Teil in andere Stadtteile und Städte.

Im Grunde hatten alle den Wunsch, sich in die Gesellschaft zu integrieren, aber einigen ist es nicht gelungen. Ich kenne wenige, die argentinische Freunde hatten, selbst die hier geborenen Kinder, die hiesige Schulen und Universitäten besuchten, waren in der Regel mit Jugendlichen unserer Glaubensgemeinschaft befreundet.

Die wenigsten unserer Gemeinschaft führten weiterhin ein jüdisches Leben im „Kaschrut“¹, wie

wir uns das im Heim vorgestellt hatten. Dennoch arbeiteten fast alle aktiv in Synagogen oder jüdischen Organisationen und lebten trotz Verfolgung und Leid im Sinne der Traditionen des Judentums.

Nach den entbehrungsreichen Aufbaujahren ging es den meisten später gut, einigen sogar sehr gut, und im Allgemeinen führten sie ein normales Leben. Solange wir im Heim zusammen waren, war es nicht notwendig, sich gegenseitig finanziell zu unterstützen. Später weiß ich von einigen, dass sie anderen geholfen haben, die es nötig hatten.

Die meisten Kinder unserer Freunde konnten studieren und sind in guten Positionen.

Fast alle heirateten jüdische Partner, einige wanderten nach Israel aus. Nur wenige bekennen sich nicht mehr zum Judentum. Sie wissen noch um die religiösen Wurzeln ihrer Eltern, geben es aber nicht mehr an ihre Kinder weiter.

Bemerkenswert entwickelten sich eigentlich nur die Töchter Tana und Irene eines Ehepaars Sachs. Tana wurde eine anerkannte Künstlerin, die ihre gebatikten und gewebten „Tapices“ (Wandbehänge) in internationalen Museen, Ausstellungen und Büchern präsentiert. Irene brachte es zu einer erfolgreichen Pädagogin, ihre Arbeiten wurden in Zeitschriften und Büchern veröffentlicht.

Als das Heim aufgelöst wurde, zog ich ebenfalls aus und mietete mir ein Zimmer zusammen mit einem Mädels, das zuletzt den Haushalt führte und dann auch mit mir bei der Kulturgemeinschaft arbeitete.

Trotz der Auflösung, verloren hatte sich die Heimgemeinschaft und der Grundgedanke nie. Unsere Herkunft und das gemeinsame Schicksal hatten uns zusammengeführt, und schließlich war allen endgültig klar, dass wir zu den wenigen gehörten, die ihr Leben gerettet haben.

Während der Nazi-Herrschaft und des Krieges in Europa beteiligten wir uns nicht an politischen Aktionen, auch nicht gemeinsam mit anderen Organisationen. Wir waren zu sehr mit unseren persönlichen Problemen beschäftigt.

Günther Friedländer, der uns geholfen hatte, das Land mit der famosen Riegner-Gruppe zu verlassen, hatte sich inzwischen zum Rabbiner ausbilden lassen. In Buenos Aires gründete er zwei Synagogen sowie einen Verlag und war Herausgeber einer deutsch-jüdischen Wochenzeitung, in der er selbstverständlich gegen den „Nazismus“ kämpfte.

Es war bekannt, dass Argentinien zu der Zeit über



Edith in Buenos Aires 1941 im Alter von 27 Jahren.

eine starke deutschstämmige Gesellschaft im Land verfügte mit mehrheitlich deutsch-nationaler Gesinnung. Auch die Regierung zeigte sich beeindruckt von der zunehmenden Macht und dem Einfluss Deutschlands und entwickelte bis kurz vor Kriegsende eine „nazifreundliche Neutralität“. So ist es kaum verwunderlich, dass den Juden die Einreise auf der Flucht vor Hitler erschwert und später so gut wie unmöglich gemacht wurde.

Dagegen war es nach 1945 für viele von den Alliierten in Europa gesuchte Kriegsverbrecher und führende Nationalsozialisten ein Leichtes, sich mit Hilfe verschiedener Organisationen, da-

runter auch der Vatikan⁵, gefälschter Papiere und neuer Identität nach Argentinien abzusetzen und ein normales und sicheres Leben zu führen, ohne Angst haben zu müssen, ausgeliefert zu werden.

Als wir in Argentinien Ende der siebziger Jahre die durch Staatsterror in Verruf geratene Militärdiktatur hatten, wurde ich noch mal an die deutsche Nazizeit erinnert. Es wurde mir erneut vor Augen geführt, wie man ganz allmählich in eine gefährliche politische Situation geraten kann, ohne sich der Gefahr bewusst zu werden, die einen umgibt.

Nach kurzer Tätigkeit in einer Exportfirma heiratete ich 1944 einen meiner ehemaligen Chefs José

(Josef) Silber, einen deutschen Juden, der kein Opfer Hitlers war, sondern schon seit 1920 in Buenos Aires lebte. Ich lernte ihn erst kennen nach meiner Einstellung als Sekretärin bei der ACIBA. Er war einer der Gründer der Organisation und ein wichtiges Vorstandsmitglied, weil er über sehr gute Kontakte zu Argentinern, Juden und Nichtjuden, verfügte.

Mein Mann stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie in Bayern und war für ein Nürnberger Unternehmen im Besitz seiner Verwandten tätig gewesen, das über geschäftliche Verbindungen in Portugal, Spanien, Argentinien und Kuba verfügte. Vor dem 1. Weltkrieg schickte man ihn nach Portugal, und als der Krieg 1914 ausbrach, musste er Portugal nach ein bis zwei Jahren verlassen. Das Land war mit England verbündet, und als Deutscher war er Angehöriger einer feindlichen Nation, und daher ging er nach Spanien. Als der Krieg zu Ende war, kam er zurück nach Deutschland, aber dort wollte er nicht länger leben und wandte sich nach Argentinien. Hier arbeitete er mit den Vertretern des Unternehmens zusammen und blieb den Familien der alten Firma weiter verbunden. Später machte er sich selbstständig und übernahm andere Vertretungen aus Deutschland. Als ich ihm begegnete, war er aus erster Ehe geschieden und alleinstehend.

José war um einiges älter als ich, und einige Leute gaben mir zu bedenken, dass es nicht leicht zu würde, an der Seite eines Mannes zu stehen, der 20 Jahre älter war als ich. Aber ich würde es jederzeit wieder tun, denn er war ein außergewöhnlicher, wunderbarer und netter Mann. Wir waren 35 Jahre glücklich verheiratet und hatten viele gemeinsame Interessen. Er gab mir so viel bis zum heutigen Tag, und obwohl sein Tod 1978 schon so viele Jahre zurückliegt, spüre ich immer noch seine Nähe.

Mein Mann, mit seiner großen Lebenserfahrung, brachte mich mit vielen feinen und interessanten Leuten zusammen und ersetzte mir all das, was ich in den ersten Jahren nach meiner Einwanderung entbehren musste. Er war in der Metallbranche tätig, und ich arbeitete zunächst für ihn als Sekretärin und Mädchen für alles. Das Geschäft war nicht einfach, und wir konnten trotz harter Arbeit keine Reichtümer verdienen, um all das zu genießen, was Buenos Aires und das große Land zu bieten hat. Trotzdem war ich froh, dass ihm nach 30 Jahren Argentinien sein guter Ruf und Name wichtiger war als ein dickes Bankkonto, das bei vielen als



José und Edit Silber in Argentinien. Text auf der Rückseite: „zwei Landstreicher am 26. Mai 1946 auf dem Camp in Castelar!“

einzigste Visitenkarte galt.

Nach meiner Tätigkeit als Sekretärin konnte ich endlich das tun, was ich immer wollte, seitdem ich hier war: arbeiten mit Büchern. Mit Hilfe meines Mannes erfüllte ich mir 1948 diesen speziellen Wunsch und eröffnete mit einer Partnerin eine kleine Buchhandlung. Wir begannen im kleinen Rahmen mit deutschen und englischen Büchern. Als sich das Geschäft langsam vergrößerte, konnten wir ein Jahr später in ein schönes Geschäft in der Nähe von Santa Fé, einer der besten Gegenden von Buenos Aires, umziehen. Wir erweiterten unser Angebot an spanischer, englischer, französischer und deutscher Literatur und fügten bald danach noch eine kleine

Kunstgalerie hinzu. Das war eine sehr schöne und interessante Erfahrung, denn durch das Geschäft lernte ich im Laufe der Zeit Persönlichkeiten kennen, die ich als Elite von Buenos Aires betrachtete: argentinische Intellektuelle, Künstler und Musiker wie die Maler Antonio Berni und Alonso, Schriftsteller wie Havado, Masea und Jorge Luis Borges, den bedeutendsten Dichter des Landes. Natürlich kam ich mit ihnen ins Gespräch und sprach auch über meine Herkunft und Geschichte. Der Ein oder Andere wusste sehr viel von unserem Leben und Schicksal in Hitler-Deutschland und war sehr interessiert, mehr darüber von einem direkten Zeitzeugen zu erfahren. Borges dagegen hielt sich

zurück, der interessierte sich weniger für Politik.

Das Geschäft war unten in einem mehrstöckigen Gebäude, aber leider mussten wir den Laden 1968 aufgeben, weil an dieser Stelle ein neues Hochhaus gebaut werden sollte.

Danach führte ich zehn Jahre die Abteilung für deutsche Bücher und Schallplatten in einer älteren Buchhandlung. Ich musste die Arbeit ein halbes Jahr unterbrechen, um bei meinem Mann zu bleiben bis zu seinem Tod im Alter von 84 Jahren.

Anschließend arbeitete ich von 1980 bis 1995 in dem einzigen deutschen Antiquariat der Stadt für antike und gebrauchte Bücher.

Immer schon interessierte mich, woher die Familie Zanders stammt. Inzwischen stellte sich heraus, dass Samuel Sanders, Kaldenkirchen der Stammvater aller Linien der jüdischen Familien Sanders und Zanders ist. Mein Mann, der gern mit Namen spielte und einige Studien machte, hielt es für möglich, dass die Familie vielleicht auch in Spanien oder Portugal verfolgt und vertrieben wurde und auf diese Weise nach Holland und an den Niederrhein kam. Er fand viele Namen spanischen Ursprungs und spielte mit dem Gedanken, dass „Sanders“ aus dem spanischen „San Andreas“ entstanden sein könnte. Viele, vor allem zwangsgetaufte Juden, hatten Namen aus dem Neuen Testament angenommen und diese dann in der neuen Heimat wieder geändert. Meine besten Freunde hier sind „sephardische Juden“ (Bezeichnung für die spanisch-portugiesischen und orientalischen Juden), und sie sagen, dass ich ihnen in vielen Dingen ähnlich sei. Sie haben mich sozusagen als „sephardisch“ adoptiert, weil wir vieles gemeinsam haben. Aber dafür haben wir keine Beweise, außer der Geschichte, die 1492 mit der Auswanderung der spanischen Juden begonnen hatte. Vielleicht gibt es da etwas, aber nach so vielen Jahren waren wir natürlich „Aschkenasim“ (Bezeichnung für die ost- und mitteleuropäischen Juden).

Seit dem Tod von Hanns Harf, dem letzten deutschstämmigen Rabbiner von Buenos Aires, der ebenfalls mit einer unserer Gruppen eingewandert war, gibt es keine deutschsprachige jüdische Gemeinde mehr. Die Nachfahren der Einwanderer verstehen sich eher als Argentinier jüdischen Glaubens. Mir gefällt, dass sich die einzelnen Gruppen der Diaspora (religiöse oder nationale Minderheit) ab der zweiten und dritten Generation allmählich mischen.

Mit uns sterben die letzten aus dem „bürgerlichen Judentum in Deutschland“. Damit meine ich Leute wie meine Eltern und Großeltern, die sich als Deutsche fühlten, im Ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Armee kämpften und über Hitler lachten, wie etwa der Vater. „Wir haben keinen Grund zu fliehen, weil ein Verrückter sagt, wir seien keine Deutschen. Für dieses Land war ich im Krieg! Ich bin Deutscher, er ist ein hergelaufener Österreicher!“ empörte sich der einstige dekorierte Frontsoldat.

Ich werde nie vergessen, was er mir antwortete, als ich ihn eines Tages fragte – ich glaube ich war 14 Jahre alt – was Zionisten² seien. Er hat sich aufgeregt, wer mit mir darüber gesprochen hätte, er wolle das Wort nicht einmal in seinem Hause hören, von den Menschen dieser Gesinnung aber schon gar nichts wissen. Und dann hat er mir erklärt, was Zionismus ist und weshalb für uns diese Bewegung gar nicht in Frage käme, dass ihre Anhänger weiter von uns entfernt seien als die Chinesen.

Die Familien lebten normal und friedlich mit allen zusammen und glaubten, dass man „Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“ sein könne. Warum haben wir uns nur so sicher gefühlt, frage ich mich heute, die Emanzipation von Juden in Deutschland war nicht einmal 100 Jahre alt?

Bevor ich nach Argentinien kam, musste ich Deutschland als Verfolgte verlassen, wobei ich mich mehr als „Rausgeschmissene“ fühle. Eine deutsche Heimat habe ich nicht, höchstens Erinnerungen an bessere Zeiten: das Leben mit der Familie und den Großeltern in ländlicher Umgebung, später die Treffen mit den Freunden und die schönen Ausflüge der Jugendgruppe in Krefeld.

Das einzige, was mich heute noch mit früher verbindet, sind Sprache und Literatur. Hier finden sich ein paar der wenigen Deutschen und Österreicher, denen ich stets vertrauen konnte, zum Beispiel Thomas Mann, Friedrich Schiller oder Stefan Zweig.

Mit Ausnahme einiger sehr guter alter Freunde habe ich keine Beziehung mehr zu Deutschland. Anfang 1953 reiste ich geschäftlich zur Buchmesse nach Frankfurt. In den achtziger Jahren besuchte ich Freunde, aber ich begegnete ihnen persönlich, nach „Deutschland“ im Sinne meiner Heimat bin ich nie zurückgekehrt.

Seitdem meine Eltern 1933 das Geschäft aufgeben und nach Krefeld ziehen mussten, hatte ich nie mehr

Kontakt zu Lobberich, mit Ausnahme von Hans Weyer, unserem Schulkameraden, der immer ein Freund geblieben ist, vor, während und nach Hitler. Vor Jahren war ich ein paar Tage in Lobberich und nur mit ihm und seiner Frau zusammen, sonst habe ich niemand dort getroffen und gesprochen. Wir besuchten den jüdischen Friedhof in Bracht mit den Gräbern meiner Vorfahren und stellten fest, dass der Friedhof in der Nazizeit nicht zerstört wurde. Die Grabsteine waren verblichen und bewachsen, aber das ist ein natürlicher Vorgang.

Nach dem Krieg zeigte sich auch für uns das ganze Ausmaß der Nazi-Verfolgung:

Die Brüder meines Vaters, Arthur und Otto, mit ihren Frauen und drei Kindern wurden aus Lobberich nach Riga/Lettland deportiert und kamen nicht zurück.

Helene Zanders, die jüngste Schwester meines Vaters, war nicht verheiratet und lebte zuletzt als Hausdame bei einer entfernten Verwandten. Ihre Schwester Adele war in Wickrath mit Albert Harf verheiratet und hatte zwei Kinder. Alle wurden deportiert, eine Tochter hat angeblich überlebt.

Die vier Geschwister meiner Mutter wurden mit ihren Familien entweder deportiert oder konnten nach Holland, Belgien oder in die USA entkommen.

Die einzigen unserer jüdischen Gemeinde in Lobberich, die ich kannte, waren Max Rosenthal und seine Frau Martha, geb. Stern. Beide wurden ebenfalls nach Riga verschleppt. Frau Rosenthal hatte eine Schwester Cilly, die mit ihrem (katholischen) Mann vor mir nach Buenos Aires kam, weil es für ihn keinen Grund gab, sich von seiner Frau zu trennen.

Mein Bruder Kurt konnte 1939 nach England auswandern und lebt dort mit seiner Frau Karola (Ola), geb. Wolf aus Krefeld, die mit ihren Eltern in Holland überlebte.

Nur wenige Mitglieder unserer früheren Krefelder Gemeinden konnten sich vor dem Terror retten, darunter mein verehrter Lehrer und Rabbiner Dr. Arthur Bluhm, der mir so viel für mein späteres Leben vermittelt hat. Nach der Kristallnacht wurde er wie so viele Krefelder verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau geschickt. Jahre später traf ich bei der ACIBA in Buenos Aires einen Emigranten aus Deutschland, der mit Dr. Bluhm im Lager gewesen war. Er erzählte mir, der Rabbiner habe den Mithäftlingen nach Kräften geholfen und besonders die Älteren unterstützt, von denen einige noch entlassen

worden sind. Er selbst überlebte den Terror, nachdem seine Frau einen Weg fand, über Holland in die USA nach Amarilla/Texas zu emigrieren, und damit seine Freilassung aus Dachau erreichen konnte.

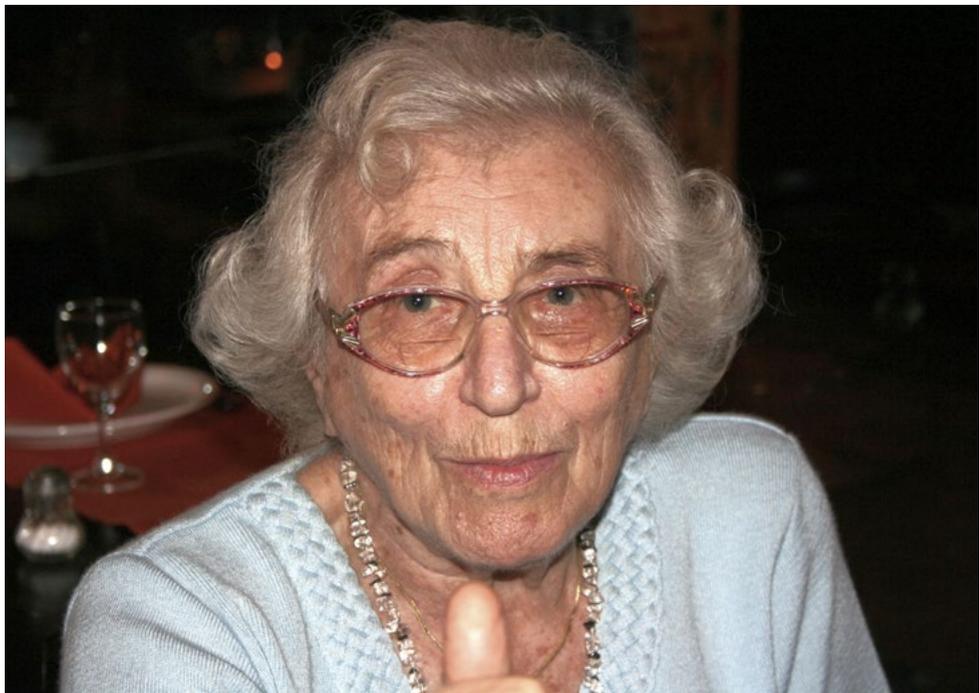
Die meisten Mitglieder der Gemeinde dagegen wurden deportiert und kehrten nicht mehr zurück. Inzwischen liegt eine „Liste der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in Krefeld“ vor, die ca. 750 Personen umfasst und mit den Namen Helmut (19), Maria Anna (56) und Sigmund Zanders (60) endet. Sie wurden am 21. April 1942 von Krefeld über Düsseldorf in das Durchgangslager Izbica/Polen deportiert. Seitdem habe ich nie mehr was von ihnen gehört.

Da die Verbindung zwischenzeitlich völlig abgerissen war, schrieb ich ihnen am 25. Juli 1942 einen letzten Brief, der zurückkam mit dem Stempel der Reichspost vom 22. Oktober 1942: „Abgereist, ohne Angabe der Adresse.“ Nach allem, was man inzwischen weiß, ist davon auszugehen, dass sie von Izbica direkt in die Vernichtungslager Belzec oder Sobibór/Polen transportiert worden sind.

Mein Bruder Kurt in England war von 1939 bis Kriegsende 1945 Soldat in der britischen Armee und hatte in dieser Zeit keinen direkten Kontakt zu unserer Familie in Krefeld. Ein Cousin in Belgien, der uns so nahe stand wie ein Bruder, beschäftigte sich mit ihrem weiteren Schicksal und versuchte, mit ihnen in Verbindung zu bleiben und ihnen zu helfen. Wie wir erst nach dem Krieg erfuhren, wusste er angeblich, wohin sie verschleppt worden waren und schickte ihnen noch einige Pakete mit Lebensmitteln. Es hört sich unglaublich an, aber nach seinen Angaben scheint es so, als hätten sie die Pakete im Lager bekommen.

Vor Jahren erhielt ich eine Einladung von Krefeld zum Besuch der Stadt. In meiner Absage habe ich geschrieben, dass meine Heimatgefühle für Deutschland mit der Ermordung meiner Eltern und meines Bruders im Konzentrationslager ausgelöscht worden sind.

Für mich gibt es keine Erklärung und keinen erkennbaren Grund dafür, warum ich mein Leben retten konnte, im Gegensatz zu meinen Angehörigen und so vielen anderen Menschen. Ich lebe fortwährend mit einem Schuldgefühl, weil ich es nicht



Edit Silber, Buenos Aires, 28.02.2009

geschafft habe, meine Eltern und meinen Bruder nach Argentinien zu holen. Obwohl ich so viel wie möglich versucht habe zu helfen, war es nicht genug. Dieses Gefühl, mitschuldig an ihrem Tod zu sein, wird mich wohl bis zum Lebensende begleiten.

Wir lebten damals in einer extrem schwierigen und lebensbedrohlichen Situation, und dies kann nur jemand empfinden, der das am eigenen Leib erfahren hat. Für mich wird es nie eine Antwort geben auf die Frage, warum uns dies alles angetan worden ist.

Die jungen Leute müssen heute ihre eigenen Erfahrungen machen in einer völlig veränderten Welt. Sie sollten wachsam sein und aufmerksam beobachten, was um sie herum geschieht. Soweit sie unserem Volk Israel angehören, wünsche ich mir, dass sie nicht ihre Identität mit dem Judentum verlieren.

Ich gehöre zu unserer jüdischen Gemeinde und bin froh, dort sehr gute Freunde gefunden zu haben. Ich nehme teil an verschiedenen Seminaren, Bibel- und Ethikstunden unter hervorragender Leitung. Damit lebe ich gemäß den Regeln und Traditionen unserer Religion, und das Bewusstsein, zum Volk Israel zu gehören mit seiner Jahrtausende alten Existenz und Kultur gibt mir einen inneren Frieden und einen Sinn zu akzeptieren, was von der Ver-

gangenheit übrig geblieben ist.

Meinen Lebensabend verbringe ich im Seniorenheim „Vidalinda“, zu deutsch „schönes Leben“, dessen Leitung mehrere Jahre in meinen Händen lag. Das Gebäude aus rotem Backstein mit Balkons aus grauen Platten im Stadtteil Belgrano verfügt über 15 Stockwerke mit insgesamt 105 Eigentumswohnungen, die mit Küche, Schlaf- und Wohnzimmer ausgestattet sind. Die Inneneinrichtung ist im Stil der sechziger Jahre dekoriert. Dazu gibt es Gemeinschaftsräume und eine Bibliothek, die ebenfalls von mir verwaltet wird. Die Bewohner können die Mahlzeiten im Speiseraum zu sich nehmen oder das Essen in die Wohnung bestellen.

Seit 1938 lebe ich in Buenos Aires. Ungeachtet der politischen Vergangenheit Argentiniens oder gesellschaftlicher Gegensätze habe ich mich seit meiner Ankunft wohl gefühlt in diesem großzügigen Land mit seinen lebenswürdigen Menschen. Ich bin gerne hier und dankbar, dass ich in diesem Land überleben konnte und eine neue Heimat gefunden habe. Obwohl unsere Zeit zum „Glücklichsein“ lange auf sich warten ließ, konnten wir hier von Anfang an in Frieden und Freiheit leben und für unseren jüdischen Glauben und unsere moralischen Werte eintreten.



Das Grab von Edit und José Silber auf dem jüdischen Friedhof in Buenos Aires. (Fotos von Victoria Eglau, 2012).

1. Kaschrut, hebräisch: Die Jüdischen Speisegesetze sind religionsgesetzliche Vorschriften für den Genuss von Speisen und Getränken. Danach werden Lebensmittel unterschieden in solche, die für den Verzehr geeignet (koscher) oder nicht geeignet sind (nicht-koscher oder treife). (Wikipedia).

2. Zionismus: Bewegung zur Gründung und Sicherung eines nationalen jüdischen Staates Israel.

3. Arthur Bluhm wurde 1899 in Cekzin/Westpreußen (heute Polen) geboren. Nach seinem Studium in Berlin wurde er zum Rabbiner geweiht. In Danzig heiratete er 1928 seine Frau Hannah Heimann. Von 1928 bis 1938 war er Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Krefeld. Er wurde im November 1938 verhaftet und 22 Tage in das KZ Dachau verschleppt. Mit Hilfe von Prof. Fritz Kaufmann konnte er in die USA emigrieren und dadurch seine Freilassung aus Dachau erreichen. Über Holland gelangte er 1939 mit seiner Frau nach Amarillo/Texas, wo er als Rabbiner des Tempels B'nai Israel eingesetzt wurde. Er starb dort am 18. Juli 1962. (Leo Baeck Institute, Center for Jewish History, New York. Guide to the Papers of Arthur Bluhm.)

4. Benito Mussolini war von 1922 bis 1943 faschistischer Diktator Italiens. Als Führer des faschistischen (antidemokratischen, nationalistischen) Regimes führte er den Titel „Duce del Fascismo“ (Führer des Faschismus, Kurzform auch Il Duce, Der Führer).

Anfänglich stand Mussolini Adolf Hitler sehr kritisch gegenüber. Erst die italienische Besetzung Abessinien und der spanische Bürgerkrieg führten Mussolini ab 1936 zur Annäherung an das nationalsozialistische Deutschland. Im selben Jahr verkündete Mussolini die „Achse Rom-Berlin“ und gab damit einen Bündnisvertrag mit Hitler bekannt. 1938 führte Italien auf Anregung des Naziregimes antisemitische Rassengesetze ein. (Auszug aus Wikipedia Online, der freien Enzyklopädie, Benito Mussolini)

5. SPIEGEL ONLINE – Nazi Flucht nach Argentinien von Mai 2007
DUMONT Reiseverlag, Reiseführer Argentinien und Falklandinseln 2008, Seite 40

Keith Saunders (Kurt Zanders), London

Tatsachen und Streiflichter, die aneinander gereiht unsere Geschichte ausmachen

Zuerst wohnten meine Eltern, Edith und ich in Lobberich direkt am Marktplatz neben der Sparkasse und dem Bürgermeisteramt. Ich wurde am 4. Juli 1915 in diesem Haus geboren. Zu meiner ersten Erinnerung als Dreijähriger gehört, dass ein Mädchen mich auf dem Arm hielt, wir aus dem Fenster schauten und die 1918 aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrenden Soldaten sahen. Mein Vater kam erst später.

Wir gehörten zur jüdischen Gemeinde von Breyell, in der unser Großvater Max Zanders lange Zeit als Vorsitzender und Vorbeter tätig war. Dort gab es eine Synagoge und viel mehr Mitglieder als in Lobberich, hauptsächlich Vettern und Cousinen meines Großvaters der Familien Levy und Klaber. Bevor es 1928 nach meinem 13. Lebensjahr zu meiner „Barmitzwe“ (Einsegnung) kam, hatte ich jüdischen Religionsunterricht bei einem Lehrer aus der Umgebung.

Später wohnten wir auf der Sassenfelder Straße, gegenüber der katholischen Kirche, und danach auf der Bahnstraße. Als mein Vater sein Geschäft noch nicht hatte, lagerten die Stoffe, mit denen er handelte, in einem separaten Raum.

Anschließend wohnten wir auf der Hochstraße im Zentrum der Stadt, unten war das Geschäft, und wir wohnten im Obergeschoss. Wir bewohnten nur die Hälfte des Hauses. Neben uns war ein Farben- und Tapetengeschäft, das heute noch existiert. Auf der anderen Seite lagen Geschäft und Wohnung der Familie Rosenthal. Ein schönes Foto zeigt meinen Vater in seinem Laden vor der Dekoration von Damen- und Herrenbekleidung. Die Preisschilder



Edith, Kurt und Helmut in Lobberich.

und Plakate habe ich gemalt.

Ab April 1921 ging ich vier Jahre in die Volksschule. Von 1925 bis 1932 wechselte ich für sieben Jahre zur Oberrealschule Krefeld und fuhr jeden Tag mit dem Zug hin und zurück.

Ich besuchte die Schule von der Sexta bis zur Obersekunda, auf die beiden letzten „Primen“ habe ich verzichtet, da ich keine Lust mehr hatte, weiter zu lernen. Mein Vater empfahl mir dann die Webererschule in Krefeld, weil er hoffte, ich würde sein Geschäft übernehmen. Diese Schule besuchte ich von 1932 bis 1933 und machte mich mit Stoffen, Textilien und dem Weberhandwerk vertraut.

Durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten im März 1933 änderte sich unser Leben schlagartig. Von nun an begann in ganz Deutschland eine gezielte und dauerhafte Kampagne, um alle „Juden“ aus dem öffentlichen Leben zu verbannen. Nach einem Jahr Webererschule bekam ich eine Lehrstelle bei der Firma Königsberger Söhne, Krefeld im Hansahaus neben dem Hauptbahnhof und begann dort als Lehrling meine Ausbildung. Aber der alte Herr Königsberger war in den Ruhestand getreten, nach Hamburg gezogen, und das Geschäft wurde von seinem Neffen übernommen, bis es als „jüdisches Geschäft“ nicht mehr weitergeführt werden konnte, obwohl die meisten Arbeiter und Angestellten keine Juden waren. Ich konnte nicht bleiben und bekam einen Arbeitsplatz bei einem (jüdischen) Hut- und Mützenfabrikanten in Krefeld. Dort war ich dann einige Monate, bis auch sie am Ende waren. Schließlich fand ich Arbeit in einer Bleicherei in Mönchengladbach, ebenfalls „Juden“. Doch nach einigen Monaten war auch hier Schluss. Alle Betriebe kamen in die gleiche ausweglose Situation durch die ständige Hetze und Drohung der Nazis. Nun war für mich die große Frage: Was jetzt? Zu der Zeit waren meine Eltern immer noch in ihrem Heimatort.

In Lobberich spitzte sich die Situation ebenfalls im Laufe des Jahres 1933 zu. Wie überall wurden auch hier die paar „jüdischen“ Geschäfte boykottiert und die wenigen Bürger jüdischen Glaubens zunehmend verfolgt. Nachdem Hitler an die Macht kam, konnte auch mein Vater sein Geschäft nicht mehr halten, weil die Käufer ausblieben. Lobberich hatte zu der Zeit etwa 5.000 Einwohner. Es war nicht nur, dass die einheimische Kundschaft nicht mehr kam, unter den Kunden meines Vaters waren bis dahin sehr viele Bauern aus der Umgebung gewesen, die Sonn-

tag morgens zur Messe in die Kirche gingen und anschließend in sein Geschäft kamen. Da auch sie nicht mehr kamen, war er nun gezwungen, etwas anderes zu machen.

Mein Vater hat nie geglaubt, dass Hitler und die ganze Ideologie erfolgreich sein würden. Als Soldat der kaiserlichen Armee von 1914-18, mehrfach verwundet und ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, war er davon überzeugt, dass unserer Familie nichts passieren würde: „Hitler wird verhindern, dass uns persönlich was angetan wird!“

Dennoch, es blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Geschäft zu schließen. Meine Schwester Edith und ich waren bereits in Krefeld, Helmut ging dort zum Gymnasium, und so beschlossen meine Eltern Ende 1933, mit dem jüngsten Sohn nach Krefeld zu ziehen, wo mein Vater sich um eine neue Tätigkeit bemühte. Sie wohnten zuerst am Preußenring, dem nordwestlichen Rand von Krefeld, nicht weit von St. Tönis. Dann zogen sie zur Dreikönigenstraße 30 im Zentrum der Stadt.

Ich entsinne mich nur, dass der Vater nach seinem Umzug eine Handelsvertretung für eine Schweizer Firma hatte, die spezielle Öfen für Zentralheizungen verkaufte. Woher die Verbindung kam, weiß ich nicht. Die Öfen wurden im Keller aufgestellt, mit Kohle beheizt. Das war zu dieser Zeit etwas Neues. Mein Vater fuhr in Krefeld und Umgebung herum, um das Produkt anzubieten und zu verkaufen. Das dauerte aber nicht lange, obwohl er ziemlich erfolgreich war. Jedenfalls verdiente er damit genug, um gerade bescheiden zu leben und zurechtzukommen.

Später hatte er eine andere Vertretung, war dauernd unterwegs und verkaufte Reinigungsmittel an Firmen, Organisationen, Schulen usw. Damit hielten sich die Eltern über Wasser, denn die Zeiten wurden immer bedrohlicher.

Nach diesen Entwicklungen brach der Kontakt von uns allen zu unserem Heimatort Lobberich fast vollständig ab. Wir Kinder waren dort aufgewachsen, zur Schule gegangen, und wie jeder andere auch, hatten wir Freunde und Freundinnen, mit denen wir uns seit Jahren gut verstanden. So war ich mit einem (evangelischen) Jungen Heinz Ravens und einem (katholischen) Jungen Hans Weyer befreundet. Während der Hitlerzeit wurde Heinz so stark von seiner Mutter beeinflusst, dass die Freundschaft auseinander ging. Die Mutter hielt zu den Nazis, und daher durfte ihr Sohn nicht mehr mit uns zusammenkommen. Bei Hans Weyer war

genau das Gegenteil der Fall. Ungeachtet der politischen Entwicklung blieb er all die Jahre unser treuer Freund bis zu seinem Tod.

Während unserer Krefelder Zeit wohnten Edith und ich nicht mehr mit den Eltern und Helmut zusammen. Edith hatte ein Zimmer bei einem „jüdischen“ Rechtsanwalt auf dem Westwall, dem Ehepaar Josef und Käthe Wilczek. Sie hatten selbst keine Kinder, und Edith wurde dort wie die eigene Tochter sehr freundlich und nett behandelt.

Ich wohnte zu der Zeit als Mieter bei Frau Anhalt, auf dem Westwall in Krefeld. Ihr Mann war gestorben, sie hatte ein Zimmer zu vermieten. Frau Anhalt hatte zwei Töchter, Ruth war die Ältere, Ellen die Jüngere. Ruth war befreundet mit einem „jüdischen“ Lehrer aus Trier, der an einer „jüdischen“ Volksschule unterrichtete, die inzwischen in Krefeld eingerichtet worden war. Eines Tages, es muss etwa Herbst 1933 gewesen sein, waren die beiden über Nacht verschwunden. Ich wohnte immer noch bei der Mutter und der jüngeren Tochter, und nachdem ich so eine Stelle nach der anderen aufgeben musste, sagte die Mutter zu mir: „Warum machst Du nicht das Gleiche wie Ruth und ihr Mann, nämlich hier verschwinden? Die sind nach Frankreich gegangen, illegal über Nacht.“ Und dann erzählte sie mir die ganze Geschichte: Die beiden waren nach Saarbrücken gefahren, hatten sich bei der jüdischen Gemeinde gemeldet und von der Naziverfolgung in Krefeld berichtet. Vertreter der Gemeinde hatten ihnen zur Flucht über die Grenze nach Frankreich verholfen. Ich habe mir das dann reiflich überlegt und kam bald zu dem Entschluss, mich ebenfalls nach Frankreich abzusetzen.

Ich fuhr nach Saarbrücken, meldete mich bei der jüdischen Gemeinde und gab an, in Krefeld verfolgt zu werden und keine Arbeit mehr zu finden. Sie versprachen mir, mich abends zwischen 20 und 21 Uhr über die Grenze zu bringen. So kam ich dann über die französische Grenze, die Helfer brachten mich mit dem Auto zu einer Stadt in Lothringen, um Mitternacht hielt ein Zug, der weiter nach Paris fuhr, und um sieben Uhr morgens traf ich in der französischen Hauptstadt ein. Ich war im Saarland nur ein paar Stunden, alles hatte wunderbar geklappt.

Die Adresse, die ich in Paris hatte, war von meinem Vetter Hugo Simons, der ebenfalls nach Frankreich umgesiedelt war. Wir standen in Verbindung, und er hatte mir geschrieben: „Wenn Du nach Paris kommst, kann ich dich sofort engagieren. Ich habe viel Arbeit,



Tanzkursus 1931 in Lobberich. Kurt steht in der hinteren Reihe, 4. von links mit Brille.

nur das Einzige, was ich nicht kann, ist dir die Arbeiterlaubnis zu besorgen, da musst du dich selbst drum kümmern.“

Hugo wohnte ursprünglich in Rheydt. Meine Mutter, geb. Bähr aus Heinsberg, und seine Mutter waren Geschwister. Die Familie hatte zwei Töchter und zwei Söhne. Sein Vater stammte aus Köln und war in Rheydt Inhaber von drei Lebensmittelgeschäften, die bis zur Nazizeit sehr gut liefen. Hugo, der jüngere der beiden Söhne, war ein besonders aktiver junger Mann. Schon während der Schulzeit hatte er sich an Wochenenden und Feiertagen im Schloss Rheydt Geld verdient, indem er die Mäntel, Hüte und Schirme der Besucher in einer Garderobe aufbewahrte. Das war seine Idee, damit die Gäste die Räume und Sehenswürdigkeiten des Schlosses in Ruhe besichtigen konnten.

Nach der Schule ging er nach Berlin und hatte dort eine interessante Geschäftsidee, die aber erst in Frankreich richtig zum Tragen kommen sollte. Jedenfalls wussten wir, dass er kurz nachdem er sich

in Berlin niedergelassen hatte in einen Verkehrsunfall verwickelt war. Er stieß in seinem Auto mit einem anderen Wagen zusammen, wurde für den Unfall verantwortlich gemacht und angeklagt. Zu der Zeit waren Hitler und die Nazis schon an der Macht, und der Mann, mit dessen Fahrzeug er kollidierte, war ausgerechnet der Berliner Polizeipräsident. Daraufhin zog mein Vetter es vor, sich schleunigst aus dem Staub zu machen und nach Frankreich zu ziehen.

In Paris setzte Hugo fort, was er in Berlin begonnen hatte: den Verkauf von „Wellenkämmen“. Dieser Kamm war so hergestellt und geformt, dass er bei richtiger Anwendung das dafür geeignete Haar in Wellen legen sollte. Darüber hinaus verkaufte er spezielle Ringe mit den Initialen der zukünftigen Besitzer und entwickelte zwei Flüssigkeiten für die Busen der Damen, die er ebenfalls auf den Markt brachte. Das eine Mittel in einer blauen Flasche war bestimmt für den unterentwickelten Busen, das andere in einer roten Flasche zur Straffung des Busens. Diese Substanzen waren weiter nichts als eine

Art hautverträgliches Parfüm oder Kölnisch Wasser. Jedenfalls, Hugo war der Mann mit den Ideen, er offerierte seine Angebote in Zeitungsannoncen, bekam eine Flut von Bestellungen, und sein Versandhandel florierte bestens.

Nach meiner Abreise aus Deutschland über die grüne Grenze nach Frankreich kam ich Ende 1933 früh morgens mit dem Zug am Pariser Hauptbahnhof an. Um acht Uhr stand ich bei meinem Vetter im Büro seines Geschäfts in der Nähe vom Eiffelturm und den Champs-Élysées. Im gleichen Gebäude hatte er auch seine Wohnung. Unter dem Dach war noch ein Zimmer frei. Er bot mir an, bei ihm zu wohnen, und ich stürzte mich sofort in die Arbeit. Zu der Zeit lief das Geschäft noch sehr gut, und mein Vetter spielte mit dem Gedanken, die gleiche Idee auch in England zu verwirklichen. Jetzt hatte ich nur noch eine Sorge: Wie bekomme ich eine Arbeiterlaubnis?

Zur Weihnachtszeit fuhr Hugo zum Wintersport in die Schweizer Alpen und traf dort zufällig in

seinem Hotel auf einen gerade sehr berühmten Ungarn. Er war Filmproduzent und hatte gerade einen Film herausgebracht, der in ganz Europa bekannt und in den Kinos zur damaligen Zeit ein Riesenerfolg war: „Ihr Junge“.

Sie kamen ins Gespräch und der Mann eröffnete ihm, dass er dabei sei, einen neuen Film zu drehen, ihm aber die finanziellen Mittel fehlen würden, um das Projekt zu realisieren. Er bot meinem Vetter an, sich an der Sache zu beteiligen und sicherte ihm eine entsprechende Rendite und baldige Rückzahlung seiner Investition zu. Da der letzte Film ein so großer Erfolg war, gab mein Vetter ihm das Geld, das er brauchte. Ich habe nie erfahren, wie viel es war.

Nun aber erwies sich die Sache als Flop, der Produzent konnte meinem Vetter die geliehene Summe erst zu einem viel späteren Zeitpunkt als vereinbart oder überhaupt nicht mehr zurückzahlen. Die Konsequenz war: Hugo hatte kein Geld mehr, um das Geschäft in Paris weiter zu finanzieren und war schließlich 1934 gezwungen, seine Idee und die restliche Ware an einen Schweizer Geschäftsmann zu verkaufen. Dieser sagte bald darauf zu mir: „Es tut mir schrecklich leid, aber ich kann Sie nicht weiter beschäftigen, da es Ihnen bisher trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen ist, eine Arbeitserlaubnis zu beschaffen.“

Obleich dieser für mich so ungünstigen Entwicklung gab es noch eine nette und interessante Episode, die sich während meiner Tätigkeit in Paris ereignete. Mein Vetter Hugo hatte abgesehen von den Wellenkämmen und Ringen auch noch dieses Brustwasser für Damen, das er sehr erfolgreich vermarktete. Ich besaß, wie gesagt, keine Arbeitserlaubnis, hin und wieder kontrollierte die Polizei unser Geschäft, und bisher hatte ich jedesmal Glück, dass ich gerade dann nicht im Büro war. Gewöhnlich kamen keine Besucher zu uns, wir beschäftigten etwa zehn bis 12 Leute im Büro. Sie erstellten die Rechnungen und Papiere, verpackten die Ware, machten den Versand und was sonst noch alles zu erledigen war. Nur selten wurden wir bei der Arbeit gestört.

Eines Tages klingelte es an der Tür, und es erschien ein Mann, der darum bat, den Inhaber oder Geschäftsführer zu sprechen. Diesmal war mein Vetter nicht da und der Besucher wurde zu mir als seinem Stellvertreter geführt. Er stellte sich vor und sagte zu mir: „Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen zu bedanken.“ Ich war natürlich völlig überrascht und

fragte erstaunt: „Wieso, was haben wir gemacht?“ „Sie haben mir ein Gesundheitsmittel verschafft, von dessen Existenz ich nichts wusste und das mir jahrelang gefehlt hat. Ich leide an einer Wunde aus dem Ersten Weltkrieg, die bis heute nicht geheilt ist. Vor einigen Wochen“, fuhr er fort, „fand ich bei den Toilettenartikeln meiner Frau das von Ihnen stammende Xavix, und in meiner Verzweiflung habe ich das genommen und auf meine Wunde getan. Und sehen sie selbst, wie es jetzt ist.“ Er zeigte mir seine Verletzung, die inzwischen erheblich besser geworden war. Das Wasser hatte vielleicht die Wunde desinfiziert, die Entzündung gehemmt und damit den Heilprozess gefördert. „Ja, das ist von uns“, sagte ich, und wir waren beide glücklich über diesen unerwarteten Nebeneffekt. Unglaublich, und so habe ich auch in meinem späteren Leben einige komische und kuriose Dinge erlebt.

In Paris, wo das Geschäft bis dahin sehr gut lief, hatte mein Vetter Hugo einen Konkurrenten Lubka aus Lodz/Polen, der ähnliche Geschäfte machte wie er. Die zwei kannten sich, waren aber nicht befreundet. Nachdem mein Vetter aus finanziellen Gründen so unerwartet Schiffbruch erlitten hatte und ich nun ebenfalls ohne Arbeit dastand, ging ich zu Herrn Lubka und erzählte ihm, was passiert war. Wir sprachen auch über die Idee meines Veters, in England ein ähnliches Geschäft zu etablieren, was jetzt für ihn unmöglich war. Zum Schluss des Gesprächs fragte ich ihn direkt: „Warum gehen Sie nicht nach London?“ Lubka war viel älter als Hugo und antwortete: „Das würde ich sehr gerne tun. Aber ich spreche kein Wort Englisch.“ Daraufhin bot ich ihm meine Dienste an mit den Worten: „Ich spreche die Sprache und bin gerne bereit, für Sie dort zu arbeiten.“ Und sofort hat er akzeptiert.

So fuhren mein neuer Chef Lubka und ich am 31. Dezember 1934 mit der Nachtfähre Calais – Dover nach England. Wir kamen am Neujahrstag, 1. Januar 1935, in einem Londoner Hotel an und fanden sofort in der Nähe eine Wohnung für mich, in der ich auch genügend Platz zum Arbeiten hatte. Abends studierten wir die Zeitungen, um zu sehen, was sich so tat, und nahmen mit Freude zur Kenntnis, dass es dort ähnliche Werbeinserate gab wie in Paris und die Leser offenbar daran gewöhnt waren. Wir informierten uns weiter, ließen uns beraten und kamen schließlich zu einer heute noch existierenden Anzeigenfirma HAWAS, um

unsere Annoncen in die Zeitung zu bringen. Die Fremdsprachen hatte ich in der Schule gelernt, ich war immer sehr gut in Englisch und Französisch, und als Herr Lubka nach ein bis zwei Wochen wieder nach Paris zurückging, richtete ich mich häuslich ein und annoncierte für eine Hilfe im Büro. Eine junge Frau stellte sich vor, wurde von mir eingestellt, und zu Beginn lief alles wunderbar und reibungslos.

Hinsichtlich der Arbeitserlaubnis in England hatte ich mich gleich offiziell an die Polizeibehörde gewandt, die mir zunächst eine Frist von drei Monaten einräumte, um das Geschäft einzurichten. Nach den drei Monaten hätte ich einen neuen Antrag stellen und das Geschäft und meinen Aufenthalt in England legalisieren müssen.

Die dreimonatige Frist verschaffte mir erst mal Zeit. Ich brachte die Annoncen in die Zeitung, und eine Menge Aufträge kamen rein. Das Geld und die Ware erhielt ich pünktlich von Lubka in Paris. Die Überlegung war, die Käämme zukünftig in England produzieren zu lassen, aber Lubkas Geschäft existierte schon mehrere Jahre in Frankreich. Er hatte eine Menge Ware auf Lager und schickte mir gleich mehrere Kartons. Ich machte dann den Weiterversand ab London.

Nach etwa zwei Monaten meldete sich die Anzeigenfirma HAWAS bei mir und erklärte, sie könne die Inserate nicht mehr für uns in die Zeitung bringen. Eine Reihe unserer Kunden hatten sich direkt an HAWAS gewandt und den von uns gelieferten Artikel reklamiert. Sie fühlten sich übers Ohr gehauen und schrieben, sie hätten den Kamm benutzt. Der „Wellenkamm“ würde jedoch entgegen der Zusicherung keine Wellen im Haar hervorbringen. Was in Paris eine ganze Zeit gut gelaufen war, funktionierte in London nicht. Inzwischen hatte ich das von Lubka überwiesene Geld investiert, in den Zeitungen annonciert, die Personalkosten, meine Miete und sonstige Nebenkosten bezahlt, sodass zusätzlich einige Schulden entstanden waren. So blieb mir nichts anderes übrig, als Herrn Lubka in Paris anzurufen und ihm die schlechte Nachricht zu übermitteln, dass ich in dieser Form nicht weitermachen konnte. „Ja, mal sehen, was da zu machen ist. Ich melde mich bei dir“, war seine Reaktion, jedoch habe ich nie mehr was von ihm gehört.

Kurz bevor die Annoncen gestoppt werden mussten, lernte ich einen Engländer kennen mit



Radausflug mit
Schul Kameraden
aus Krefeld und
Kurt als Führer

einem „stark jüdischen Namen“. Der wunderte sich über unseren bis dahin erfolgreichen Handel und zeigte großes Interesse an diesem Geschäft für die Zukunft. Ich hatte seine Adresse und Telefonnummer, und als ich von Herrn Lubka nichts mehr hörte, wandte ich mich an ihn und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ich hatte noch eine Restmenge an Kämmen auf Lager, die ich gegenüber Lubka nun nicht mehr abzurechnen brauchte, und da der Engländer bereit war, die Ware zu übernehmen, versuchte ich mit ihm handelseinig zu werden. Ich habe dann schnell meine restlichen Verbindlichkeiten wie Miete etc. kalkuliert und die restlichen Kämmen zu einem

Preis verkauft, der mich nicht nur schuldenfrei machte, sondern mir auch einen kleinen Überschuss an englischen Pounds ließ.

Inzwischen war es Frühjahr 1935 und ich 20 Jahre alt. Mein Vater hatte eine neue Beschäftigung und schrieb dauernd aus Krefeld: Warum kommst du nicht zurück? Aber ich zögerte, im Gegensatz zu meiner Zeit in Deutschland war es mir in Paris und London gut gegangen. Ich hatte durch meine Tätigkeit eine Menge gelernt und mich sprachlich enorm verbessert. Nachdem ich die restlichen Kämmen verkauft hatte, konnte ich mir eine Fahrkarte leisten und machte mich schließlich auf den Weg nach Krefeld. Das war im Mai 1935, das weiß ich genau.

Meine Eltern waren inzwischen innerhalb Krefelds zur Dreikönigenstraße 30 gezogen, und meine Schwester und der jüngere Bruder Helmut wohnten bei ihnen. Edith hätte nach dem Abitur gerne studiert und einen pädagogischen Weg als Erzieherin, Lehrerin oder ähnliches eingeschlagen, doch die katastrophale politische Entwicklung unter den Nazis ließ keine freie Entscheidung mehr zu. Seit 1933 waren sie und Helmut Mitglied in einem jüdischen Jugendbund mit Hauptsitz in Berlin. Auf diese Weise gewann hauptsächlich Edith sehr viele neue Freunde und konnte sich innerhalb der jüdischen Gemeinschaft um Kinder und Jugendliche kümmern, die mit ihren Familien immer mehr vom öffentlichen Leben ausgeschlossen wurden.

Nun kam ich 1935 von London, und kaum war ich zurück in Krefeld, hatte ich als „Jude“ wieder das ungeheure Problem mit der zukünftigen Existenz. Edith wollte nach ihrer Ausbildung einen praktischen Beruf ausüben und hatte sich gerade bei der Firma Merländer, Strauß & Co, auf der Neusser Straße in

Krefeld um eine Bürostelle beworben. Nach einem Vorstellungsgespräch hatte man sie eingestellt, in einer Woche sollte sie dort anfangen. Plötzlich hatte sie die Idee und sagte zu mir: „Geh zu der Firma und erkundige dich, ob sie bereit sind, dir meine Stelle zu geben.“ Das war überaus „hochherzig“ von ihr, und da ich kaum eine andere Wahl hatte, habe ich das gemacht und wurde sofort engagiert.

Merländer & Strauß war 1935 noch eine „jüdische“ Firma, was nichts anderes bedeutete, als dass beide Inhaber, die ich später sehr gut kannte, jüdischen Glaubens waren. Richard Merländer war nicht verheiratet und hatte keine Kinder. Er wohnte in der „Villa Merländer“, in der ein Raum von dem bekannten Künstler Heinrich Campendonk mit Wandgemälden verziert war (Die Villa ist heute NS-Dokumentationszentrum der Stadt Krefeld). Siegfried Strauß wohnte gegenüber den Eltern Willi und Betty Wolf meiner späteren Frau Ola (Karola). Die Familie Strauß hatte eine Tochter und einen Sohn Helmut, mit dem ich später noch in London zusammenkommen sollte.

Die Firma bezeichnete sich als „Seiden- und Samtwarengroßhandlung“ und war ein sehr erfolgreiches Unternehmen der traditionsreichen Krefelder Textilindustrie. Sie ließ nach ihren Entwürfen Stoffe weben, färben und mit Mustern versehen, die dann verkauft wurden. Es war ein großer Handel mit vielen Mitarbeitern, einem großen Lager und umfangreichem Sortiment. Das Interessante war, die Firma existierte schon weit vor Hitler und war in ganz Deutschland eingeführt. Sie war ein bedeutender Auftraggeber für die heimische Textilindustrie, und es gab eine Menge von Einzelhandelsgeschäften, die die Stoffe bestellten und sehr erfolgreich verkauften.

Jedenfalls lief das Geschäft noch sehr gut, als ich in die Firma eintrat, und meine Aufgabe war es, alle Aufträge, die täglich reinkamen, handschriftlich in ein Journal zu übertragen und genau zu registrieren. Die Bestellungen wurden von den Kunden geschrieben und von etwa einem halben Dutzend Vertretern per Post nach Krefeld geschickt. Sie waren ständig in den Städten unterwegs, um Kunden zu besuchen und ihnen die Textilmuster und Angebote zu unterbreiten. Während der Woche übernachteten die Vertreter im Hotel, wo sie auch gepflegt wurden.

Nachdem ich diese Arbeit ein paar Wochen verrichtet hatte, ging ich zu meinem Abteilungsleiter: „Herr Heimann, das ist Unsinn, was wir da machen.

Die Vertreter sitzen jeden Abend im Hotel und wissen nicht, was sie tun sollen. Wenn sie die Seiten für die Auftragsfassung blanko drucken, und zwar genau wie sie sie brauchen, dann kann jeder Vertreter die Kundenaufträge am gleichen Tag erfassen, und dieser Vorgang ist beim Posteingang schon erledigt!“

Das war ein wunderbarer Verbesserungsvorschlag, der sofort in die Tat umgesetzt wurde. Ein oder zwei Vertreter haben anfangs etwas gemurrt, aber schließlich waren alle mit der neuen Regelung einverstanden. Ich hatte mich zwar in diesem Augenblick selbst wegrationalisiert, aber Herr Heimann meinte zufrieden: „Ich will Ihnen was sagen. Wir werden andere Arbeit für Sie finden. Bleiben Sie noch ein paar Tage hier, und dann werden wir sehen, was wir machen können.“ In kürzester Zeit hatten wir eine andere organisatorische Arbeit im Büro gefunden, und die Sache war damit abgehakt.

Inzwischen blieben die katastrophalen Zustände in Deutschland auch bei Merländer & Strauß nicht ohne Folgen. Vermutlich ahnten die Inhaber schon, was auf sie zukommen sollte und wohin die ganze Sache steuerte. Sie hatten sich bereits darauf eingestellt und ihre Fühler ins Ausland ausgestreckt. Siegfrieds Sohn Helmut Strauß, der das Geschäft übernehmen und weiterführen sollte, arbeitete mit seinem Vater und dessen Partner in Krefeld zusammen. Bald nach Beginn der Hitlerzeit fassten sie den Entschluss, ihn nach London zu schicken, um dort ebenfalls einen Textilgroßhandel nach hiesigem Muster aufzubauen. Der junge Strauß hatte in der Nähe des bekannten Senders BBC ein kleines Geschäft mit der Bezeichnung H. Strauss (Silks) Ltd eröffnet und war nun sehr aktiv, um Kontakte herzustellen und die Produkte zu verkaufen. Er stand in ständigem Kontakt mit Krefeld, importierte einen großen Teil der Stoffe aus Deutschland, bezog aber auch bei englischen Lieferanten.

Eines Tages schickte er einen Brief und avisierte gute Kunden, Mr. Lennard und seine Frau aus London, die von unserer deutschen Qualität sehr angetan waren und persönlich nach Krefeld kommen wollten, um sich ein Bild vom gesamten Angebot zu machen. Der Hauptsitz ihres Unternehmens war in Kentish Town, einem Londoner Viertel (die Firma existiert heute noch unter einem anderen Namen). Die Inhaber besaßen mehrere Textilgeschäfte für Damen- und Kinderkleidung

unter anderem auch in Birmingham und Manchester, und der Besuch diente dem Zweck, die Zusammenarbeit zu intensivieren und Stoffe einzukaufen.

Wir machten einen Termin, Mr. und Mrs. Lennard besuchten uns und wohnten im Krefelder Hof. Sie wurden von Herrn Heimann herzlich empfangen, und da ich der einzige im Büro war, der fließend englisch sprach, wurde mir die Ehre zuteil, die englischen Gäste zu betreuen. Wir zogen durch die Abteilungen und das Lager, die beiden bekamen die neueste Kollektion und jede Menge Stoffe und Muster an Seide, Samt und Baumwolle in allen Variationen zu sehen. Ihnen gingen die Augen über, sie waren geradezu überwältigt vom Design und kauften, was das Zeug hielt.

Es wurde Abend, und zu später Stunde hatte sich ihre Kauflust immer noch nicht gelegt, sodass ich mich verpflichtet fühlte, ihren Elan und ihre Begeisterung etwas zu bremsen: „Wir freuen uns, dass Sie das erste Mal hier sind und danken Ihnen für den großen Auftrag. Sie sind erstklassige Kunden, und wir hoffen, dass die Geschäftsverbindung auch in Zukunft erhalten bleibt. Da es sich um ausländische Textilien handelt, von der Sie Bekleidung herstellen wollen, gehen Sie ein gewisses Risiko ein, denn es bleibt abzuwarten, wie die Ware auf dem englischen Markt ankommt und sich verkauft. Wir empfehlen Ihnen, für heute Schluss zu machen und laden Sie wieder zu uns ein, wenn Sie neuen Bedarf haben.“ So endete der Besuch von Mr. und Mrs. Lennard aus London. Sie waren von mir begeistert, und der persönliche Kontakt blieb bestehen.

Inzwischen hatte sich auch privat bei mir einiges getan. Durch meine Schwester Edith und ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Jugendbund hatte ich Karola (Ola) Wolf kennengelernt, die ein paar Jahre jünger war als ich. Von da an blieben wir eng befreundet, und ich ging in ihrem Elternhaus ein und aus. Währenddessen wurde die Verfolgung der jüdischen Bürger durch die Nazis immer schlimmer, und die Überlegung in den Familien, die Kinder und jungen Leute zumindest vorübergehend ins Ausland zu bringen oder mit ihnen auszuwandern, wurde konkreter.

Während dieser Zeit machten Karolas Eltern eines Tages eine Schiffsreise nach Norwegen und freundeten sich auf der zwei- bis dreiwöchigen Fahrt mit einem amerikanisch-jüdischen Ehepaar aus Kalifornien an. Sie sprachen offen über die

bedrohliche Situation in Deutschland und ihre große Sorge um die Zukunft der Kinder und fragten diese Amerikaner schließlich: „Würden Sie notfalls jungen Leuten helfen, nach Amerika zu kommen und sie eine Zeit lang bei sich aufnehmen?“ „Ja“, war die Antwort, „wir haben selbst keine Kinder und wären gerne bereit zu helfen.“

Ich war bei Merländer & Strauß von Juni 1935 bis zur „Kristallnacht“ am 9. November 1938 beschäftigt. In dieser Nacht und am darauf folgenden Tag kam es überall in der Stadt zu Übergriffen und Gewalttaten gegen die jüdischen Bürger. Die Synagogen wurden in Brand gesteckt oder zerstört und viele jüngere Männer verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau bei München verschleppt, was unserer Familie erspart blieb. Die Firma wurde zunächst geschlossen, die „jüdischen“ Inhaber enteignet und als Nachfolger einer der bisherigen Direktoren eingesetzt. Er war weder „Jude“ noch Nazi, jedenfalls konnte er mich sowie alle „jüdischen“ Mitarbeiter nicht weiterbeschäftigen. Der Betrieb wurde „arisiert“, wie es im Nazijargon hieß.

Meine Schwester Edith war einen Monat zuvor im Oktober 1938 unter äußerst schwierigen Bedingungen mit einer Jugendgruppe nach Argentinien ausgewandert, und auch meine Freundin Karola verließ Krefeld auf Drängen ihrer Mutter sofort am 11. November Richtung Holland zur Weiterreise nach England. In London hatte sie 1937 mehrere Wochen als Kindermädchen gearbeitet und vor ihrer Rückreise nach Krefeld Vorkehrungen getroffen, um im Notfall zu versuchen, kurzfristig wieder einzureisen. Die meisten jungen Leute, die durch den Ernst der Lage ins Ausland gehen wollten, hofften, zurückzukehren oder die Angehörigen später nachholen zu können.

Auch für mich wurde es höchste Zeit für eine erneute Ausreise. Die Wolfs schrieben und telefonierten sofort zu ihren Bekannten nach Amerika. Sie erhielten die nochmalige Zustimmung zur Aufnahme von Familienmitgliedern und boten mir an, als erster in die USA zu gehen und mich in Sicherheit zu bringen. Karola sollte später folgen. Allerdings hatten die USA jährliche Höchstquoten für die Einreise von Flüchtlingen festgelegt, ich erhielt auf Antrag eine Nummer und musste warten, bis ich an der Reihe war.

Nun kannte ich die Lennards in London, und da die Wartezeit für Amerika ungewiss war, wandte



Keith Saunders (Kurt) als Freiwilliger bei der British Army von 1940 bis 1945.

ich mich an sie: „Sind Sie bereit, mir Unterkunft zu gewähren und mir zu helfen, bis meine Nummer für die Einreise nach Amerika aufgerufen wird?“ Obgleich sie Sohn und Tochter hatten, stimmten sie sofort zu. So konnte ich ein Visum für England bekommen und reiste im Januar 1939 sofort nach London. Es war unglaublich: Die Lennards hatten ihren Chauffeur mit dem Auto zum Bahnhof geschickt, um mich abzuholen. Nicht nur das, sie hatten bereits ein Zimmer für mich gemietet bei einer jüdischen Familie Diamond in Hamstead, wo mich der Chauffeur absetzte. So begab ich mich am nächsten Morgen sofort zu den Lennards, bedankte mich tausendmal, wobei sie mir noch versicherten: „Mach dir keine Sorgen. Wir werden dich bis zu

deiner Auswanderung weiterhin finanziell unterstützen.“ Sie haben mich in London fürstlich empfangen, wobei es in dieser Zeit meine feste Absicht war, nach Amerika zu gehen. Meiner Überzeugung nach würde die Wartezeit nur ein paar Monate oder maximal ein Jahr dauern.

Als Hitler in Deutschland an die Macht kam, hatte sich in London eine jüdische Organisation wohlhabender Geschäftsleute gebildet, die es sich zur Aufgabe machte, Flüchtlingen zu helfen. Die Adresse war Woburn House am Woburn Square, Nähe Euston Station. Da wurde ich vorstellig und erklärte: „Ich brauche kein Geld, da ich von Mr. und Mrs. Lennard großzügig unterstützt werde, aber ich suche eine Beschäftigung. Ich kann nicht wochen-

lang tatenlos herumsitzen. Was kann ich für Sie tun?“ Offiziell hatte ich wieder keine Arbeitserlaubnis, aber sie boten mir für eine Übergangszeit eine Stelle als Liftboy in ihrem Gebäude an. (Hier existiert noch heute eine Nachfolgeorganisation, für die ich mich immer noch nützlich mache, um anderen zu helfen). Dort habe ich dann mehrere Wochen den Fahrstuhl bedient, ich bekam sogar fünf Shilling pro Woche. Damit konnte ich gerade das Fahrgeld hin und zurück von Hampstead zum Arbeitsplatz bezahlen, aber Wohnung und Verpflegung wurden von den Lennards bezahlt, sodass ich mich nicht beklagen konnte.

Nach kurzer Zeit meldete ich mich bei Helmut Strauß, erzählte ihm, was in Krefeld passiert war und fragte ihn: „Brauchst Du eine Hilfe?“ Die Antwort war: „Natürlich kann ich dich gebrauchen.“ Und dann bin ich zu ihm gegangen und habe dort erst mal ohne Arbeitserlaubnis gearbeitet.

Der Krieg zwischen England, Frankreich und Nazi-Deutschland nach dem Einmarsch der Deutschen in Polen brach am 3. September 1939 aus. Es war an einem Wochenende, als ich zum ersten Mal davon erfuhr. Daran erinnere ich mich noch genau. Ich wohnte mittlerweile nicht mehr bei den Diamonds. Die Lennards unterhielten mich zwar weiter, aber ich verdiente inzwischen bei Helmut Strauß so viel, dass ich meine Wohnung selbst bezahlen konnte. Es war eine kleine Wohnung in dem Hospital, für das ich jetzt noch arbeite. Im Moment der englischen Kriegserklärung stand ich morgens in meinem Zimmer, war mit meiner Morgentoilette beschäftigt, als plötzlich über mein kleines Radio die schockierende Nachricht kam mit dem anschließenden Aufruf: „The Hamstead General Hospital sucht freiwillige Helfer, um Säcke mit Sand zu füllen zum Schutz gegen deutsche Luftangriffe.“ Das war diese Wortmeldung, und sie schlug ein wie eine Bombe. Ich habe dann sofort mitgemacht, und heute, nach fast 70 Jahren bin ich im Alter von über 90 Jahren der Dienstälteste, der diese schreckliche Zeit noch selbst miterlebt hat. Das Hospital wurde nach dem Krieg neu aufgebaut und ist heute ein Riesenkasten.

Am 10. Mai 1940 erfolgte der Überfall der Wehrmacht auf Holland mit der anschließenden Kapitulation der Niederländer nach wenigen Tagen. Anschließend marschierte die Wehrmacht noch im Mai in Belgien und im Juni in Frankreich ein. Die Luftschlacht um England folgte 1940/41

mit Flächenbombardements englischer Städte, die Nazis wollten damit die Invasion Großbritanniens vorbereiten. Nichts schien zunächst Hitlers Armee aufhalten zu können, doch die Royal Air Force leistete erbitterten Widerstand und konnte die Invasion verhindern.

Ich war zu der Zeit noch bei Helmut Strauß beschäftigt, und wir wussten, was das alles für uns zu bedeuten hatte. Die Verbindung nach Deutschland riss während des Krieges völlig ab, und es war inzwischen unmöglich, Angehörige aus Deutschland raus zu bekommen oder aus dem Ausland etwas für sie zu tun. Für die Daheimgebliebenen begann eine schreckliche und ausweglose Zeit, wie sich später zeigte.

Ich beschloss, mich freiwillig bei der englischen Armee zu verpflichten, und als ich mit Helmut darüber sprach, fragte er überrascht: „Warum tust du das?“

„Erstens liege ich dir auf der Tasche, und zweitens sind wir hier als Deutsche geschäftlich erledigt und laufen Gefahr, von den Behörden eingesperrt zu werden.“

„Du hast recht, ich gehe auch in die Armee, aber ich warte, bis sie sich bei mir melden.“

Ich wurde dann gemustert, ärztlich untersucht, für tauglich befunden und als Freiwilliger bei der British Army registriert. Die Einberufung sollte in Kürze erfolgen. Inzwischen meldeten sich Helmut und fast alle meine Bekannten ebenfalls freiwillig zum Militärdienst. Wir hatten zwar ein mulmiges Gefühl, die besten Jahre unserer Jugend für den Krieg zu opfern, und es war schwer, den Mut nicht sinken zu lassen, aber wir betrachteten es als unsere Pflicht, einen Beitrag zum Kampf gegen die Nationalsozialisten zu leisten. Klar war, dass wir nicht zum Fronteinsatz abkommandiert werden sollten. Das waren schon ein Trost und eine große Beruhigung.

Doch bevor ich einberufen wurde, kam die Polizei, und die Beamten nahmen mich „mit Bedauern“ in Gewahrsam. Es hatte sich schon herumgesprochen, dass alle deutschen und jüdischen „refugies“ (Flüchtlinge) in Großbritannien vorsorglich von zu Hause abgeholt und unter Arrest gestellt wurden. Aus diesem Grunde hatte ich die Maßnahme erwartet und für alle Fälle einen Koffer gepackt.

Nach den Erfahrungen in Holland mit der schnellen Kapitulation befürchteten die englischen Behörden, dass bereits eine Menge deutscher Spione mit den deutschen Flüchtlingen eingeschleust worden waren. Sie wollten

etwaige Landesverräter auf diese Weise unschädlich machen.

Ich wurde zur lokalen Polizeistation gebracht, von dort ging es weiter zu anderen Stationen, immer mehr Ausländer wurden gesammelt, bis wir schließlich auf einem Rennplatz außerhalb Londons mehrere Wochen in Pferdeställen untergebracht wurden. Anschließend wurden wir nach Mittelengland gebracht, wo wir auf einem Heidegelände mit sechs Mann in einem Zelt lebten. In dem Lager waren Menschen aus aller Herren Länder zusammengewürfelt. In der Regel Zivilisten, die von den Nazis und ihren Verbündeten in Deutschland, Österreich und besetzten Ländern rassistisch und politisch verfolgt worden waren. Außer dem täglichen Leben und der Versorgung gab es nicht viel zu tun. Da ich immer einen ordentlichen Appetit hatte, meldete ich mich freiwillig, um die Verpflegung herzurichten und auszuteilen. Das hat dann auch geholfen, von da an war mein Hunger gestillt. Nach sechs Wochen brachte man uns Ende 1940 mit dem Schiff zur Isle of Man, einer Insel nicht weit von Liverpool in der Irischen See. Die Insel diente normalerweise als Feriengastziel, in den Straßen befand sich ein Hotel nach dem anderen. Wir lebten in völliger Abgeschiedenheit von Krieg und Gefahr in den verlassenen Hotels, jeder konnte machen was er wollte, es war reine Zeitverschwendung.

Aber auch das dauerte nicht lange. Die Hotels wurden wieder geräumt, und die Briten hatten die Sache so weit organisiert, dass jeder, der sich dazu gemeldet hatte, in die Armee eintreten konnte. Ich bekam die Nachricht, mich an einem bestimmten Tag zur bestimmten Zeit auf einem Schiff im Hafen einzufinden, um mit vielen anderen zur Grundausbildung in ein Armeelager auf dem Festland transportiert zu werden.

Wir kamen nach Bradford/Yorkshire, einer großen Stadt, wo wir mehrere Monate als Soldaten ausgebildet wurden. Das Training umfasste den gesamten militärischen Bereich, auch den Dienst mit der Waffe. Wir waren aber nicht für die kämpfende Truppe vorgesehen, sondern für zivile Aufgaben zur Unterstützung der alliierten Verbände, die zu der Zeit den massiven Angriffen der deutschen Luftwaffe und Marine ausgesetzt waren. Am Ende der Ausbildung einige Monate später wurden wir in verschiedene Städte des Landes geschickt. Ich gehörte zu einer Kompanie von 200 Soldaten unter der Führung englischer Offiziere, deren Aufgabe

darin bestand, alle notwendigen Arbeiten der militärischen Logistik auszuführen. Jeden Morgen um acht Uhr war ein großer Appell, und eines Tages hieß es: Wir suchen einen Freiwilligen! Kameraden, die die Armee kannten, hatten mich gewarnt: Pass auf! Wenn es heißt, Freiwillige vor, melde dich nicht. Das einzige, was die brauchen, sind Männer, um die Klosetts zu reinigen!

Aber diesmal wurde ein Freiwilliger für die Materialbeschriftung gesucht. Und da mein Vater früher in Lobberich das Konfektionsgeschäft hatte, ich gut zeichnen und malen konnte und die Preisschilder und Werbeplakate für die Schaufensterdekoration hergestellt hatte, war ich erfahren genug und der Einzige, der sich für die Aufgabe meldete. Alles hatte seine Richtigkeit, ich brauchte mich wirklich nicht um die Klos zu kümmern, musste an keinen Übungen oder Manövern mehr teilnehmen, sondern bekam einen eigenen Bereich und Arbeitsraum und arbeitete vollkommen selbstständig und allein.

Später nahm die Arbeit immer mehr zu. Ich beschriftete nicht nur mit Nummern und Texten, sondern bemalte auch alles mögliche Versorgungs- und Kriegsmaterial und wurde auch zu anderen Tätigkeiten herangezogen.

So zog sich der Krieg mehrere Jahre hin, bis es im Juni 1944 den Alliierten mit enormem Soldaten- und Materialeinsatz sowie unter erheblichen Verlusten gelang, in der französischen Normandie zu landen und Paris zurückzuerobern. Bis zu diesem Zeitpunkt befand ich mich immer noch in meiner Kompanie in England hinter den Verteidigungslinien. Wir wurden dann einige Wochen nach der Invasion ebenfalls nach Frankreich versetzt. In Europa wurde noch an vielen Fronten gekämpft, und neben meiner gewohnten Arbeit half ich im Sanitätsbereich, die Verwundeten zu bergen und ins Lazarett zu bringen.

Eines Tages erschien ein guter Bekannter von mir aus einem anderen Lager. Er suchte für das Hauptquartier von Field Marshal Montgomery einen Soldaten, der sowohl deutsch als auch englisch sprach. So wechselte ich dann zum Hauptquartier in Paris und später nach Belgien, wo ich im englischen Militärlager in der Innenstadt von Brüssel bis zum Ende des Krieges im Mai 1945 eingesetzt war.

Nach Kriegsende wurde ich aus der Armee entlassen, übernahm meinen englischen Namen und erhielt die britische Staatsbürgerschaft. Seit der schockierenden Nachricht über mein kleines Radio von der Kriegserklärung Großbritanniens an das



Keith Saunders (Kurt Zanders) und seine Frau Karola, geb. Wolf, 1948 in London.

Naziregime mit dem anschließenden Aufruf, „The Hamstead General Hospital sucht freiwillige Helfer, um Säcke mit Sand zu füllen zum Schutz gegen deutsche Luftangriffe“, waren nun fast sechs Jahre vergangen. Endlich war meine lange Isolation während der Dienstzeit in der Armee beendet, und wir waren froh, wieder gegenseitig Verbindung aufnehmen zu können, ohne Einschaltung einer dritten Person.

Während des Krieges war der direkte Kontakt nach Deutschland, insbesondere zu unseren Eltern und unserem Bruder in Krefeld völlig abgerissen. Ich erfuhr über Verwandte in Belgien von Postkarten, die 1942 eingegangen waren. Aus ihnen ging hervor, dass unser Onkel Hermann und Tante Lilly zusammen mit unseren Eltern im Konzentrationslager waren. Tante Lilly schrieb, dass unsere Mutter sehr tapfer war. Tante Selma schrieb eine letzte Postkarte, um Lebewohl zu sagen, weil sie „eine große Reise antreten musste“, und nach allem, was wir inzwischen selbst erlebt und in der Armee gehört hatten, konnten wir uns vorstellen, was das zu bedeuten hatte. Weitere Informationen hatte ich nicht, es hatte sich an meinem Wissensstand nichts geändert.

Es galt nun abzuwarten und über Suchmeldungen zu ermitteln, wer von unserer Familie noch am Leben war. So hofften wir, dass einige unserer Verwandten, darunter auch unser Bruder Helmut, sich auf russischem Territorium befanden, aber es dauerte lange, bis die Russen Informationen über

von den Nazis verschleppte Personen auf ihrem Gebiet veröffentlichten.

Nach und nach erfuhren wir die ganze Wahrheit und bekamen Gewissheit, dass hauptsächlich nur diejenigen unserer Angehörigen überlebt hatten, denen rechtzeitig die Flucht ins Ausland gelungen war.

Die Zeit von 1933 bis 1945 kam uns vor wie eine Ewigkeit. Wir mussten die besten Jahre unserer Jugend opfern, und nach allem was passiert war, erwies es sich als äußerst schwer, das Leben nicht nur düster und negativ zu betrachten. Was nun folgte war eine Art Überlebenskunst. Es kam jetzt darauf an, nach dem Glück Ausschau zu halten und sich nicht von Depressionen und völliger Mutlosigkeit unterkriegen zu lassen. Trotz der Schicksalsschläge waren wir immer noch jung genug, um neu anzufangen und unsere Zukunft und Existenz aufzubauen. Die Situation erinnerte mich an meinen Vater, der bei Kriegsende 1918 erst 35 Jahre alt war, Frau und zwei Kinder hatte und unter sehr schweren Bedingungen in Lobberich wieder von vorne beginnen musste.

Am 14. Mai 1948 heiratete ich meine Frau Ola (Karola), geb. Wolf aus Krefeld, die mit ihrer Familie in Holland überlebt hatte. Auch geschäftlich ging es wieder aufwärts. Ich arbeitete in einer Londoner Im- & Exportfirma. Mit einem der Inhaber hatte ich mich während unserer Soldatenzeit angefreundet, und er nahm mich als Partner in die Firma auf.

Ola Saunders, geb. Karola Wolf, London

Glückliche Jahre in London dank „Citizen Kane“

Ich wurde am 14. August 1920 in Bielefeld (Westfalen) geboren als Tochter von Wilhelm (Willi) Wolf, geb. am 7. 6. 1882 in Krefeld, und Betty Wolf, geb. Rose, geb. am 5. 10. 1888 in Niederntudorf/Westfalen. Die Eltern meines Vaters hießen Jakob Wolf und Caroline, geb. Leven. Die Eltern der Mutter waren Salomon und Juliane Rose.

Alle nannten mich Ola. Ich hatte drei Geschwister und war auch die Nummer drei in der Reihenfolge. Die älteste Schwester Juliane wurde 1914, sechs Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, geboren, als mein Vater in den Krieg ziehen musste – natürlich für das deutsche Vaterland. Mein Bruder Richard, der bis 2013 ebenfalls noch hier in London lebte, kam 1919 zur Welt, ich 1920 und meine Schwester Gertrud am 1. August 1921. Sie wurde von allen Tutzi genannt. Wir Kinder machten uns zu Hause darüber lustig: Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, hätten wir drei Geschwister mehr.

Meine Eltern waren jüdischen Glaubens und gehörten in Bielefeld zu einer relativ liberalen Synagoge der jüdischen Gemeinde. Sie waren jedoch nicht besonders religiös. In Wirklichkeit war mein Bruder nicht mal „circumcised“ (rituelle Beschneidung), aber das hatte für meine Eltern nicht unbedingt etwas mit ihrem Glauben zu tun.

Als ich geboren wurde, arbeitete der Vater bei einer kleineren Textilfirma in Bielefeld. 1925 wurde ihm eine neue Stelle in seiner Heimatstadt Krefeld angeboten, wo er geboren und aufgewachsen war.

Ich weiß kaum noch Einzelheiten über die Jahre meiner frühesten Kindheit in Bielefeld. Wir hatten

einen Garten mit einem Kirschbaum, von dem wir im Sommer die Kirschen pflückten. Auch fällt mir ein, dass wir drei Kleinen eines Tages splitternackt aus dem Garten auf die Straße liefen und die Nachbarn damit schockierten. Ich glaube, der Umzug nach Krefeld war schon aufregend, aber zu der Zeit war ich erst vier Jahre alt und erinnere mich kaum daran.

In Krefeld wurde der Vater leitender Mitarbeiter bei der Vereinigte Seidenwebereien AG, eine der größten deutschen Textilfirmen, die heute noch existiert. Er war beruflich viel unterwegs, dadurch sahen wir ihn hauptsächlich an Wochenenden und während der Ferien. Mein Vater war ein intelligenter Mann, der hart arbeitete. Ansonsten war er sehr gutherzig und für mich ein normaler Vater, wie man sich ihn als Kind vorstellt und wünscht.

Meine Mutter war Hausfrau und nur vor ihrer Hochzeit berufstätig gewesen. Während des Ersten Weltkriegs musste sie lange Zeit ohne den Vater auskommen. Danach bekam sie jedes Jahr ein Kind und hatte alle Hände voll zu tun mit der großen Familie und den vier Kindern.

Solange ich mich erinnern kann, hatte sie Hilfe von einem Hausmädchen, das sich einige Jahre besonders um uns Kinder kümmerte. Es war keine reine Nanny (Kindermädchen) und auch keine Gouvernante (Erzieherin), sondern etwa dazwischen.

Eingeschult wurde ich 1926 mit sechs Jahren in eine jüdische Volksschule. Die älteste Schwester Juliane besuchte schon bald das Lyzeum, die Höhere Schule für Mädchen, die „Glamour-School“. Wir



Ola Saunders 2008 in London.

jüngeren Geschwister folgten später, mein Bruder ging auf das Gymnasium, die Höhere Schule für Jungen. Das deutsche Schulsystem kann man nicht mit dem englischen vergleichen.

Unsere 4-jährige Schulzeit in der jüdischen Schule war in jeder Weise recht angenehm und verlief völlig normal. An die Namen von Lehrern erinnere ich mich recht gut: Stern, Stempel und später Kasor. Stern und Kasor waren jüdischen Glaubens, Stempel dagegen nicht.

In der Schule hatte ich viele Freundinnen. Es war sehr einfach, die Eltern kannten sich meist untereinander, denn wir gehörten alle zur jüdischen Gemeinde. Man traf sich auch in der Synagoge, zwar nicht so häufig, und auch dadurch kannte man viele Leute. Krefeld hatte damals etwa 100.000 Einwohner, keine Kleinstadt, aber auch nicht zu groß, um andere Leute kennen zu lernen.



Willi Wolf Dezember 1938.

Betty Wolf mit den Kindern Karola, Juliane, Gertrud (Tutzi)
und Richard (v.l.), Krefeld, Ostern 1934.



Bildmitte: Das von Familie Wolf gebaute und von ca. 1930 bis 1939 bewohnte Haus Hohenzollernstraße in Krefeld. (Aufnahme von Frank Kauwertz am 30. März 2014)

Eine Kindheit mit vielen Freiheiten

Wir Kinder waren vormittags in der Schule, machten zu Hause nach dem Mittagessen unsere Hausaufgaben und waren auch nebenbei stets beschäftigt. Wir besuchten uns gegenseitig und spielten zusammen. Dafür gab es damals einen speziellen Ausdruck: „d. u. - dauernd unterwegs“.

Wir spielten viele Sachen, die damals bei Kindern beliebt waren, es gab noch wenig Autoverkehr, zu der Zeit konnte man sogar auf der Straße spielen. Eines Tages wünschte ich mir unbedingt ein Paar Rollschuhe, und die bekam ich dann auch. Ich lief damit auf der Straße und dem Bürgersteig. Plötzlich hatten immer mehr Kinder Rollschuhe, und ich freute mich, dass ich die erste gewesen war, die damit angefangen hatte. Wir feierten abwechselnd unseren Kindergeburtstag, das war immer sehr schön.

Meine Schwester Tutzi war nur ein Jahr jünger als ich, wir waren immer zusammen und unternahmten viele Dinge. Das gilt auch für meinen Bruder Richard, aber nicht in dem gleichen Maß. So hatten wir eine wunderbare und sorgenfreie Kindheit.

Um 1930 baute mein Vater ein neues großes Haus in Krefeld, Hohenzollernstraße 41. Alles war zeitgemäß modern und fortschrittlich. Wie im ersten

Haus hatten wir auch hier Elektrizität und Zentralheizung. Mischarmaturen zum Regulieren von heißem und kaltem Wasser waren ebenfalls schon bekannt und vorhanden, so war es für mich eine Überraschung, als ich nach Holland und England kam, dass es das dort nicht überall gab. Ich teilte mir ein Zimmer mit meiner jüngeren Schwester, da wir zusammen bleiben wollten. Die beiden anderen Geschwister hatten jeder ein Zimmer für sich.

Etwa um die gleiche Zeit wechselte ich im Alter von zehn Jahren von der Volksschule zum Lyzeum. Diese Höhere Schule führt normalerweise zum Abitur mit der Möglichkeit, weiter zu studieren. Hier ging ich in eine Klasse mit Mädchen aus der ganzen Stadt, von denen der größte Teil der katholischen oder reformierten Gemeinde angehörte. Ich war zwar immer noch mit jüdischen Kindern in der gleichen Klasse befreundet, lernte aber viele andere Mädels kennen und hatte neue Freundinnen. Zu der Zeit machte keine der Mitschülerinnen einen Unterschied, ob ein Kind „jüdisch“ war oder nicht oder einer anderen Religion angehörte.

Schule war nur vormittags, man hatte maximal sechs Stunden Unterricht in verschiedenen Fächern und war zum Essen wieder zu Hause. Nur der Schul-

sport mit Leibesübungen, Spring-, Lauf- und Gymnastikwettbewerben fand nachmittags statt. Wir Schülerinnen trafen uns einmal die Woche abwechselnd in verschiedenen Häusern, um uns zu unterhalten oder über die Schule auszutauschen. Ansonsten wurden Hausaufgaben gemacht oder gespielt, und wir hatten eine gute Zeit.

Die Eltern ließen uns bei der Erziehung viel Freiraum, und das führte zu einem sehr lockeren Umgang miteinander in der Familie. Ich denke, dass es für unsere Mutter so einfacher war, anstatt uns vier Kindern ständig Vorschriften zu machen, zu kontrollieren oder alles zu reglementieren. Wir konnten viel mehr selbst entscheiden als andere Kinder. Von denen hörten wir oft: „Ich muss erst meine Mutter fragen.“ Bei uns war das anders, die Mutter war froh, dass sie uns vertrauen konnte, was zu einem harmonischen Familienleben führte, wenn wir auch nicht immer pünktlich zum Essen erschienen. Ansonsten spielten wir mit anderen Kindern, hatten alle möglichen Aktivitäten und machten Ausflüge.

Der einzige Fehler meiner Mutter war, dass wir Kinder in keiner Weise im Haushalt mithelfen mussten. Wir waren von allem befreit, gingen zur Schule, machten unsere Hausaufgaben, lernten für den Unterricht und hatten in jeder Beziehung ein leichtes und angenehmes Leben ohne irgendwelche Pflichten.

Unsere Mutter kochte zu den Mahlzeiten und machte die Einkäufe in der Stadt. Den Rest erledigte das Hausmädchen, das der Mutter bei der Zubereitung des Essens half. Mein Lieblingsgericht bei der Mutter war „Himmel und Erde“, so nennt man Apfelmus mit Kartoffelpüree. Es war nichts Besonderes, aber ich mochte es gerne. Wenn die Mutter mir was Gutes tun wollte, bereitete sie das zu.

Natürlich änderten sich die Dinge, als Hitler im Februar 1933 auf der politischen Bühne erschien und die neuen Machthaber damit begannen, jüdische Geschäfte zu boykottieren und massiv gegen die jüdische Bevölkerung vorzugehen.

Ich war zu der Zeit 12 Jahre alt und ging immer noch in die gleiche Klasse im Krefelder Lyzeum. Ich erinnere mich, in der Folgezeit trat jeder in die Hitlerjugend ein. Für Jungen und Mädchen gab es getrennte Organisationen, und ich überlegte: Würde ich da auch gerne mitmachen, wenn ich nicht jüdisch wäre? Das gab mir zu denken.

Die ganze Klasse sah einen Film, der im September 1933 zum ersten Mal in Deutschland aufgeführt wurde: Hitlerjunge Quex. Das war ein wunderbarer

NS-Propagandafilm vom „Opfergeist der deutschen Jugend“ über einen sauberen, ehrlichen und mustergültigen Jungen, dem Vorbild der HJ. Die

Handlung war in Form von Lagerfeuerromantik, Heldentum und Heldentod sehr verführerisch und attraktiv für Jugendliche dargestellt.

Mut haben, Dingen auf den Grund zu gehen

Meine Eltern interessierte die allgemeine öffentliche Meinung wenig. Sie hatten klar erkannt: Mach dir selbst deine Gedanken! (Think for yourself). Ich habe dann ein bisschen über den Film nachgedacht mit Hilfe meiner Mutter, die immer eine sehr unabhängige und kritische Einstellung hatte. Wenn die große Mehrheit irgendetwas dachte oder sich zu einer Sache bekannte, war sie immer misstrauisch, denn sie wusste, dass sich viele kaum mit einem Thema ernsthaft auseinandersetzten, sondern sich in erster Linie von außen beeinflussen ließen. In ihren Augen war jeder für sich selbst verantwortlich und musste den Mut haben, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Anschließend wurde mir klar: Wenn ich nicht jüdisch wäre, würde ich das alles kritiklos hinnehmen, ich würde es nicht besser wissen. Auf diese Weise lernte ich in jungen Jahren, selbstständig zu denken, und mich nicht von Dingen blenden zu lassen, die nur auf den ersten Blick schön und überzeugend wirkten. So begann ich, die Handlungsweise und Maßnahmen der Nazis in Frage zu stellen: Was bedeutet das, Juden ist verboten, dies und jenes zu tun? Warum eigentlich? Ich befasste mich von Anfang an damit und kam zu dem Schluss: Es ist vielleicht sogar ein Glück, jüdisch zu sein, es zwingt mich, den Dingen auf den Grund zu gehen und mich mehr damit auseinanderzusetzen, als die anderen es tun.

Es lehrte mich ebenfalls, nicht automatisch all diejenigen zu verdammen, die sich von dieser Propaganda verleiten ließen, besonders, wenn sie noch jung waren und an all das glaubten, was man ihnen versprach: bessere Zeiten, ein großes Reich und eine sichere Zukunft.

Überall im Land gab es eine große Arbeitslosigkeit und eine Menge sozialer Probleme, und die Ideologie der neuen Machthaber, das alles deutsch-national aufzupolieren und die Errungenschaften der neuen Politik in rosigen Farben erscheinen zu lassen, überzeugte viele Leute. Ich entschied für mich: Ich kann niemanden verurteilen, der dem in



Juliane in Grindelwald/Schweiz 1935.

gutem Glauben folgt. Durch die Gnade Gottes bin ich aber jüdisch, andernfalls wäre mir das alles wohl kaum bewusst.

Kurze Zeit später trat ich in den „Bund Deutsch-Jüdischer Jugend“ ein. Es gab noch eine andere Jugendorganisation, aber die war für die meisten

von uns zu deutschorientiert. Ich vertrat keine festen Überzeugungen, sondern richtete mich bei der Wahl der Organisation mehr nach meinen Geschwistern und unseren Freunden, mit denen ich dann zusammen war.

Im Allgemeinen begegnete ich nicht viel Antisemi-

tismus, ein wenig möglicherweise, aber es war nicht so stark und berührte mich nicht so sehr. Wir fühlten uns in unserer Lebenslage relativ sicher.

Man wusste, dass Antisemitismus in alle Richtungen existierte. Es gab schon mal die Meinung: „Wir halten nicht viel von Juden, aber dich mögen wir, Karola“, oder ähnliche Dinge, das war typisch. Soweit mein Leben davon betroffen war, kam es nicht so krass rüber, empfand ich es nicht so intensiv. Ich fühlte mich glücklich, so wie ich war. Es gab kein Gefühl,

dass ich nicht jüdisch oder anders sein wollte. Nein, dachte ich, es macht mir nicht so viel aus.

Möglicherweise brachte mich die Entwicklung zeitweilig dazu, mich mehr für jüdische Religion zu interessieren, und ich war mehr beteiligt, denn wir hatten einen ausgesprochen netten Rabbiner. Er war jung und schneidig und einige Mädels verliebten sich in ihn. Er war eine Attraktion, obwohl er seit Jahren verheiratet war: Dr. Arthur Bluhm. Später war er Oberrabbiner, in Deutschland gab es viele Titel. Er war ein sehr promi-

nenter und populärer Mann, der sich stets bemühte, uns die Grundlagen der Religion zu vermitteln, indem er uns für eine kurze Zeit einen speziellen Unterricht erteilte.

Im Zentrum der Stadt Krefeld gab es nur eine Synagoge, wo jeder Gläubige hinging und zwar besonders an den Feiertagen Rosh Haschanah (Neujahrsfest) und Jom Kippur (Versöhnungstag). Hinzu kamen andere Feiertage wie Pessach (jüdisches Osterfest). Wir gingen ansonsten nicht regelmäßig. Dennoch war alles vertraut, gemütlich und heimatlich.

Alles erschien erstmal „halb so wild“

So war das Leben in den ersten Jahren nach 1933 immer noch recht angenehm, obwohl die Verfolgungsmaßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung zunahmen und ständig erweitert wurden. Wir hatten trotz allem unseren jüdischen Kreis und unsere eigenen Aktivitäten. Man fühlte sich noch nicht so sehr ausgeschlossen, oder es schien nicht so viel auszumachen, immer mehr vom öffentlichen Leben isoliert zu werden. Nun ja, ich konnte später nicht mehr zur Tanzstunde, zu verschiedenen Veranstaltungen oder bestimmten Orten gehen, und es war uns sogar verboten, das städtische Theater zu betreten.

Aber dann gab es den „Kulturbund“, eine jüdische Organisation mit sehr bekannten und famosen Schauspielern, die durch das Land zogen, um vor jüdischem Publikum aufzutreten. Und es gab einen jüdischen Tennisclub, der prima war, und weitere

spezielle Einrichtungen. Man kam eigentlich nicht zu kurz. Alles schien möglicherweise gar nicht so schlecht zu sein. Das war die Kehrseite, dass man sich einbildete, alles sei halb so wild und man sich im Laufe der Zeit immer mehr an die Zustände gewöhnte.

Die Eltern waren natürlich in ihrer Existenz viel mehr von der Situation betroffen als wir Kinder. Der Vater arbeitete trotz der Anfeindungen weiter in seinem Beruf und dachte vorläufig nicht daran, das Land zu verlassen. Es gab in Wirklichkeit keinen unmittelbaren Zwang zu gehen, weil man davon ausging, wie gewohnt weiterleben zu können. Man dachte, Hitler würde nicht ewig an der Macht bleiben und auf Dauer keinen Erfolg haben. Man würde ihn schließlich durchschauen und für immer abservieren. Das war ein folgenschwerer Irrtum.

1936 war es mit der Gemütlichkeit endgültig vorbei. Alle Juden wurden gezwungen, die Schulen

zu verlassen. Also verließ ich das Lyzeum im Alter von 16 Jahren, ohne mein Abitur in der Tasche zu haben. Mir wurde bewusst, dass ich unter diesen Umständen niemals studieren und die Universität besuchen konnte. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich gerne Jura studiert, um Rechtsanwältin zu werden, aber das kam nun aus politischen Gründen überhaupt nicht in Frage.

Danach war das Leben natürlich nicht mehr so angenehm und erfreulich. Ich musste mich nach einer Tätigkeit umsehen, belegte Kurse in Kurzschrift, Maschine schreiben und ähnliches und lernte zu schneidern. Inzwischen waren wir schon im Jahr 1937, und die Dinge wurden immer schwieriger, weil man in zunehmendem Maße ausgegrenzt und verfolgt wurde und sich immer mehr Sorgen um die Zukunft machte musste.



Karola in Krefeld 1937.

Als Au-pair-Mädchen nach England

Der Vater reiste regelmäßig beruflich ins Ausland, und wie das so kam, gab es erste Überlegungen innerhalb der Familie, Deutschland zu verlassen. Als er eines Tages zurück nach Hause kam, sagte er: „Seht her, ich habe etwas Geld im Ausland deponiert für den Fall, dass einer von euch beabsichtigen sollte, nach England zu gehen.“ Zu der Zeit schien es möglich, nicht auszuwandern, sondern dort nur vorübergehend als Au-pair-Mädchen oder Studentin unterzukommen. Der Gedanke gefiel mir, und ich setzte die Idee sofort um. Ich wollte allerdings die im Ausland hinterlegte kleine Summe nicht sofort in Anspruch nehmen, sondern erst sehen, wie ich

mit dem mitgebrachten Geld zurechtkommen würde.

So reiste ich 1937 mit meinem Pass ohne spezielle Papiere nach London, wandte mich an das Center für Flüchtlinge im Woburn House und besorgte mir einen Job als Babysitter. Ich war mir sicher, dass die Aufgabe, hauptsächlich auf ein nicht ganz zweijähriges Kind aufzupassen, nicht allzu schwierig für mich sein würde und ich das bewältigen konnte. Aber ich unterschätzte die Sache, hatte im Grunde keine Erfahrung mit der Betreuung kleiner Kinder, machte zu Beginn nicht und lernte erst mit der Zeit dazu.

Die Familie wohnte im Zentrum Londons hinter

der weltberühmten Krönungskirche Englands Westminster Abbey. Wenn wir im St. James's Park spazieren gingen, musste ich mich darauf konzentrieren, das Kind nicht aus den Augen zu lassen, andernfalls wäre es unter Umständen schnell verschwunden. Ich war es nicht gewohnt, Windeln zu wechseln, wenn wir unterwegs waren und eine Ruhepause einlegten.

Auch meine Sprachkenntnisse waren nicht ausreichend gut. Die Mutter sagte zu mir: „Wenn die Kleine nicht essen will, sprich einfach mit ihr“, aber mein Englisch war nicht so toll, sodass ich mit dem Kind deutsch sprach. Ich erinnere mich, dass die Lady sich köstlich amüsierte, als ihre Tochter kam und ihren Finger zeigte mit einem „finger hat“. Fingerhut heißt in Englisch „thimble“ und die Bezeichnung des Kindes war meine direkte Übersetzung aus dem Deutschen. Die Mutter wusste nicht, dass die Worte von mir stammten und amüsierte sich köstlich über ihr schlaues und aufgewecktes Kind.

So passierten in den zwei Monaten meiner Tätigkeit einige kuriose Sachen, auf die ich nicht vorbereitet war, aber das war schon „allright“. Nach anfänglichen Schwierigkeiten klappte es ganz gut, und ich war bald damit vertraut. Es war ein liebes Kind, mit dem ich gut zurechtkam und positive Erfahrungen machte.

Als ich später in London ein eigenes Kind im gleichen Alter hatte, dachte ich oft an die Zeit zurück und war nicht mehr überrascht, dass ich mit 17 noch kein perfektes Kindermädchen gewesen war.

Leider wurde in einem der Parks mein Portemonnaie gestohlen. Ich kam aus der Provinz, wohnte in verschiedenen Teilen Londons und war froh, wenn mich jemand ansprach und ich mit den Leuten Englisch reden konnte. Nach einer Unterhaltung suchte ich meine Geldbörse in der Tasche, und die war weg.

Mein Aufenthalt in England war zeitlich begrenzt, ich hatte keine Arbeitserlaubnis, und nach dem Job in der Familie und verschiedenen Arrangements wandte ich mich an meine Eltern, die mir zurückschrieben: „Komm nach Hause.“

Meine neuen Freunde in England erklärten mich für verrückt, als sie von meiner Absicht erfuhren, wieder nach Krefeld zu gehen. Sie wiesen zu Recht darauf hin, dass immer mehr Menschen versuchten, aus Deutschland rauszukommen und empfahlen mir, England auf keinen Fall zu verlassen. Ich ent-

schied mich jedoch, zu meinen Eltern zurückzukehren, denn das Leben in der englischen Hauptstadt war für mich nicht einfacher als zu Hause, und bei meinen Eltern in Krefeld fühlte ich mich noch sicher.

Das Problem war, im Notfall wieder nach England zu kommen. Wie konnte ich es schaffen, die Brücken hier nicht endgültig abzubrechen und mir eine Hintertür für eine Rückkehr offen zu lassen? Dann war es vielleicht kein ganz so absurder Gedanke, wieder nach Deutschland zu gehen. Ich hatte gerade als Kindermädchen gearbeitet,

bestimmt gab es ähnliche Möglichkeiten. Sorgen über die Zukunft müsste ich mir dann erst später machen.

Ich hatte eine Idee, um mir eine Rückkehr zu ermöglichen. Ich wusste, dass man mit einem Nachweis für ein Auslandsstudium Deutschland verlassen konnte. Also begab ich mich zu einer Schule, ich weiß nicht mehr, in welchem Stadtteil das war, ich glaube, es war ein Internat, und fragte: „Sind Sie bereit, mir einen Studienplatz zu reservieren für den Fall, dass ich nach England zurück kommen möchte, um zu studieren?“ Ich erhielt die

gewünschte Bescheinigung und machte mich kurz darauf auf den Weg nach Hause.

Wenn ich mich recht entsinne, dann wurde mein Pass nach meiner Rückkehr in Deutschland mit einem roten Stempel „J“ für „Jude“ versehen. Das machte natürlich jede Überlegung noch komplizierter, notfalls rauszukommen. Meine Schwester Tutzi, die an Tuberkulose erkrankt war und zur Behandlung in einem Schweizer Sanatorium gewesen war, erhielt eine Aufforderung, ihren Pass ebenfalls mit dem Stempel „J“ versehen zu lassen. Dies war jedoch noch nicht geschehen.¹

Der Terror nimmt seinen Lauf

Als die „Kristallnacht“ in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 passierte und die Synagoge in Krefeld abgebrannt wurde, hatten wir den Umständen entsprechend Glück. Die Nazis klingelten nachts an der Tür, aber meine Eltern machten nicht auf. Sie spürten, dass das nichts Gutes bedeutete. Es war nicht zu erkennen, wer vor der Tür stand, aber wir hatten Angst, dass es Angehörige der SA (Sturmabteilung der NSDAP) oder der Gestapo (Geheime Staatspolizei) waren.

Seitlich befand sich zwar ein kleines Fenster, durch das wir mehr hätten sehen können, und die Mutter sagte noch mit ihrem Galgenhumor: „Am besten wir schütten ihnen von oben Wasser auf den Kopf“, in Wirklichkeit aber vermieden wir es strikt, uns blicken zu lassen oder uns irgendwie bemerkbar zu machen.

Niemand konnte ohne große Gewaltanwendung in das Haus und unsere Wohnung eindringen. Wir hatten Metalltüren, die man weder einfach aufbrechen noch einschlagen konnte. Auch die Fenster waren mit stabilen Jalousien gesichert. Wir hörten später, dass andere, die nachts die Tür geöffnet hatten, dafür mit Gewalttaten bestraft wurden. Wir befürchteten, es seien Nazi-Angehörige, und es zeigte

sich alsbald, wie Recht wir hatten.

So überstanden wir die Nacht zu Hause. Bis auf die nächtliche Ruhestörung durch die Nazis hatten wir kaum was mitbekommen. Wenn man die Fenster, Rollläden und Vorhänge geschlossen hatte, hörte man nicht mehr viel von dem, was draußen vor sich ging.

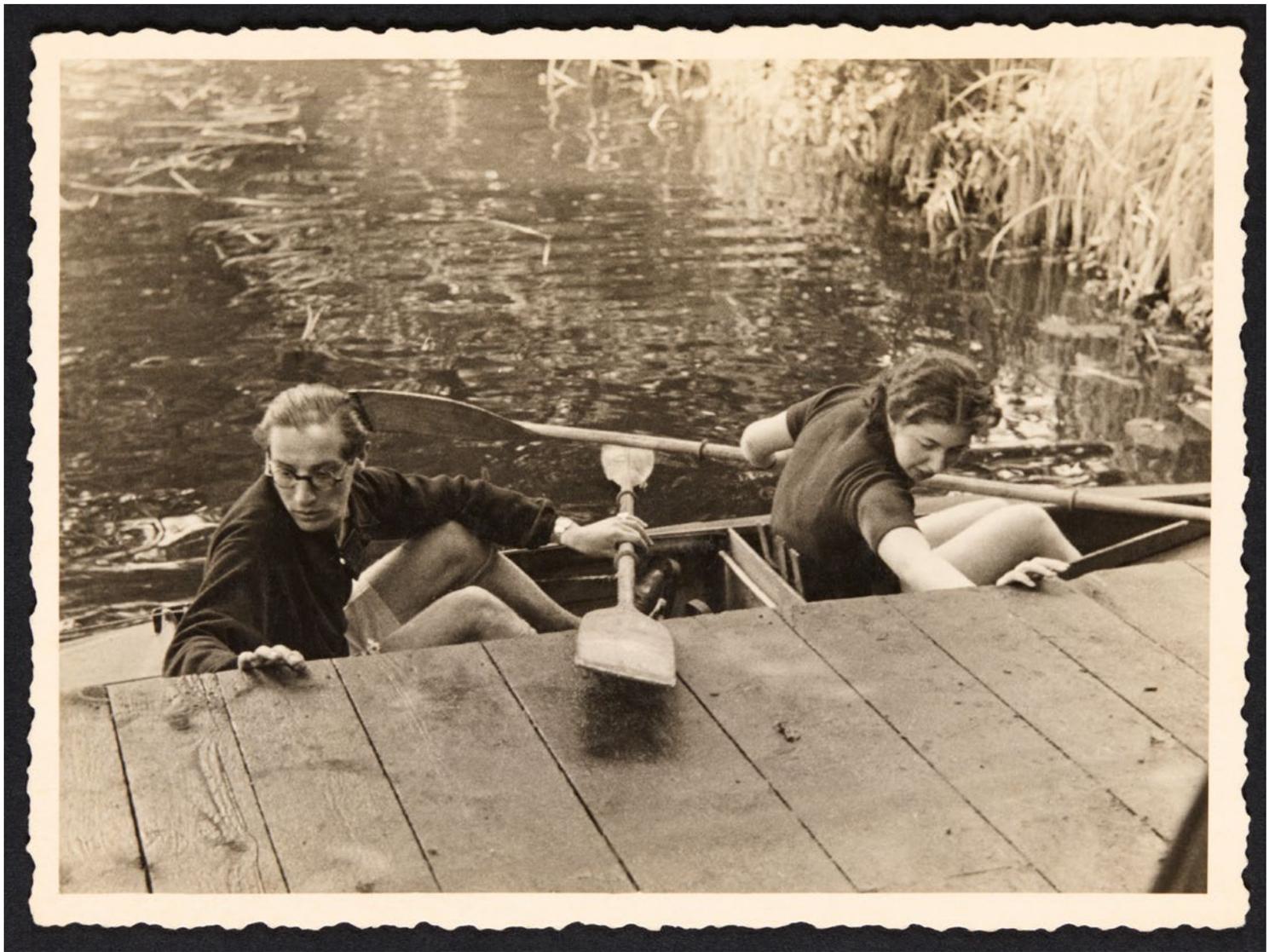
Erst am nächsten Morgen erfuhren wir, was in der Stadt und gegenüber der jüdischen Bevölkerung geschehen war und noch weiter vor sich ging. Das Ausmaß der Zerstörungen, Gewalttaten und Verhaftungen in Krefeld kam erst nach und nach ans Licht. Wir hatten ein Radio, hörten Nachrichten und bekamen Anrufe, wussten aber immer noch nicht, dass der ungeheure Terror überall in ganz Deutschland stattfand und eine vom Regime organisierte und ausgeführte Tat war. Wir waren völlig ahnungslos, alles kam aus heiterem Himmel, nichts deutete vorher darauf hin.

Der Vater hatte bis zu diesem schrecklichen Tag normal bei der Firma Vereinigte Seidenwebereien gearbeitet. Jetzt wurde er gewarnt, dass die Nazibehörden dabei waren, alle jüngeren jüdischen Männer zu verhaften und in Polizeigefängnisse einzuliefern.

Da die Nazis jederzeit wieder vor unserem Haus

auftauchen konnten, beschloss er, die Flucht zu ergreifen und schleunigst aus Krefeld zu verschwinden. Ein guter Kollege aus der Firma bot ihm an, ihn mit dem Auto zu jeder gewünschten Adresse zu bringen, um vorübergehend von zu Hause weg zu kommen. Er brachte Vater zu unserer Familie in Essen, zu diesem Zeitpunkt hatten die beiden immer noch nicht begriffen, dass die Verbrechen im ganzen Land geschahen. Kaum hielt sich Vater bei unseren Verwandten auf, da standen die Nazis auch hier vor der Tür und nahmen meinen Onkel fest. Zum Glück fragten sie nicht, was Vater dort zu suchen hatte, sonst hätten sie ihn auch gleich mitgenommen.

Erst dachten wir, es sei eine auf Krefeld beschränkte große Einzelaktion gegen die Juden. Kurz darauf war klar, dass die Maßnahmen im ganzen Land ihren Lauf nahmen: Alle Synagogen wurden abgebrannt oder zerstört, jüdische Geschäfte verwüstet, viele jüdische Bürger Opfer von Gewalttaten, die jüngeren Männer verhaftet und in Konzentrationslager geschickt. Ich glaube, von den Konzentrationslagern hatte man gehört. Es gab Vermutungen, aber bis zur Rückkehr der inhaftierten Männer wusste keiner etwas Genaueres.



Karola und Kurt 1938.

Ausreise mit Tutzis Pass nach Holland

Während dieser Zeit wohnten in unserem Haus meine Eltern, meine Schwester Tutzi und ich. Mein Bruder Richard hielt sich in der Schweiz auf, wo er bis zum Kriegsende blieb. Meine älteste Schwester Juliane war in Genua/Italien mit einem jüdischen Mann verheiratet.

Nachdem der Vater am 10. November Hals über Kopf die Flucht ergriffen hatte und immer mehr Informationen aus der Stadt zu uns kamen, standen wir alle unter Schock. Unsere Reaktion war blankes Entsetzen. Keiner hatte damit gerechnet, dass die Nazis so weit gehen würden, und keiner wusste, wie es weitergehen sollte. Dies war der Höhepunkt des Terrors, dem wir seit 1933 hilflos ausgesetzt waren. Wir wagten es vorläufig nicht, das Haus zu verlassen und bekamen daher nichts mit von den vielen Zerstörungen in der Stadt. Ich muss gestehen, ich

hatte überhaupt noch nicht realisiert, dass unsere Synagoge abgebrannt und komplett vernichtet worden war.

Die Mutter machte sich große Sorgen um meine Sicherheit und sagte schweren Herzens: „Ich rate dir, keine Zeit zu verlieren und sofort ins Ausland zu gehen! Pack deine Sachen und geh!“ Völlig traumatisiert suchten wir eiligst meine Kleider, Wäsche und persönliche Sachen zusammen, und die Mutter hatte eine Idee: „Nimm Tutzis Pass!“ Dort war das „J“ für „Jude“ noch nicht eingetragen. Ich sah nun nicht besonders „jüdisch“ aus, Wolf war kein ausgesprochen „jüdischer“ Name, es bestand kaum die Gefahr, dass man mich im Zug aufhalten würde, so nahm ich den Pass meiner Schwester. Die Mutter ging zur Bank, hob so viel Bargeld ab wie möglich und versteckte das Geld in meinem Gepäck.

Wir hatten vereinbart: Ich sollte zu Freunden nach Holland gehen, und die Mutter wollte meinen eigenen Pass nachschicken. Mein bester Freund brachte uns am 11. November 1938 zum Krefelder Bahnhof und half mir mit dem Gepäck. Das war der Mann, den ich später geheiratet habe. Ich bin natürlich nicht früh morgens abgereist, sondern es war inzwischen Nachmittag geworden, und auf dem Bahnsteig herrschte Hochbetrieb.

Der Abschied von meinen Lieben war unter den gegebenen Umständen ein Desaster. Es war ein schreckliches Gefühl, meine Eltern, die an Tuberkulose leidende Schwester und viele Freunde in diesem Chaos zurück zu lassen und in eine ungewisse Zukunft zu gehen. Keiner von uns wusste, wann und wo wir uns wiedersehen würden. Ich stieg in den Zug Richtung Holland, und wir winkten

uns bis zuletzt zu.

Zunächst war der Zug überfüllt, sodass ich nicht weiter auffiel. Aber als wir die holländische Grenze erreichten, war ich die einzige Person im Abteil, und das machte mich zunehmend nervös. Glücklicherweise waren meine Befürchtungen unbegründet, alles war allright, ich kam durch die deutsche Passkontrolle, keiner merkte, dass ich „jüdisch“ war, und plötzlich war ich in Holland. Meine späteren Gefühle, die in keinsten Weise die Dramatik meiner Flucht und des Grenzübertretts wiedergeben, drückte ich in einem Brief vom 8. Januar 1939 so aus: „Ich bin zwei Tage nach dem Losbruch in Deutschland etwas krumm mit ‚Heil Hitler‘ aber seelenruhig nach Holland gefahren. Du weißt ja, wir sind in dieser Beziehung alle eine

Schieberfamilie.“

Bei unseren Freunden in Holland wartete ich, bis ich meinen eigenen Pass von zu Hause erhielt. Die Zeitungen dort waren voll mit Berichten aus Deutschland, und ich erfuhr immer mehr Einzelheiten über das Ausmaß der Verwüstungen in den vergangenen Tagen.

Der Vater kam nach kurzer Zeit aus Essen nach Hause zurück, nachdem sich die Lage etwas beruhigt zu haben schien und die Verhaftungen offenbar eingestellt worden waren.

Am 24. November 1938 nahm ich den Zug und die Fähre nach Harwich, einer Hafenstadt im Südosten Englands. An der Pass- und Zollkontrolle wurde ich nach meinen Papieren und dem Grund meiner Reise gefragt. Ich erklärte die Situation

und legte die Studienbescheinigung der Schule vor, die jetzt ihren Zweck erfüllen sollte, wieder nach England zurückzukehren. Ich hoffte, bleiben zu können und eine Genehmigung zu bekommen, um als Flüchtling kleinere Jobs zu verrichten. Ich musste mich ein paar Stunden gedulden und konnte dann zu meiner großen Freude die Kontrollstelle passieren und einreisen.

Die Aufenthaltsgenehmigung für England war befristet, aber das war nicht so entscheidend. Die Schreckensnachrichten aus Deutschland hatten inzwischen die ganze Welt erreicht, und so stieß ich bei meiner Einreise auf großes Verständnis und Sympathie. Inzwischen war ich 18 Jahre alt, und dies war der Anfang meines späteren Lebens in England.

„Das ist unser Refugee“

Trotz meiner Studienbescheinigung ging ich nicht nach London, sondern reiste weiter nach Sheffield, einer großen Industriestadt in Yorkshire. Dort traf ich einen Freund aus Mönchengladbach, mit dem ich korrespondierte und der mir schrieb: „Wenn Du jemals nach England kommst, besuche mich in Sheffield. Ich kenne hier die Familie eines Rabbiners, die sich außerordentlich bemüht, Flüchtlingen zu helfen.“ So wandte ich mich nach Sheffield und nicht nach London.

Der Rabbiner hieß Fish und hatte mit seiner Frau viele Kinder. Es war eine große Familie, alle sehr warmherzig und liebenswürdig. Sie hatten nur einen chaotischen und unorganisierten Haushalt, mit dem ich überhaupt nicht zurechtkam. Während ich bei ihnen wohnte, kümmerte ich mich um ihren jüngsten Nachwuchs, und sie meinten: „Du kannst solange bleiben wie du willst.“ Aber ich lehnte dankend ab: „Nein, ich möchte mich um eine Arbeit bemühen.“ Es waren nette Leute, aber mit den Verhältnissen kam ich einfach nicht klar, sie wohnten in einem ziemlich heruntergekommenen Haus.

Anschließend bekam ich einen Hinweis auf ein junges Arztehepaar in Barnsley, einem kleinen Ort in der Nähe von Sheffield. Auch sie hatten von den furchtbaren Ereignissen in Deutschland gehört und waren sehr darum bemüht, jemanden bei sich aufzunehmen, der davon betroffen war. Ich setzte mich

mit ihnen in Verbindung, stellte mich vor, und die Antwort war positiv: „Wir würden Ihnen gerne helfen, come and stay with us!“

Das war sehr zuvorkommend und vielversprechend, und ich zog bei ihnen ein. Aber bald gab es wieder ein Problem, denn die Aussicht, dort eine sinnvolle Arbeit zu verrichten, erfüllte sich nicht. Für ihr Kind hatten sie ein Kindermädchen, im Haushalt beschäftigten sie eine Haushilfe, sie brauchten mich nicht. Ich wusste nicht, wie ich mich dort einbringen sollte, weil es nichts für mich zu tun gab und ich nur im Weg stand. Um es kurz zu machen: Ich verbrachte die meiste Zeit nutzlos in der Küche mit der Nanny und der Haushilfe und langweilte mich. Das war kein befriedigendes Gefühl und nicht das, was ich mir vorgestellt hatte.

Die Leute versuchten mich zu beruhigen, mir eine Perspektive zu bieten und es hieß: „Du gehörst einfach zur Familie!“ Sie bauten gerade ein Haus, näher bei Sheffield, um ihre Praxis zu erweitern, und ich sollte als Sprechstundenhilfe angelernt werden. Aber das lag alles noch in weiter Ferne, und ich empfand die Situation mehr als bedrückend, besonders wenn Besucher kamen, und ich herumgereicht wurde: „Das ist unser Refugee (Flüchtling).“ Jeder zeigte natürlich sein Mitgefühl und Interesse an meinem Schicksal, aber wenn sie mich in Augenschein genommen und wir ein paar Sätze gewechselt hatten, bekam ich eher das Gefühl: Du ziehst dich

besser zurück. Ich fühlte mich wirklich nicht wohl in meiner Haut, wollte lieber unabhängig sein, selbstständig in einem Haushalt arbeiten und meinen Lebensunterhalt verdienen.

Während ich mich dort aufhielt, lernte ich viele Leute kennen und machte neue Bekanntschaften. Außerdem hatte ich Kontakt zu meinen Angehörigen, und in dieser Zeit ergab es sich, dass meine Schwester Juliane und ihr Mann Italien verlassen mussten.

Bis dahin gab es relativ wenig Antisemitismus in Italien, aber plötzlich trat Mussolini als Verbündeter in Hitlers Fußstapfen, zwar nicht im gleichen Ausmaß, aber jedenfalls ließ er die Juden im Stich, und sie wurden ausgewiesen. Meine Schwester und mein Schwager wussten nicht, wohin sie sich wenden sollten und fragten mich, ob ich ihnen helfen könnte, nach England zu kommen.

Selbstverständlich fühlte ich mich verpflichtet, alles in meiner Macht stehende zu tun, um ihnen zu helfen. Ich begann, die Leute anzusprechen und fragte sie: „Sind Sie bereit, ein Affidavit (Bürgschaft/Eidesstattliche Versicherung) für meine Schwester und ihren Mann zu übernehmen?“ Ich gab ihnen mein Wort, dass meine Angehörigen ihnen niemals finanziell zur Last fallen würden. Mein Schwager hatte eine Tante in Amerika, die ihnen volle finanzielle Unterstützung zusagte. Sie wollte das Geld für den Lebensunterhalt der beiden schicken, bis mein Schwager seine Familie selbst ernähren konnte.

REGISTRATION CERTIFICATE No. 732352

ISSUED AT Harwich

ON 6-5-39

NAME (Surname first in Roman Capitals) WOLF Karola

ALIAS

Left Thumb Print (if unable to sign name in English Characters)

PHOTOGRAPH

Nationality German

Born on 14-8-1920 Bielefeld

Previous Nationality (if any)

Profession or Occupation Trainee

Single or Married Single

Address of Residence 38 Parliament Hill N.W.3.

Arrival in United Kingdom on 24-11-1938

Address of last Residence outside U.K. Krefeld

Government Service

Support or other papers as to Nationality and Identity. German Exp W.103 Krefeld 1-8-1935.

Signature of Holder Karola Wolf

6539

2 ENDORSEMENTS AND REMARKS.

Serial No 6332070

WOLF

Permitted by the Immigration Officer to land at Harwich on 24-11-38 on condition that the holder registers ~~at once with Police and does not remain~~ in the United Kingdom longer than One month on condition that the holder does not enter any employment, paid or unpaid, while in the United Kingdom.

The issue of this certificate does not entitle the holder to establish himself or to seek employment in United Kingdom.

3 ENDORSEMENTS AND REMARKS.

H.O. 18-3-39

The condition attached to the grant of leave to land on 24-11-38 is hereby varied so as to require the holder's departure from the United Kingdom not later than 24-3-1939 on condition that the holder does not enter any employment, paid or unpaid while in the United Kingdom.

6539

4 ENDORSEMENTS AND REMARKS.

H.O. 25-4-39

The condition attached to the grant of leave to land on 24-11-39 is hereby varied so as to require the holder's departure from the United Kingdom not later than 30-4-1940

6539

5 ENDORSEMENTS AND REMARKS.

CERTIFICATE OF REGISTRATION No. 732352, Aufenthaltsgenehmigung Immigration Officer in Harwich U.K. vom 24-11-38. Aufenthalt von Karola in England nach der Flucht aus Krefeld bis 1939.

Es war eine sehr schwierige Situation für mich. Mir war bewusst, dass meine Gastgeber mir schon weit entgegen gekommen waren, und es war mir peinlich, ihre Gastfreundschaft auszunutzen und ihnen und den Freunden und Bekannten gegenüber ein bisschen als Nervensäge aufzutreten. Aber mir

blieb keine Wahl, ich musste das tun, es war einfach zu wichtig für uns.

Was ich anfangs kaum zu hoffen gewagt hatte, trat tatsächlich ein, ich konnte schließlich einen Bekannten für die Sache gewinnen. Der Engländer vertraute mir, setzte auf unsere Dankbarkeit. Für

seine großzügige menschliche Hilfsbereitschaft wurde er später auch in keiner Weise enttäuscht. Er gab die eidesstattliche Erklärung für die Bürgerschaft, meine Verwandten konnten nach England einreisen, und er wurde in der Sache nie behelligt oder irgendwie in Anspruch genommen.

Treffpunkt London

Zwischenzeitlich war es meinem Krefelder Freund Kurt Zanders ebenfalls gelungen, aus Deutschland raus zu kommen. Er hatte von Ende 1933 bis Mai 1935 schon in Paris und London gearbeitet und dabei sehr viel Auslandserfahrung gesammelt. Auf Grund seiner hervorragenden englischen Sprachkenntnisse konnte er bis November 1938 bei der Firma Merländer & Strauß, Krefeld gute Kontakte nach England knüpfen, die dazu führten, dass einer seiner Bekannten ein Affidavit für ihn abgab. Alle Flüchtlinge konnten kein Geld aus Deutschland rausbringen, zumindest nicht offiziell.

Nun war er seit Januar 1939 in London, und daher hatte auch ich den Wunsch, mir dort eine Arbeit zu suchen. Einer unserer Bekannten wohnte im Stadtteil St. John's Wood. Der meinte, er würde mich gerne als Haushilfe aufnehmen. Das Angebot gefiel mir. Ich hoffte damit, meine Situation gegenüber Barnsley verbessern zu können, und habe das dann auch im Januar gemacht.

Ich glaube nicht, dass ich in London wieder Kontakt zum Woburn House hatte, dem Center für Flüchtlinge, dafür gab es durch meine Arbeitsstelle keine Notwendigkeit. Kurt arbeitete nach seiner Ankunft in dem Gebäude des Centers eine Zeit lang als „Liftboy“, bis er ebenfalls eine Stelle fand.

Das waren natürlich nur gering bezahlte Jobs, wir verdienten nicht viel, im Grunde ein Taschengeld. Aber das war egal und in diesen turbulenten Zeiten nicht so wichtig, die Hauptsache war, wir waren erst mal in Sicherheit, hatten ein Dach über dem Kopf, zu essen und lernten dazu.

Ich war bei dem Bruder von Albert Sandler beschäftigt. Albert war Bandleader des zu der Zeit

sehr bekannten Palm Court Orchestra. Sein Bruder war ebenfalls Musiker, aber nicht so berühmt und erfolgreich wie Albert.

Es handelte sich um eine jüdische Familie, und das war in Ordnung. Sie hatten keine große Wohnung. Es gab nur zwei Schlafzimmer, und ich teilte mir ein Zimmer mit einem Mädchen im Alter etwa zwischen sechs und acht Jahren.

Dort blieb ich eine Weile, bis plötzlich die Polizei vor der Tür stand, um sich nach mir zu erkundigen. Eigentlich hatte ich keine Genehmigung, um diese Art von Job zu verrichten. Bisher hatte ich das nicht realisiert und nicht so genau genommen.

Der Beamte sagte zu mir: „Sollen wir uns hier unterhalten, oder kommen Sie mit zum Revier? Ich möchte die Angelegenheit mit Ihnen klären.“ Ich begleitete ihn zur Police Station. Es schien mir besser zu sein, die Sache nicht in der Wohnung zu besprechen.

Der Mann behandelte mich ausgesprochen nett und zuvorkommend und sagte im Verlauf des Gesprächs zu meiner Überraschung: „Wissen Sie, dass ihr Lohn zu niedrig ist? In Wirklichkeit ist das nicht erlaubt!“ Und er empfahl mir, mich nach einer anderen Stelle umzusehen. Ich erklärte ihm meine Situation und antwortete erleichtert: „Das ist für mich kein Problem.“

Der Polizist gab mir seinen Namen und seine Dienststelle und erklärte mir, ich könnte mich für weitere Auskünfte jederzeit an ihn oder seine Kollegen wenden. Diese Hilfsbereitschaft hat mich sehr berührt. Nach diesem Gespräch teilte ich den Sandler mit, aufhören zu wollen.

Nachdem meine Schwester Juliane (Lia) mit

ihrem Mann Fritz Hammelburger (Fred Hamil) Italien verlassen hatten und glücklich in London eingetroffen waren, gingen wir gemeinsam auf Wohnungssuche und fanden eine kleine möblierte Wohnung im Londoner Stadtteil Hamstead. Mein Freund Kurt wohnte gegenüber auf der gleichen Straße, ebenfalls ein Grund, diese Wohnung zu nehmen. Während ich mich um eine neue Stelle bemühte, machte meine Schwester den Vorschlag: „Versuche eine Arbeit zu finden, bei der du einen daytime job hast, dann ist es für uns einfacher, zusammen zu bleiben.“ Inzwischen hatte ich Lust, mich um eine völlig andere Arbeit zu bemühen, statt als Haushilfe tätig zu sein.

Ich fand eine Stelle als „finisher“ (Näherin), das heißt, ich nähte Knöpfe und andere Teile an Bekleidung und sonstige Textilien. Es zeigte sich auch jetzt wieder, dass unsere Mutter im Haushalt viel zu wenig in die Pflicht genommen hatte, als wir Kinder waren. Ich hatte zwar keine Erfahrung mit solchen Sachen, aber ich bekam die Stelle, lernte schnell dazu, machte diese Arbeit gerne und wohnte mit meinen Verwandten weiter in Hamstead.

Auch diesmal waren die anderen Mädchen und Kolleginnen ausgesprochen freundlich zu mir, und ich bekam enormen Respekt vor ihnen und ihren guten englischen Manieren. Das waren einfache Leute am Arbeitsplatz und nicht die Oberschicht. Ich empfand das so und war wirklich sehr beeindruckt, wie nett und hilfsbereit sie waren. Sie merkten sofort, dass ich wirklich kein geübter „finisher“ war, aber sie halfen mir, alle anfänglichen Probleme zu meistern. Wir hatten ein sehr gutes Verhältnis, und ich war glücklich, dass ich mit ihnen zusammenarbeiten konnte.

Die Auswanderungspläne der Eltern nach Australien

Während dieser Zeit, im Sommer 1939, hatten es auch meine Eltern mit unserer jüngeren Schwester Tutzi gemanagt, aus Deutschland rauszukommen, wo die Lebensumstände durch die Verfolgung immer bedrohlicher und unerträglicher geworden waren. Auf der Suche nach einem Land, in das sie auswandern konnten, hatten sie sich für Australien entschieden. Mein Vater war ein Experte bei der Herstellung von Spezialtextilien, und diese Technik war in Australien noch nicht so verbreitet. Er hatte Kontakt zu einem Produzenten in Übersee, der sich für die Sache interessierte und Vater den Vorschlag machte, herüberzukommen. Er wollte sein Geld in eine Reyon-Mill (Kunstseide-Fabrik) investieren. Vater sollte ihm beim Aufbau der Firma zur Seite stehen. Was prima war, denn mit einem Visum für Australien hätten sie Deutschland verlassen können.

Der Haken war, man konnte zwar ausreisen, jedoch bis auf ein paar Möbel und persönliche Sachen überhaupt kein Geld oder anderweitiges Vermögen mitnehmen, und damit kam man im Ausland nicht

weit. In andere Länder einzureisen, war inzwischen so gut wie unmöglich. Fast jeder hatte seine Türen geschlossen. Es gab immer mehr Flüchtlinge, die verzweifelt versuchten, aus Deutschland rauszukommen. Ohne Geld und festen Arbeitsplatz war es aussichtslos, in ein beliebiges Land einzureisen, so wie es auch heute zum Teil noch schwierig ist.

Australien gehörte zu den wenigen Ländern, die bereit waren, einen Flüchtling unter diesen Umständen zu akzeptieren. Allerdings musste jeder Einwanderer die enormen Passagekosten für die Seereise um die halbe Welt in den Südpazifik aufbringen. Zudem gab es als zusätzliche Hürde eine Einwanderungsquote, und man musste warten, bis die hierfür erteilte Nummer an der Reihe war.

Da die Zeit drängte und Vater kein Geld ausführen konnte, versuchte er, seine Kontakte in Holland zu nutzen, um die Wartezeit zu überbrücken. Er hatte dort einen Geschäftsfreund, mit dem er beruflich zusammen gearbeitet hatte. Der sprach

von Webereien und Baumwollspinnereien in Enschede, einer holländischen Stadt in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze bei Gronau. Dort gab es einen Betrieb mit jüdischen Eigentümern, und der Bekannte sagte: „Ich werde dort anfragen, ob Interesse besteht, dich einzustellen, bis du deine Einreiseerlaubnis nach Australien bekommst.“

Die Antwort war positiv, und meine Eltern und Schwester schafften es, nach Holland überzusiedeln. Ich glaube, es war im Juli 1939. Mein Vater bekam eine Stelle bei der sehr erfolgreichen Unternehmerfamilie Menko in der dortigen Textilindustrie. Die Fabriken verarbeiteten nur Baumwolle. Vater war dagegen ein Experte für Seide, aber sie konnten ihn trotzdem gut gebrauchen.

Auf diese Weise wurde er für niemand zu einer finanziellen Last, denn er konnte kaum was mit über die Grenze nehmen. Er verdiente nicht viel, aber es reichte, um für die Familie ein Haus zu mieten und den Lebensunterhalt zu sichern. Sie kamen damit zurecht.

Der Kriegsausbruch macht alle Pläne zunichte

Meine Schwester Lia und ich fuhren im August von London nach Enschede, um die Familie zu besuchen. Es war Ende des Monats, man wusste, dass es zum Krieg kommen würde, und dies geschah ganz plötzlich während wir da waren, am 3. September 1939.

Während Lia sofort zurück zu ihrem Ehemann nach England eilte, sagten meine Eltern zu mir: „Bleib hier, du bist minderjährig und kannst bestimmt bei uns sein.“ Ich war im August 19 Jahre alt geworden und hatte das Gefühl, dass meine Freundschaft mit Kurt mehr oder weniger beendet war. Er war bis zu dieser Zeit mein einziger Freund gewesen, aber nun zog mich nichts wieder besonders zu ihm zurück. So blieb ich in Holland, wo ich eigentlich nicht sein wollte.

Auch jetzt erschien wieder die Polizei und stellte Fragen: „Was macht Ihre Tochter hier?“ Die Aufenthaltsgenehmigung betraf nur die Eltern und meine jüngere Schwester. Ein weiteres Kind hatten sie bisher weder erwähnt noch angemeldet. Sie erklärten

den Sachverhalt, beriefen sich auf meine Minderjährigkeit und meinten, ich sei während des Krieges in der Familie sicherer aufgehoben, als alleine in England. Die Behörde war schließlich einverstanden, und so kam es, dass ich in Holland blieb. Meine Eltern waren offiziell von Deutschland eingereist, wir hatten deutsche Pässe, und damit war unser Aufenthalt in Holland legalisiert.

Nach einigen Monaten passierte es, dass unsere Nummer für die Einwanderung in Australien aufgerufen wurde, die meine Eltern in Deutschland bekommen hatten. Da ich Englisch sprach, schickten sie mich zum Konsulat nach Den Haag, um über unsere Visa und alle weiteren Formalitäten und Details der Reise zu sprechen.

Das größte Problem waren natürlich die enormen Kosten, die wir nicht aufbringen konnten. Wir hatten unsere Möbel und persönlichen Sachen, die meine Eltern mitgebracht hatten, aber wir hatten kein Geld für eine so weite Schiffsreise mit vier Personen. So versuchten wir, unser Hab und Gut

auf dem Markt anzubieten, um zu sehen, ob wir genug „cash“ für die Reise nach Australien bekommen konnten. Aber es war unmöglich, die Sachen zu einem angemessenen Preis los zu werden.

Während wir uns weiter bemühten, die Passage doch noch zu ermöglichen, marschierten die Deutschen am 10. Mai 1940 in Holland ein. Damit waren unsere Pläne für Australien zunichte gemacht, denn jetzt saßen wir in Holland fest. Zuvor waren schon militärische Aktionen erwartet worden. Aus Angst davor hatten wir nach einer früheren Warnung vor einer deutschen Invasion schon mal versucht, von der Grenze wegzukommen und waren Hals über Kopf nach Amsterdam gereist. Aber das erwies sich als sinn- und zwecklos, und so kehrten wir nach Enschede zurück. Als wir uns am Tag nach dem Einmarsch umschauten, sahen wir die deutschen Truppen der Wehrmacht vorbeiziehen. Nach Überquerung der Grenze marschierten die Soldaten einfach durch Richtung Küste, es war ein absoluter Überfall. Mehr

passierte in unserem Raum nicht, es gab nicht mal Kämpfe. Holland wurde in wenigen Tagen besetzt und war gezwungen, am 14. Mai vor der militärischen

Übermacht der Deutschen zu kapitulieren.

So waren wir uns selbst überlassen, der Vater ging weiter zur Arbeit, und es blieb uns nichts

anderes übrig, als die Entwicklung abzuwarten. Doch das Unheil nahm weiter seinen Lauf, und es stand uns neue Aufregung bevor.

Abschied von Tutzi

Unglücklicherweise war es meine Schwester Tutzi, deren Gesundheitszustand sich verschlechterte. Sie hatte sich bereits in Krefeld an Tuberkulose infiziert und nach einem Aufenthalt in einem Sanatorium ging es ihr zwischenzeitlich besser. Aber trotz aller Behandlungen laborierte sie immer noch an der sehr ansteckenden und gefährlichen Krankheit.

Sie musste ins Bett, und von da an ging es rapide mit ihr bergab. Ich traf mich mit Freunden in der Stadt, wir gingen schon mal aus oder ins Kino und sahen einen Film. Es war Krieg, das Land besetzt, ich musste zu einer bestimmten Zeit zu Hause sein. Die Zustände und Lebensbedingungen waren anfangs noch nicht so schlecht. Bis 1941 lebte man noch relativ in Freiheit. Man konnte einen Arzt und Medikamente bekommen, die allgemeine medizinische Versorgung war in Ordnung.

Meine Schwester kam nicht ins Krankenhaus, sondern wurde zu Hause gepflegt. Ich saß an ihrem Bett und versuchte, sie zu trösten und ihr Mut zu machen. Ich las ihr Geschichten vor oder erzählte so lebendig von einem Film, den ich gesehen hatte, dass sie sich die Handlung oder Personen sehr gut vorstellen konnte.

Ich hatte keine Angst vor der Ansteckungsgefahr und machte mir weiter darüber keine Gedanken. Die

Krankheit war auch sicher einer der Gründe, warum die Eltern sich nicht mehr so intensiv um die Ausreise nach Australien bemühten. Ihnen war bewusst, dass wir die Reise möglicherweise mit einem kranken Kind antreten mussten, falls es überhaupt funktioniert hätte. Wer weiß, ob sie für meine Schwester ein Visum oder einen Platz auf einem Schiff bekommen hätten? Konnte sie die lange Überfahrt durchstehen, und hätte man sie in Australien einreisen lassen?

Aber solche Gedanken sprach keiner offen aus. Alles lief erst mal so weiter, Vater setzte seine Arbeit fort, und wir versuchten, das Beste aus der misslichen Situation zu machen.

Tutzi starb am 24. Juni 1940 im Alter von 18 Jahren. Das war für uns ein gewaltiger Schock. Zuvor hatte man trotz aller ärztlichen Bemühungen sehen können, dass es mit ihr zu Ende ging. Sie konnte nichts mehr zu sich nehmen, wurde immer schwächer und dünner und war von der Krankheit gezeichnet.

Ich erinnere mich, dass ich während dieser Zeit meinen Glauben an Gott verlor. Ich möchte das in diesem Zusammenhang erwähnen, denn ich hatte ein kleines Gespräch mit Ihm und machte Ihm folgenden Vorschlag: „Wenn Du dafür sorgst, dass es ihr besser geht und sie wieder gesund wird, dann

nehme ich ihre Krankheit auf mich, denn ich kann es schaffen zu überleben.“

Ich sah, dass meine Schwester keine Chance hatte, die Krankheit zu besiegen, dagegen fühlte ich mich stark und widerstandsfähig genug, damit zurechtzukommen. Aber Gott ließ sich auf keinen Deal mit mir ein, er hatte andere Pläne mit uns, und für Tutzi gab es keine Rettung.

Der Krieg ging weiter, und man verfolgte besorgt die Nachrichten im Radio über den weiteren Verlauf. Die Deutschen hatten nach der Invasion der Niederlande sofort auch Belgien und Luxemburg besetzt und bereits im Juni 1940 Frankreich eingenommen. Es gab kaum Widerstand, oder das, was man ernsthaft so hätte nennen können. Keines der Länder war auf eine solche militärische Übermacht vorbereitet, und sie konnten dem nicht viel entgegen setzen. Die Niederlande hatten sich politisch für neutral erklärt und hofften, von Kriegshandlungen der Deutschen verschont zu bleiben. Doch dieses Denken erwies sich als realitätsfremd und wenig logisch.

Generell war Holland militärisch besetzt, und jede Stadt und Verwaltung unterstand der deutschen Besatzung. Es folgte eine Fülle von Verordnungen und Gesetzen der neuen Machthaber, die insbesondere dazu dienten, auch die Juden in Holland immer weiter sozial, gesellschaftlich und geschäftlich zu isolieren.

Angesteckt mit Tuberkulose

Trotz unserer tiefen Trauer ging für uns das Leben in Enschede erst mal wie gewohnt weiter. Vater hatte noch seine Stelle, und wir blieben zusammen. Ich absolvierte einige Kurse für Schneiderei und bekam zum Abschluss ein Diplom. Nach allem, was passiert war, wollte ich endlich mit meiner Ausbildung weitermachen und neue Dinge in Angriff nehmen.

Vielleicht ein halbes Jahr nach dem Tod meiner Schwester bekam ich einen Hustenanfall und Temperatur. Der Arzt kam, und nach eingehender

Untersuchung stellte er die schockierende Diagnose: TB Tuberkulose. Jetzt hatte ich mich doch noch bei meiner Schwester infiziert. Während der ganzen Zeit war ich nie untersucht worden, aber was hätte man tun sollen, wenn man festgestellt hätte, dass ich die Krankheit gefangen hatte.

Es war eine schreckliche Ironie des Schicksals. Ich bekam hohes Fieber, war ernsthaft krank, musste wie meine Schwester ins Bett und das im Alter von 20 Jahren in diesen ohnehin aufregenden und turbu-

lenten Kriegszeiten. Die Krankheit war natürlich auch weiterhin sehr ansteckend, aber ich fühlte mich im Grunde zäh und kräftig wie meine Mutter.

In dieser Zeit hatte ich einen Freund, der 42 Jahre alt war, also beträchtlich älter als ich: Bruno Löwenberg. Er war ebenfalls Jude, stammte aus Deutschland und hatte früher eine sehr gute Stelle als Einkäufer bei Tietz.

Meine Eltern wussten nicht genau Bescheid über unser Verhältnis, sie hätten das vermutlich in der



Tutzi (Gertrud) Wolf in Krefeld um 1938.



Das Grab von Tutzi auf dem jüdischen Begräbplaats Kneedweg in Enschede. (Foto vom 16.6.2014 Joodse Gemeente Twente, Enschede).

Form nicht gebilligt. Dieser Freund war für mich eine wunderbare Hilfe und Stütze, das Leben mit ihm war in erster Linie einfach und unbeschwert. Er hatte ein heiteres und positives Wesen, ging glücklich durchs Leben und war für mich eine Frohnatur. Zu Hause waren die Dinge eher traurig und miserabel. Die Krankheit meiner Schwester und dann ihr Tod, das war alles äußerst deprimierend. Dagegen freute ich mich, zu ihm zu gehen und mit ihm zusammen zu sein. Durch Bruno wurde mein Leben recht angenehm und schön. Daher liebte ich ihn sehr.

Während meiner Krankheit schickte er mir jede Woche Blumen und besuchte mich. Auch andere Freunde kamen zu mir, und dadurch war alles nicht ganz so trist und die Situation erträglich. Ich spürte, wie wichtig es war, nicht ständig über meine Krankheit zu sprechen, sondern besonders auch Interesse am Leben der Freunde zu zeigen, andernfalls konnte die Freundschaft schnell ermüden. Wir waren jung, ich hatte in dem Zustand nicht viel zu bieten, und so sprachen wir über alle Dinge, die sich täglich er-

eigneten und uns beschäftigten, einschließlich der Liebschaften und andere zum Teil problematische Themen. Ansonsten verbrachte ich die meiste Zeit damit, Bücher und Zeitschriften zu verschlingen, die mir die Eltern und Freunde besorgten.

Seit 1939 tobte der Krieg in Europa, man verfolgte das Geschehen, und die Entwicklung war alles andere als positiv. Die deutsche Wehrmacht eilte von Sieg zu Sieg und besetzte viele Länder. Neben der Front gegen Großbritannien hatte die Armee am 22. Juni 1941 durch den Einmarsch in die Sowjetunion eine weitere Front im Osten gebildet.

Wir lebten genauso wie die Holländer und hörten besorgt und gespannt den Radiosender BBC, London, um zu erfahren, was passierte und wie es weiterging.

Wie weit würden die Deutschen kommen? Würden die Nazis siegen, was man sich kaum vorstellen konnte, da sie inzwischen fast die ganze Welt gegen sich aufgebracht hatten?

Für uns stand nicht im Vordergrund, was mit uns

passierte. Darüber wurde nicht so viel debattiert, denn in Holland und in unserer Gegend an der deutschen Grenze war es ruhig, es hatte nie Kämpfe gegeben. Aber was geschah generell und besonders an der Front?

Nach einigen Wochen ging es mir etwas besser. Ich war wieder munterer, brauchte nicht mehr ständig im Bett zu bleiben und konnte aufstehen. Die Mutter bezweifelte inzwischen, dass ich an der gleichen Krankheit litt wie meine Schwester und betrachtete die Diagnose als Irrtum. Ich war jedoch anderer Meinung, denn die Symptome waren für mich eindeutig.

Meine Schwester war viel jünger gewesen, als die Krankheit ausbrach, und befand sich in der Wachstumsphase. Vielleicht war sie nicht so robust wie ich, oder die Krankheit nahm bei mir einen günstigeren Verlauf als bei ihr. Ich fühlte mich immer noch nicht gesund, war aber auf dem Wege der Besserung. Jedenfalls war es keine offene Tuberkulose, und es gab nicht mehr ganz so schlimme Hustenanfälle.

Die Judenverfolgung eskaliert auch in Enschede

Ab 1941 entwickelten sich die Dinge für die jüdische Bevölkerung in Holland dramatisch, und im Oktober hatte das Ausmaß ihrer Entrechtung, wirtschaftlichen Ausbeutung und Verfolgung etwas mehr als eineinhalb Jahre nach dem Beginn der Besatzungszeit fast dasselbe Niveau erreicht wie in Deutschland.

Die Situation in Enschede eskalierte, als es zu Beginn dieser schlimmen Zeit zu einigen Sabotageakten der holländischen Widerstandsorganisation gegen die deutsche Besatzung kam, die im September 1941 erhebliche Repressalien nach sich zogen: Etwa 100 jüdische Einwohner wurden verhaftet und in das deutsche Konzentrationslager Mauthausen/Österreich gebracht. Nach einigen Monaten lebte keiner der Deportierten mehr. Das war der Beginn der Judenverfolgung, und die Juden wussten nun, was sie erwartete.²

Während dieser Zeit passierte eines Tages folgendes: Es klingelte an der Haustür, die Mutter öffnete, und es standen deutsche Beamte der „Sicherheitspolizei“ oder „Geheimen Staatspolizei“ vor der Tür. Bevor einer der Deutschen einen Ton von sich geben konnte, sagte sie sofort sinngemäß: „Wir haben einen Todesfall in der Familie. Unsere jüngste Tochter ist an Tuberkulose gestorben, und unsere zweite Tochter hat sich auch infiziert!“ Daraufhin drehten

sich die Männer wortlos auf dem Absatz um und verschwanden.

Das war unsere erste Begegnung mit den Besatzern, aber wir machten uns kaum Gedanken darüber. Wir waren immer noch zu sehr überwältigt von unserem großen Kummer und Schmerz.

Am nächsten Tag erfuhren wir, dass die Deutschen eine Reihe von Männern festgenommen und vermutlich in Arbeitslager deportiert hatten. Die Mutter sagte: „Seid ihr euch im Klaren darüber, dass Tutzi Vater das Leben gerettet hat?“ Was offenbar der Tatsache entsprach. Wenn sie Vater abgeholt hätten, wäre er sehr wahrscheinlich für immer verschwunden, und ohne ihn hätten wir kaum eine Überlebenschance gehabt. Tatsächlich hat ein Freund von mir seinen Vater an diesem Tag verloren.

Bis Anfang 1942 war man noch nicht ständig mit der Gestapo (Geheime Staatspolizei), dem Sicherheitsdienst (SD) der SS, der Sicherheitspolizei (Sipo) und den Zwangsmaßnahmen der Besatzer konfrontiert. Sie waren zwar da, arbeiteten aber im Verborgenen und trieben anderweitig ihr Unwesen.

Erst im Laufe des Jahres 42 begannen die Besatzer systematisch, alle jüdischen Bewohner zusammen zu treiben und in holländische Durchgangslager wie Westerbork zu deportieren, zum Weitertransport nach Polen, in „Arbeitslager“, wie es offiziell hieß.

Wer sich der Aufforderung widersetzte, sich an Sammelstellen einzufinden, wurde verhaftet und zwangsweise abgeführt.

Zu der Zeit war es nicht mehr nur die deutsche Gestapo und SS, die die Menschen festnahmen, sondern die Besatzer benutzten die holländische Polizei für ihre Zwecke. Dort gab es allerdings Beamte, die rechtzeitig Warnungen an die Betroffenen verbreiteten, wenn die Pläne für Razzien, wie sie es nannten, bekannt wurden.

Diese Entwicklung löste in der jüdischen Bevölkerung Panik aus. Nach allen Erfahrungen mit den Nazis seit 1933 konnte sich inzwischen auch in Holland jeder vorstellen, was dieser neue Terror gegen die Zivilbevölkerung zu bedeuten hatte. Die Juden spürten die drohende Gefahr, die von diesen Aktionen ausging. Viele versuchten, sich in Holland zu verstecken, um der Deportation zu entgehen. Sie lebten allein von der Hoffnung, dass sich der Krieg im Westen zugunsten der Alliierten unter der Führung von England und Amerika wenden würde und sie dann bald wieder in Freiheit leben konnten.

Spätestens jetzt musste der Vater seinen Beruf bei den Textilfabriken der Menkos aufgeben. Es versteht sich von selbst, dass im Rahmen der Verfolgung Betriebe und Geschäfte „jüdischer“ Inhaber von den Machthabern übernommen oder geschlossen wurden.

Die einzige Chance: untertauchen

Unter der Leitung von Sig Menko bildete sich eine Untergrundorganisation, mit der man Kontakt aufnehmen konnte, wenn man von der Verfolgung bedroht war. Die Mitglieder gaben Informationen und Adressen von Leuten aus, bei denen man untertauchen konnte. Einer von ihnen war der örtliche evangelische Pfarrer Ds. Leendert Overduin, der in der Untergrundbewegung sehr aktiv war und mit den Leitern der jüdischen Gemeinde eng zusammen arbeitete.³

Wir waren in Enschede befreundet mit einer Familie Bloch und ihrem Sohn Curt. Der war bereits untergetaucht, hatte eine neue Identität angenommen und nannte sich jetzt Cor. Er war unser Verbindungsmann zum Untergrund und

spielte eine ziemlich große Rolle während meiner Zeit in Holland.

Da inzwischen alles im Verborgenen stattfand und er sein Versteck tagsüber nicht verlassen konnte, suchte Cor meine Eltern und mich nach Einbruch der Dunkelheit auf und sagte: „Hört zu, wenn ihr einen dringenden Hinweis bekommt zu verschwinden, egal zu welcher Zeit, hier ist meine Adresse für Karola. Dort erwarten wir sie.“ Sie hatten arrangiert, dass mein damaliger Freund Bruno ebenfalls in dem Versteck Zuflucht finden konnte.

Als die holländische Polizei uns dann tatsächlich kurzfristig informierte, dass eine Razzia am gleichen Abend oder am nächsten Morgen stattfinden sollte, verschwanden wir in aller Eile, und ich begab mich

zu der Adresse, die Cor mir gegeben hatte und wo er sich aufhielt.

Sie hatten nicht damit gerechnet, dass Bruno, mein boyfriend, zur selben Zeit kam, weil er ebenfalls die alarmierende Nachricht bekommen hatte. Die Leute bedauerten: „Wir haben zwei freie Zimmer und nicht genug Platz für alle. Wir können nur Bruno aufnehmen, aber nicht Karola.“

Die beiden Männer einigten sich mit ihnen und erklärten: „Wir schlafen in einem Bett.“ Das war natürlich eine großzügige Geste, und dabei blieb es. Die zwei hatten einen Raum für sich, und ich zog in das andere Zimmer.

Cor schärfte mir ein: „Erzähle nicht, dass du Tuberkulose hast, sie würden dich unter diesen

Umständen nicht hier behalten. Die beiden sind über 40 Jahre alt, und es ist unwahrscheinlich, dass sie sich infizieren. Wir sorgen für dich, falls nötig, und du bleibst hier.“

Die Angehörigen von Jopie und Cor, insgesamt vier Personen, wurden in einem Versteck in Apeldoorn untergebracht.

Meine Eltern erhielten eine andere Adresse, und die Mutter konnte sich extrem schlecht an die neue Situation gewöhnen. Sie war eine Kämpfer-

natur mit einem sehr starken Willen und gewohnt, aktiv zu sein und sich selbstständig und frei zu bewegen. Sie sollte im Haushalt helfen, beispielsweise Kartoffel schälen, fühlte sich jedoch bald ausgenutzt und beschwerte sich: „Wir zahlen doch für unseren Aufenthalt!“ Ich dagegen war nicht so eingestellt und meinte: „Wir sollten alles mitmachen und uns an der Arbeit beteiligen. Die Hauptsache ist nur, dass wir überleben!“

Die meisten jüdischen Einwohner besaßen in-

zwischen falsche Ausweispapiere, in denen nur das Foto und wenige Angaben zur Person zutreffend waren, ansonsten stimmte darin so gut wie nichts.

Ich hatte den neuen Vornamen Jakoba. Aus Curt war Cor geworden, und Bruno nannten wir jetzt Jopie. Die Ausweise dienten nur für bestimmte Zwecke. Wir wussten, dass uns diese Papiere nichts nützten, wenn man uns abholen würde. Die Polizei hätte unsere wahre Identität schnell ermittelt.

Leben in ständiger Gefahr

Wir waren bei Eheleuten untergebracht, die wir nur Bats und Leida nannten. Ich glaube, auch sie hatten falsche Namen. Das Haus war sehr einfach gebaut und eingerichtet, es gab kein Badezimmer oder Vergleichbares, aber das war in Ordnung. Sie wohnten da, und wir waren dankbar, dass wir dort Unterschlupf finden konnten.

Wir verließen unser Versteck überhaupt nicht und gingen auch während der Dunkelheit nicht nach draußen. Leida und Bats kochten, und wir halfen im Haushalt. Es war ein sehr schwieriger Platz, um nicht entdeckt zu werden. In dieser Gegend wohnten die Niederländer hauptsächlich in kleinen Häusern. Es gab zwar Gardinen seitlich der Fenster, aber man konnte von draußen in die Wohnungen hineinschauen. Das war die Gefahr, und man war sich der Tatsache bewusst. Die Küche befand sich auf der Rückseite, nur erreichbar über den Flur, und während wir in dem Haus wohnten, krochen wir auf dem Weg dorthin unter den Fenstern durch, um nicht von außen gesehen zu werden.

Die Leute kannten ihre Nachbarn, und jeder wusste im Grunde über den anderen Bescheid. Hinzu kam die Neugier der Leute. Es war nicht schwierig, jemanden zu entdecken, denn es war fast unmöglich, drei fremde Personen im Haus unsichtbar zu machen. Auch das war einer der Gründe, warum immer noch so viele Flüchtlinge entdeckt wurden. Es fiel auf, wenn irgendwas merkwürdig oder anders war, und darüber wurde zu viel geredet. Man kann nicht sagen, dass viele Juden von Holländern an die deutschen Besatzer verraten wurden, aber es hat solche Fälle gegeben.

Nach der Invasion wurden Lebensmittel in Holland immer knapper. Vieles wurde von den

Besatzern an die Front geschickt oder anderweitig verfügt. Die Rationierung war sehr streng und stellte für alle ein großes Problem dar.

Mit unseren Ausweispapieren war es möglich, Lebensmittelkarten zu bekommen, die auch für uns unbedingt notwendig waren. Leida und Bats kauften das Essen in den Geschäften und auf dem Markt ein, und mit unseren Bezugscheinen konnten sie auch uns verpflegen. Zumindest hatten wir die gleichen Rationen wie die Holländer, aber das war genauso mager und unzureichend.

Natürlich fiel es auf, wenn jemand größere Mengen benötigte, als das normalerweise der Fall war, um zusätzliche Leute zu versorgen. Also, jeden Tag das Essen für fünf Personen zu besorgen war auf jeden Fall eine große und schwierige Aufgabe.

Butter war kaum zu bekommen, aber die beiden jungen Männer schafften es durch spezielle Kontakte, für mich Butter auf dem Schwarzmarkt zu besorgen. Ich war krank, und durch meine Schwester wusste ich, dass der Körper einiges an Fett benötigte.

Es passierte nicht viel in dem Haus, aber während dieser Zeit gab es ein kleines Malheur, das ich nie vergessen werde. Im Hinterhaus war eine Art Waschküche, und von dort gelangte man nach draußen zum Klo, wo es im Winter recht kalt war. In dieser Waschküche hielten Bats und Leida ein kleines Kaninchen. Da es kaum Abwechslung und keinen Kontakt zu anderen Leuten gab, sprach ich mit dem Tier und hatte es in mein Herz geschlossen.

Zur Weihnachtszeit 1942 gab es plötzlich Fleisch. Ich war überrascht: Fleisch, wie war das möglich? Fleisch war, wenn überhaupt, nur zu horrenden Preisen auf dem Schwarzmarkt zu bekommen. Plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf:

„Oh weh, ich glaube, ich gehe mal nach hinten und schaue in den Stall.“ Und richtig, das Kaninchen war weg.

Meine erste Reaktion war: „Ich kann dieses Tier nicht essen, es war mein Freund!“ Die anderen sagten: „Ok, wenn Du es nicht isst, bleibt für uns alle etwas mehr.“ Dann überlegte ich mir die Sache noch mal: „Das Tier ist tot, und keiner kann es wieder lebendig machen. Ich habe so lange kein Fleisch mehr gegessen, und wenn ich es stehen lasse, teilen es sich die anderen.“ Schließlich habe ich mich an dem Essen beteiligt.

So lebten wir weiter von Tag zu Tag. Es war eine äußerst schwierige Zeit, weil keiner wusste, wie lange das gut gehen würde und ob man nicht doch entdeckt würde. Man lernte, mit der Angst zu leben.

Jopie, Cor und ich waren immer zusammen. Trotz der misslichen Situation verstanden wir uns gut und haben auch viel gelacht. Andererseits führte das enge Zusammenleben auch zu einigen Problemen. Eine junge attraktive Frau mit einer sehr ansteckenden Krankheit und zwei Männer im besten Alter, voller Lebensfreude und Vitalität, die ihre Gefühle nicht ausleben konnten, das machte die Situation zuweilen nicht einfacher.

Im Grunde war Jopie mein Freund, und er wusste, dass Cor mich auch gerne mochte, andernfalls hätte dieser mich nicht gebeten, da zu bleiben. Jopie sagte zu mir: „Es ist alles nicht so einfach, wir müssen uns über die Konsequenzen im Klaren sein und aufpassen, dass nichts passiert!“ Was dann eigentlich auch gelang.

Alle Informationen und Mitteilungen liefen durch Boten der Untergrund- und Widerstandsbewegung. Man kannte verschiedene Leute, die hilfreich waren

und die Namen anderer Personen vermittelten.

Wenn Bedarf bestand, bekam man eine neue Adresse, an die man sich wenden konnte. Man wusste nie, wo das war oder wer die Leute waren, aber man hatte die Adresse und konnte dort unterkommen.

Viele Leute haben sich daran beteiligt, um wirklich zu helfen. Das waren noble und wunderbare Menschen, aber es gab auch einige darunter, die eigennützig handelten. Die nicht so sehr über die Gefahr nachdachten, sondern sich eher ein zusätzliches Einkommen verschaffen wollten, indem sie die Not der Flüchtlinge ausnutzten und sie gegen Bezahlung bei sich aufnahmen.

Die Häuser und Wohnungen, die wir vor dem Untertauchen verlassen mussten, wurden nach einiger Zeit überprüft, um festzustellen, ob sie von der Polizei kontrolliert und das Inventar beschlagnahmt und abtransportiert worden war. Unser Haus war nicht angetastet und wurde so vorgefunden, wie wir es verlassen hatten. Jopies Haus hatten die Behörden dagegen entdeckt, leer geräumt und abgeriegelt, sodass keiner zurückkommen konnte.

Nach einiger Zeit beschlossen meine Eltern, in ihr Haus zurückzukehren, da es immer noch verfügbar und bewohnbar war. Sie waren ein paar Wochen bei einer anderen Familie untergetaucht, aber besonders die Mutter fand die Situation schrecklich und fühlte sich miserabel. Sie schlugen vor, dass auch ich zu ihnen zurückkommen sollte, denn ich litt noch an den Folgen der Krankheit. Zu der Zeit glaubten sie noch: Die Behörden holen keinen ab, der ernsthaft krank ist, das ist viel zu lästig für sie. Dieser Umstand würde möglicherweise unser aller Leben retten. So gingen sie zurück in der Hoffnung: Vielleicht kommt auch Ola wieder zu uns, dann sind wir zusammen wie früher und alles wird gut.

Die zwei Männer waren entsetzt, als sie von dem Vorschlag meiner Eltern hörten. Cor warnte mich eindringlich: „Lass das sein, tu das auf gar keinen Fall, das macht überhaupt keinen Sinn. Wenn du jetzt gehst, werden die Leute dich nicht noch mal aufnehmen. Und woher weißt Du, ob und wie lange zu Hause alles sicher ist? Wenn das schief geht, dann musst du neue Plätze finden, nicht nur für deine Eltern, sondern auch für dich. Hier können wir auf dich aufpassen und dich betreuen!“

Das Ehepaar, das uns aufgenommen hatte, ging tagsüber zur Arbeit. Bats arbeitete bei einem Beerdi-

gungsinstitut. Sein Job war, sich um die Beisetzungen zu kümmern, den Sarg zu tragen und die Trauergemeinde zum Grab zu begleiten. Leida war meines Wissens als Arbeits- und Reinigungskraft bei verschiedenen Leuten beschäftigt. Jedenfalls gingen sie regelmäßig zur Arbeit, besorgten die Einkäufe, und uns drei ließen sie alleine im Haus zurück. Wir halfen im Haushalt, bereiteten das Essen, und alles hatte sich recht gut eingespielt.

Eines guten Tages marschierte ein Nachbar plötzlich durch die Hintertür ins Haus und kam in die Küche, wo wir drei zusammen saßen. Normalerweise wurde die Hintertür abgeschlossen, wenn unsere Leute das Haus verließen, aber diesmal hatten sie das vergessen, und der Nachbar kam einfach rein und stand vor uns.

Wir waren völlig überrascht, starrten uns gegenseitig an, und keiner sagte einen Ton. Der Mann war wieder auf dem Weg zurück, als Cor hinter ihm her eilte und fragte: „Ich nehme an, Sie wissen, um was es hier geht?“

„Ja“, war die Antwort, „ich glaube, ich weiß Bescheid!“

„Können wir uns darauf verlassen, dass Sie den Mund halten?“

Der Mann war anscheinend gekommen, um Bats und Leida zu besuchen, vielleicht aus Neugier, den genauen Grund erfuhren wir nicht. Daher sprach Cor ihn eindringlich an, weil das für uns so wichtig war. Er versprach, uns nicht zu verraten, aber wir fühlten uns nicht sehr wohl bei der ganzen Sache. Die Geschichte von untergetauchten Leuten war interessant, man konnte sie weitererzählen. Wie auch immer, man hatte uns entdeckt, und wir fühlten uns nicht mehr sicher.

Es war dann eine ganze Zeit ruhig, bis die Festnahmen und das Zusammentreiben der jüdischen Einwohner wieder begannen und auch die holländische Polizei ihre Warnungen verstärkte. Die Gefahr, entdeckt und deportiert zu werden, war inzwischen so groß, dass meine Eltern nicht mehr zu Hause bleiben konnten, sondern sich eine Adresse für ein neues Versteck besorgen mussten. Dabei handelte es sich um eine Art private Pension für ältere Menschen, ein bisschen heruntergekommen, in der sie im ersten Stock Zuflucht finden konnten.

Trotz unseres mulmigen Gefühls blieben wir in unserem Versteck, bis wir plötzlich erfuhren, dass die Angehörigen von Jopie und Cor in Apeldoorn

geschnappt worden waren. Sie wurden alle festgenommen und abtransportiert, mehr konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Das war für uns ein furchtbarer Schock.

Jetzt war die Frage, ob man durch die Verhaftung der Angehörigen auch irgendwie unsere Adresse ausfindig machen konnte? Es gab Boten, die Informationen oder Besorgungen austauschten, und deshalb war es notwendig, anderweitig unterzutauchen, wenn Leute geschnappt wurden.

Zum ersten Mal bekamen wir Panik und überlegten, besser schnellstens aus dem Haus zu verschwinden, bevor die Deutschen und ihre Handlanger uns ebenfalls hier aufspürten.

Die zwei Männer entschlossen sich zu handeln: „Wir werden während der Dunkelheit zu deinen Eltern gehen und die Lage mit ihnen besprechen.“ Was sie dann auch in die Tat umsetzten, nachdem sie die Adresse von der Untergrundorganisation bekommen hatten.

Meine Eltern waren sehr besorgt: „Ihr müsst euch sofort um ein anderes Versteck bemühen. Wir wissen nicht, ob wir immer das Glück haben werden, dass man uns rechtzeitig warnt. Wenn die Polizei plötzlich vor der Tür steht, ist es zu spät. Auch Ola ist unter diesen Umständen nicht mehr sicher. Wir möchten gerne, dass sie zu uns kommt und bei uns bleibt. Seht zu, dass Ihr für euch eine neue Lösung findet!“

Die Eltern wiesen mit Nachdruck auf den Notfall hin, und die zwei gaben ihnen Recht und hatten Verständnis dafür, dass sie gerne wieder mit mir zusammen sein wollten.

Daraufhin erhielten die Männer eine neue Adresse, um unterzutauchen, ich weiß nicht genau, wo das war, und ich beschloss, zu meinen Eltern zu gehen.

Wir warteten nicht bis es dunkel war, sondern verließen das Haus während des Tages, aus Furcht, die Polizei könnte jederzeit vor der Tür stehen, um uns abzuholen. Ich begab mich zu der neuen Adresse und klingelte an der Tür des Hauses, in dem meine Eltern untergekommen waren, und so waren wir endlich wieder vereint.

Die Eltern waren froh, in der oberen Etage wohnen zu können und kamen diesmal besser mit der Situation zurecht als in dem ersten Versteck. Sie belegten zwei Zimmer, hatten den Flur für sich, und es war kein Problem, mich zusätzlich aufzunehmen.

Enschede/NL vermutlich im Sommer 1941
Von rechts: Karola Wolf, Curt Bloch, Helene Bloch,
eine unbekannte Frau, Bruno Löwenberg



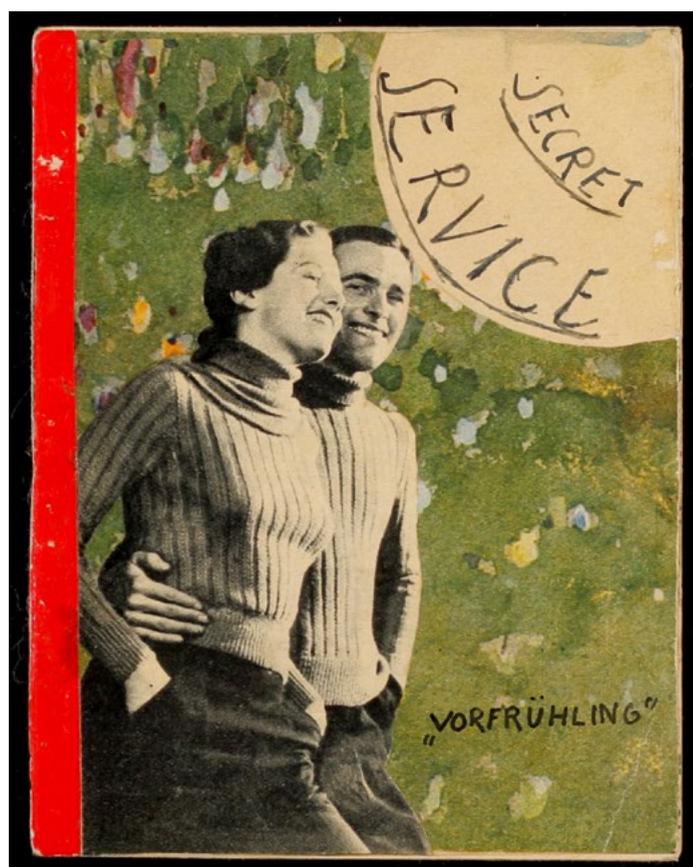
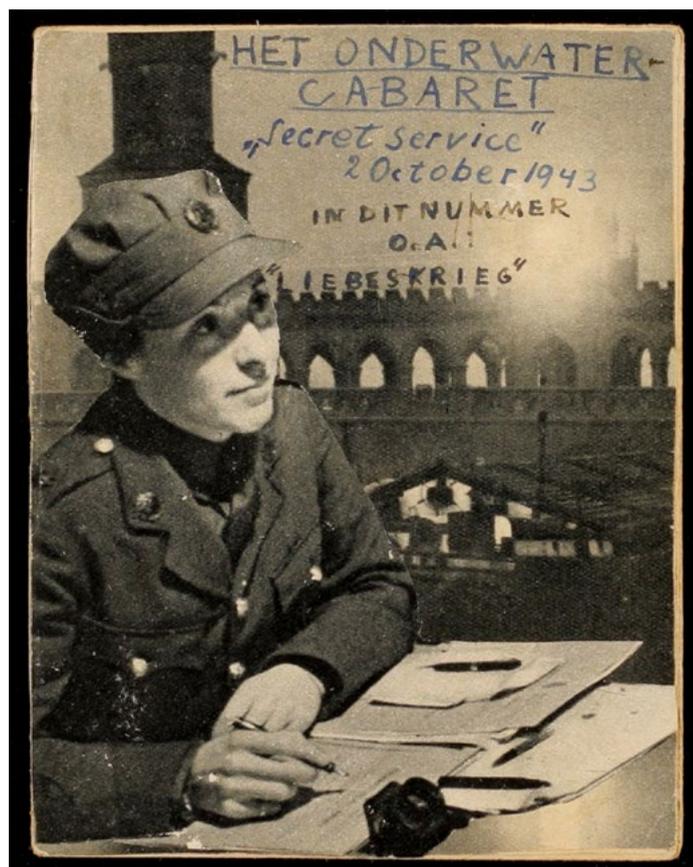
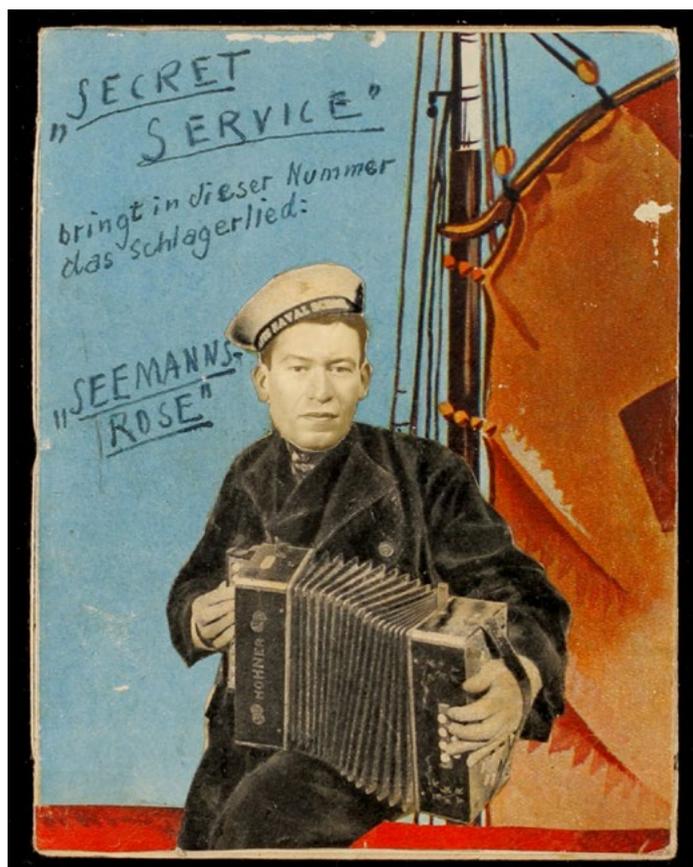
Curt (Cor), Karola (Coba) und Bruno (Jopie) tauchen im Herbst 1942 unter bei Albertus und Aleida Menneken, Plataanstraat 15 in Enschede. Curts Mutter Paula (58) und seine Schwester Helene (18) finden zunächst Zuflucht in Apeldoorn und Leiden. Am 5. Mai 1943 werden sie in einer Pension in Leiden festgenommen, zusammen mit Bruno Löwenbergs Vater Berthold und dessen Schwester Elise. Paula und Helene werden nach Westerbork gebracht und am 21. Mai 1943 im deutschen Vernichtungslager Sobibor/Polen ermordet.

(Quellenangabe: Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Karola Wolf, Konvolut 1047, Schenkung von Robert Saunders)

SECRET SERVICE

Von August 1943 bis März 1944 verfasst Curt Bloch (1908-1975) insgesamt 37 Magazine mit Liebesgedichten, Briefen und Collagen speziell für „Coba“ (Karola), die inzwischen zusammen mit ihren Eltern unter neuer Adresse untertauchen musste.

(Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Karola Wolf, Konvolut 1047, Schenkung von Robert Saunders)



Ein Alltag unter widrigen Bedingungen

An diesem zweiten Ort verbrachten wir eine beträchtliche Zeit, mindestens ein Jahr, von 1943 bis Herbst 1944. Das Leben ging weiter, es war nicht allzu schwierig und auch nicht zu schlecht, wir versuchten, uns einzurichten und so gut es ging zu beschäftigen. Wir sehnten uns einfach nur danach, dass diese schreckliche Zeit endlich vorbei sein würde.

Man schaute vorsichtig hinter der Gardine aus dem Fenster des vorderen Zimmers, sah die Häuser auf der anderen Straßenseite und beobachtete die Holländer, die vorbeikamen, an der Tür klingelten, sich begrüßten und angeregt unterhielten. Die gegenüber wohnenden Nachbarn sahen wir regelmäßig, und dabei hatten wir nur einen Gedanken: Eines schönen Tages haben wir ebenfalls Glück, können vor die Tür gehen, uns frei bewegen und mit jedermann unterhalten.

Um mich zu beschäftigen, besorgte ich mir Strick- und Nähzeug, strickte mir einen Rock und eine Jacke und befasste mich mit weiteren Handarbeiten. Ich hatte in der Zeit nicht viel Auswahl, um meine Kleider zu wechseln oder zu erneuern, aber die Sachen konnte ich schließlich tragen.

Wer unten wohnte, wussten wir nicht, wir bekamen nie jemand zu Gesicht. Der Ort war aber alles andere als sauber, was man am Ungeziefer sehen konnte, eine wirklich erwähnenswerte Sache bei unserer Unterkunft. Es gab Flöhe in rauen Mengen.

Die meisten Menschen, die Flohstiche haben, bekommen nur einen kleinen roten Punkt, der am nächsten Tag wieder weg ist. Ich dagegen reagierte allergisch, und jeder kleine Flohbiss war für mich ein Problem. Manchmal war mein Körper übersät mit Stichen, und ich bekam davon größere Beulen, die wie verrückt juckten. Zeitweilig machte ich mir wegen der Flöhe mehr Sorgen, als wegen irgendetwas anderem. Man konnte nichts dagegen tun. Wir hatten kein Mittel, um die entzündeten Stellen zu behandeln, und es gab keine Möglichkeit, die Räume grundlegend zu reinigen und zu desinfizieren.

Nachts war das Problem am Schlimmsten, wenn ich das Gefühl hatte, wieder gestochen zu werden. Wir waren der Plage so hilflos ausgeliefert, dass wir manchmal vor lauter Elend darüber lachen mussten.

Wir konnten nicht so ohne weiteres sagen: Wir verlassen den Ort nur wegen der Flöhe. Die Seuche

war eben ein Teil unserer miserablen Lebensbedingungen im Untergrund während des Krieges. Es setzte mir zwar erheblich zu, aber im Vergleich zu der großen Gefahr, in der wir schwebten, war es trotzdem nicht so wichtig.

Außer uns wohnte in der ersten Etage noch ein jüngerer, jüdisches Paar. Sie hatten zwei Kinder, von denen ein Sohn ebenfalls in einem Versteck untergebracht war. Nach einer Weile erfuhren sie, dass der Junge in der Unterkunft gefunden und zur deutschen „Sicherheitspolizei“ gebracht worden war. Offenbar wurde der Junge dort einem Beamten vorgeführt, der an diesem Tag noch einen Rest an Menschlichkeit und Mitgefühl in sich verspürte, denn er sah davon ab, den Jungen abzutransportieren und traf eine ungewöhnliche Entscheidung: „Er kann zu den Menkos gehen.“

-Das waren die Eigentümer der Textilfirmen, in denen mein Vater gearbeitet hatte, bis dahin sehr prominente und einflussreiche Leute, mit denen die Behörden immer noch zu tun hatten, Repräsentanten der letzten Überbleibsel der jüdischen Gemeinde, was nichts mehr zu bedeuten hatte. Sie waren also noch da, und der Beamte schob den Jungen zu dieser Familie ab, anstatt ihn zu deportieren. Das war wohl der einfachste Weg für ihn, um mit der Sache fertig zu werden. Warum er so handelte, ist nicht bekannt geworden, jedenfalls schickte er ihn dorthin.

Die Eltern des Jungen wussten, was passiert war und diskutierten mit uns darüber. Das Interessante war, sie bemühten sich nicht darum, ihren Sohn zu sich zu holen. Sie hatten enormen Respekt vor der bedeutenden Familie Menko und vertrauten darauf, dass alles ein gutes Ende nehmen würde. Sie waren untergetaucht, der Junge war nun bei den Menkos, und letztendlich überlebten alle den Krieg. Damit war alles in Ordnung, sie brauchten sich hinterher keine Vorwürfe zu machen. Aber zum damaligen Zeitpunkt konnte das keiner vorhersehen.

Ansonsten war es für die Kinder nicht einfach, zu ihren Eltern zurückzukehren, wenn sie jung waren und längere Zeit von ihren Familien getrennt leben mussten. Die aufnehmenden Familien kümmerten sich oft eine lange Zeit um sie, und die Kinder entfremdeten sich währenddessen von ihren eigenen Familien. Das war für einige, die überlebten, ein

großes Problem nach dem Krieg.

Mit meinen beiden Freunden Jopie und Cor stand ich während der ganzen Zeit in Verbindung und bekam regelmäßig Nachricht von ihnen, nachdem sie anderswo untergetaucht waren. Auch hier schafften sie es, wie bei unserer ersten Unterkunft, mir wegen meiner Krankheit ein paar Lebensmittel wie Butter zu besorgen, die normalerweise nicht zu bekommen waren.

Besonders Cor schrieb mir wunderbare Liebesbriefe mit Gedichten, Zeichnungen und Reproduktionen von Bildern und Gemälden. Es war erstaunlich, wie phantasievoll er das gestaltete und wo er das alles her hatte. Die Papiere wurden zu einem Problem für mich, weil sie jede Woche kamen und sich inzwischen ein ganzer Stapel angesammelt hatte. Ich war mir nicht sicher, ob ich sie aufbewahren oder besser vernichten sollte. Man hörte immer wieder, dass Leute festgenommen und ihr gesamtes Hab und Gut beschlagnahmt und kontrolliert wurde.

Wenn ich mir solche Sorgen machte, war der Kommentar der Mutter: „Was willst Du mit den Briefen? Du kannst sie nicht behalten!“ Ich wusste, wenn man uns findet, wie sollte ich das erklären? Könnte ich die Freunde vielleicht damit verraten?

Die Gedanken wurden für mich zum Alptraum. Trotzdem brachte ich es nicht übers Herz, die schönen Briefe, die mir viel bedeuteten, zu vernichten. So fand ich ein paar lose Dielen im Flur und kam auf die Idee, die Unterlagen darunter zu verstecken. „Dort wird sie keiner finden, sie werden wohl kaum unter den Dielen nachsehen“, dachte ich mir, aber die Sorge blieb.

Nachts, in meinen Träumen, war das Zimmer plötzlich mit Wasser gefüllt und auf der Oberfläche schwammen alle Seiten der Briefe, Gedichte und Broschüren, Blatt für Blatt.

Hinzu kamen die Träume, die meine unterschwellige Angst widerspiegeln, dass man uns schnappte. Die Horrorvision, gewaltsam entführt zu werden, war schlimm genug, und da half es auch nichts, dass man tagsüber stets hoffnungsvoll war, die Zeit zu überleben.

Solche Träume wiederholten sich regelmäßig in ähnlicher Form, und alles spielte sich klar und deutlich vor meinen Augen ab. Wenn ich aufwachte,

war ich froh, dass alles nur ein böser Traum gewesen war, während wir immer noch am gleichen Ort versteckt waren.

Wer kein Geld besaß und nichts zu den Kosten für Wohnung und Verpflegung beitragen konnte, wurde soviel ich weiß durch den Widerstand unterstützt. Von dem Geld, das Vater in Enschede verdient

hatte, konnte er etwas sparen, aber das reichte nicht für die endlose Zeit des Untertauchens.

Wir besaßen immer noch unser Haus in Krefeld, zwar nicht mehr offiziell, aber Vater hatte es an eine Schwester übertragen, die mit einem „Nichtjuden“ verheiratet war. Ihre Kinder bezeichnete man nun in Deutschland als „Halbjuden“. Anfangs schafften

wir es, mit ihnen in Verbindung zu bleiben. Unser Verwandter produzierte selbst Seidenstoffe für Krawatten und andere Textilien in Krefeld. Er kam ab und zu rüber nach Holland und brachte uns noch einige Sachen und etwas Geld. Damit konnten wir die Kosten für unser Untertauchen zahlen und waren besser gestellt, als diejenigen, die völlig mittellos auf andere angewiesen waren.

Ein traumatisches Erlebnis

So gingen die Monate dahin, und wir blieben die ganze Zeit in der Wohnung, bis eines Tages folgendes geschah: Wir hatten kein eigenes Klo auf der Etage, sondern gingen auf einen Eimer, der jeden Abend unten geleert werden musste. Die Möglichkeit bestand, wenn keiner anwesend war.

Während ich auf dem Eimer hockte und gleichzeitig aus dem Fenster schaute, sah ich plötzlich ein deutsches Armeefahrzeug, das vor dem Haus hielt, und aus dem vier bis fünf Männer in deutscher Uniform stiegen, vermutlich Angehörige der Gestapo oder Sicherheitspolizei der SS. Sie näherten sich unserem Haus, mehr konnte ich nicht erkennen.

Ich zog mich hastig an und eilte rüber zu meinen Eltern in dem anderen Zimmer. Sie hatten nichts von dem Fahrzeug und seinen Insassen mitbekommen. Ich brachte kein Wort raus, gab ihnen ein Zeichen, mitzukommen, aus dem Fenster zu schauen und zeigte ihnen den deutschen Jeep.

Wir standen da, zu Tode erschrocken und wie versteinert, warteten darauf, jeden Augenblick die

Stiefel der Männer zu hören, die die Treppe rauf polterten, um in unsere Wohnung einzudringen. Wir konnten nichts tun, um im Notfall zu entkommen. Über uns war ein Flachdach, es gab keine Möglichkeit, das Obergeschoss durch die Fenster oder eine zweite Treppe fluchtartig nach außen zu verlassen. Aber nichts passierte. Es verging eine kurze Zeit, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, bis alle Männer wieder draußen auf der Bildfläche erschienen, sich in das Auto schwangen und davonfuhren.

Wir schauten uns entsetzt an, atmeten tief durch und versuchten, unsere Fassung wieder zu gewinnen und uns zu beruhigen. Vor lauter Angst hatte ich meine Hose nass gemacht, ich hatte das nicht mal gemerkt: So ist das also, wenn die Nazis und ihre Handlanger vor der Tür stehen, um die Menschen abzuholen und in Lagern verschwinden zu lassen!

In der kurzen Zeit, in der wir die Gefahr so hautnah erlebten, schossen mir wirre Gedanken durch den Kopf: Wenn ich eine Waffe hätte, könnte ich sie alle über den Haufen schießen. Aber das war

natürlich Unsinn, ich hätte höchstens die getroffen, die uns versteckt hatten.

Hinterher verfolgte mich folgende Wahnvorstellung: Die Polizisten hatten uns verhaftet, und ich trottete hinter ihnen her in meiner nassen Unterhose und folgte ihnen wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wurde. Es war ein extrem emotionales Erlebnis.

Nach diesem schockierenden Erlebnis fühlten wir uns nicht mehr allzu sicher in dem Haus und rätselten darüber nach, was die Gründe gewesen sein könnten für das plötzliche Auftauchen der Deutschen in dieser Straße. Hatten sie einen Hinweis bekommen und waren zu einem falschen Haus gegangen, und zwar dem Haus nebenan, wo offenbar niemand versteckt war? Auch andere Leute machten sich Gedanken darüber und vermuteten, dass irgendwas in dem Haus nicht stimmte.

Wir beschlossen, den Ort, an dem wir mehr als ein Jahr verbracht hatten, schnellstens zu verlassen und bemühten uns um eine neue Untertauchadresse bei der Organisation.

Hoffen und Warten auf die Befreiung

Inzwischen waren die Nachrichten des englischen Senders über den Kriegsverlauf sehr ermutigend. Den alliierten Truppen war es im Juni 1944 gelungen, in der französischen Normandie zu landen und Frankreich und Belgien zu befreien. Von dort aus rückten sie unaufhaltsam nach Holland vor. Auch unsere Befreiung schien jetzt nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

Wir erhielten eine neue Adresse und fanden Unterschlupf bei einem holländischen Ehepaar in einem anderen Stadtteil von Enschede, ich glaube,

es war mehr außerhalb der Stadt. Dorthin brachten wir unsere wenigen Habseligkeiten. Auch ich nahm alles mit, einschließlich meiner kleinen Tasche mit den Briefen und Unterlagen meiner Freunde.

In diesem Haus verbrachten wir im Herbst 1944 nur eine recht kurze Zeit. Die Räume waren nicht getrennt, wir wohnten mit dem Paar zusammen und konnten uns in dem Haus freier bewegen. Die Küche war auch hier auf der Rückseite des Gebäudes und konnte von der Straße nicht eingesehen werden.

Dort saß ich mit dem Paar zusammen, als eines

Tages plötzlich deutsche Soldaten erschienen. Sie erklärten, das Haus in Beschlag nehmen zu müssen, um Platz für ihr Quartier zu haben. Meine Eltern waren oben und hatten von dem Auftritt nichts bemerkt, sonst hätten sie sich sicher noch mal aufgeregt.

Deutsche Soldaten mit ihrer Armee auf dem Rückzug vor den Alliierten, das versetzte mich nicht mehr in Angst und Schrecken. Im Gegenteil, das wirkte eher beruhigend. Das hatte nichts mit den Razzien der Gestapo und SS im Rahmen der

Breyell oder Dortmund um 1937

Max Levy und seine Frau Erna, geb. Bloch, Helene Bloch.
Beide Frauen sind Geschwister von Curt Bloch



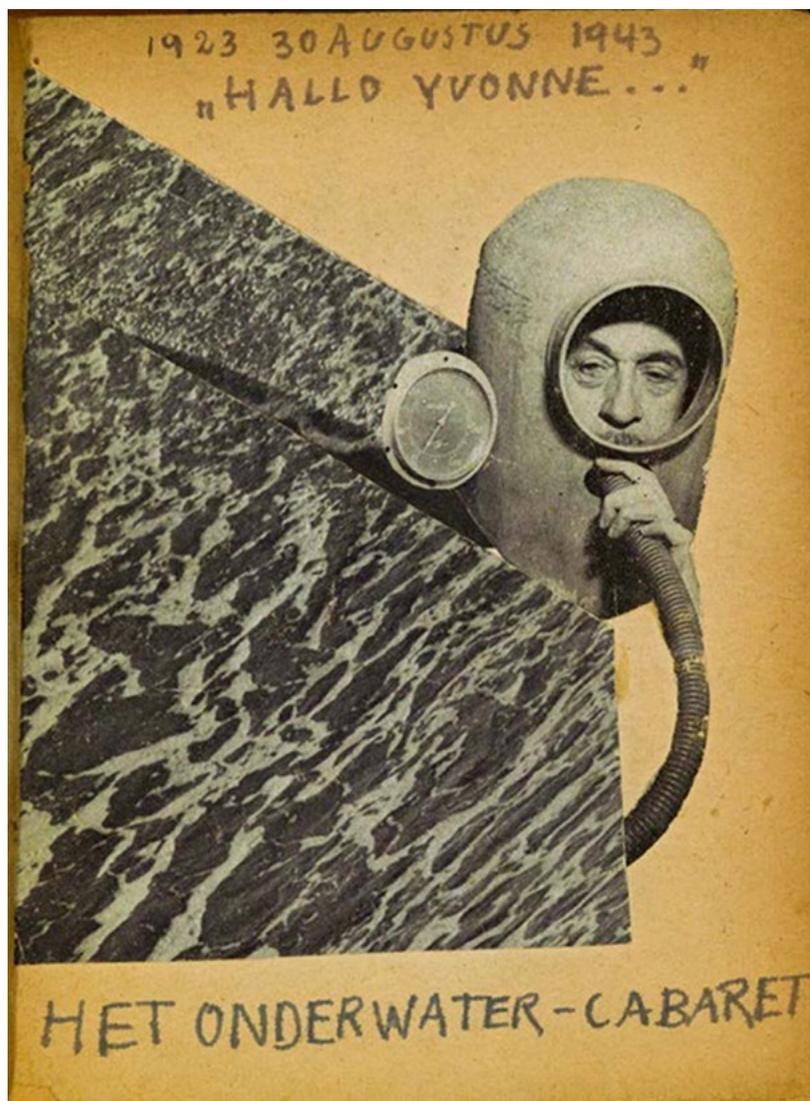
Erna heiratet am 22. Oktober 1935 in Dortmund den Viehhändler Max Levy und zieht nach Breyell. Am 11. Dezember 1941 werden Erna und Max in das Ghetto Riga/Lettland deportiert. Max kommt um im Lager Salaspils. Erna überlebt das Ghetto und wird im Oktober 1944 in das KZ Stutthof verschleppt. Wahrscheinlich kommt sie dort oder auf einem der Todesmärsche ums Leben.

(Quellenangabe: Bloch Family New York, Jüdisches Museum Berlin, durch Vermittlung von Robert Saunders.
www.curt-bloch.com)

HET ONDERWATER - CABARET (O W C)

Der Titel erscheint zum ersten Mal in einem Heft, das Curt für Karola anlässlich ihres 23. Geburtstags am 14. August 1943 schreibt und ihr zukommen lässt: Cobs Verjaardags-Cabaret. In seinem Versteck in Enschede und zuletzt Borne gestaltet Curt weitere kleine Magazine mit selbstverfassten handgeschriebenen Gedichten in Deutsch und Niederländisch. Bis zur Befreiung 1945 entstehen 96 Ausgaben mit 492 Beiträgen, die von anderen Untergetauchten und ihren Helfern gelesen werden.

(Quellenangabe: CAF Charities Aid Foundation, New York City, Ausstellung Curt Bloch im Jüdischen Museum Berlin 2024: "Mein Dichten ist wie Dynamit", www.curt-bloch.com)



1. Jahrgang, Nr.2, 30. 8. 1943

Ein Gruß

*Wo immer du magst auch verweilen,
Ich grüße dich, mein Schwesterlein,
Dein Leiden möcht´ ich mit dir teilen
Und würde gerne bei dir sein.*

*Freudlos und hart war all dein Leben,
Den Jugendfrohsinn stahl man dir,
Ich wollte es dir besser geben,
Wenn´s anders kam, lag´s nicht an mir*

*Wie hast du immer mich verstanden
Und tratest stets du für mich ein
Verschleppt bist du nach fernen Landen
Und ich, dein Bruder, blieb allein.*

*Halt stand dem Unrecht und Gewalten,
Die unheilvoll dich jetzt bedrohn
Und bleib gesund und wohlbehalten
Bleib stark trotz Hass, Verrat und Hohn.*

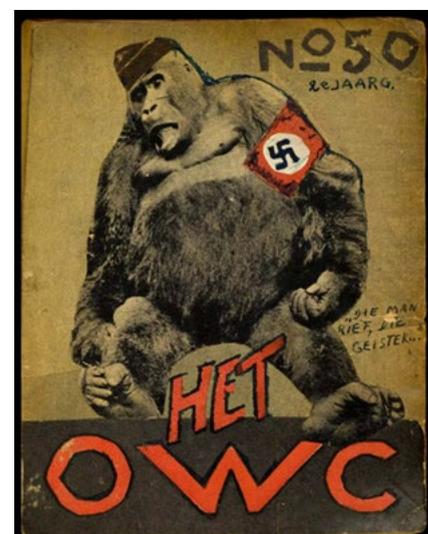
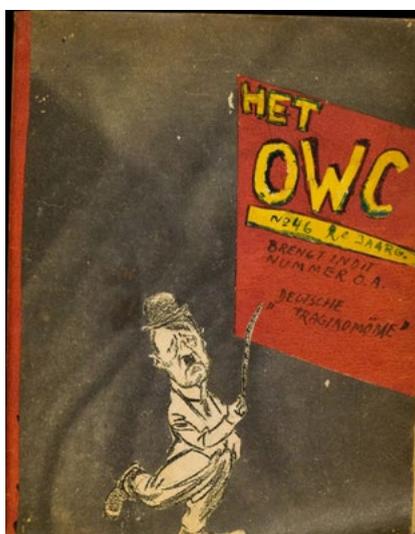
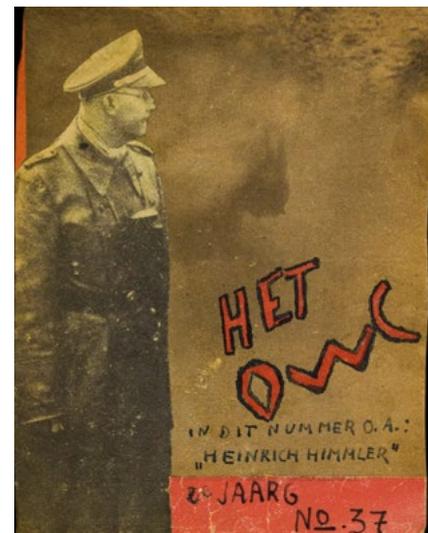
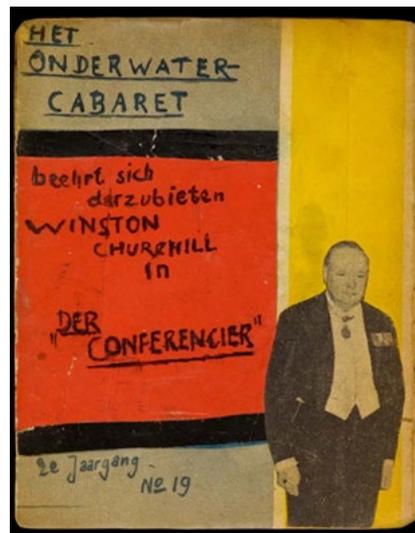
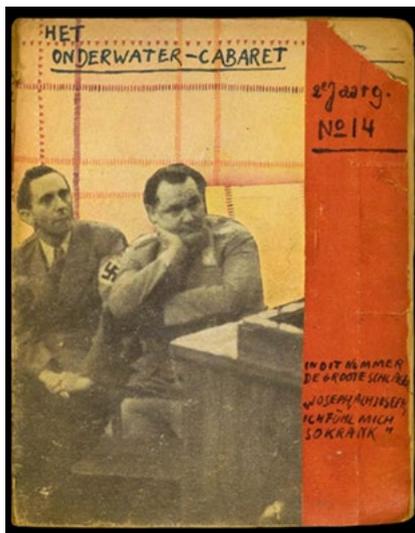
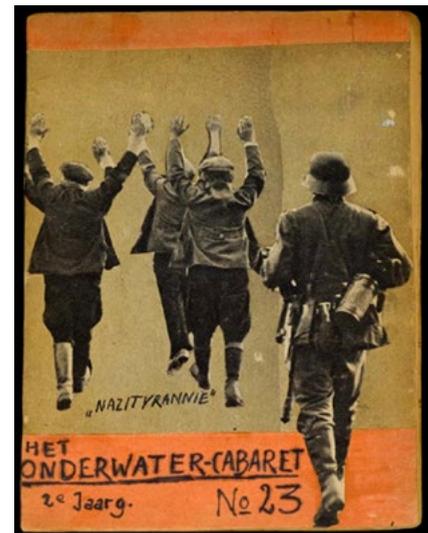
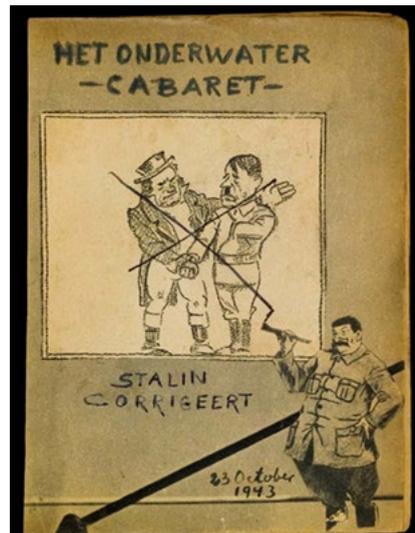
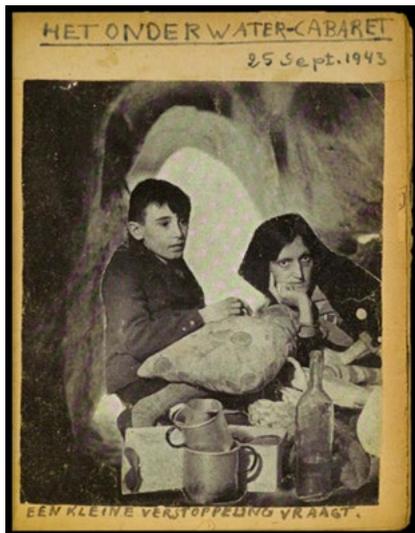
*Und geht der Krieg einmal zu Ende,
Dann wird ich auf die Suche gehen,
Im Geiste drück ich deine Hände
Und sage still Auf Wiedersehn.*

*Ich möchte so gerne zu dir sprechen,
Gedanken fliegen zu dir hin
Und oft will mir das Herz wohl brechen,
Das kommt, weil ich so traurig bin.*

Ausgabe Nr. 2 „HALLO YVONNE...“: Im dritten Gedicht wendet Curt sich direkt an seine geliebte Schwester Helene, in Holland Yvonne genannt, die an diesem Tag ihren 20. Geburtstag gefeiert hätte. Von der Deportation der Mutter Paula und Schwester Helene wird Curt wohl noch erfahren haben, nicht aber von ihrer Ermordung am 21. Mai 1943 im KZ Sobibor.

Kreativer Widerstand im Untergrund

Mit seinen vorwiegend satirischen und politischen Inhalten und Reimen kommentiert Curt den Kriegsverlauf und rechnet ab mit der entsetzlichen Nazityrannei, der immer noch so viele Menschen zum Opfer fallen. Er gibt auch Einblick in seine Gemütszustände zwischen Angst, Hoffnung und Verzweiflung und seine Sorge um das Schicksal seiner Mutter und der beiden Schwestern. (Quellenangabe: CAF Charities Aid Foundation, New York City, Ausstellung Curt Bloch im Jüdischen Museum Berlin 2024: "Mein Dichten ist wie Dynamit", www.curt-bloch.com)



Judenverfolgung zu tun, darüber machte ich mir nicht so viele Sorgen.

Inzwischen hatten wir einen jungen Holländer namens Herman kennengelernt, nicht jüdisch, im Widerstand aktiv, der mit uns Kontakt hielt und uns Botschaften übermittelte. Er berichtete, dass seine Eltern ebenfalls vorübergehend verschwinden mussten. Der Sender BBC, London hatte die holländische Bevölkerung, darunter auch die Eisenbahner, aufgerufen, zivilen Widerstand gegen die Besatzer zu leisten: „Go on strike!“ Das war gegen Ende des Krieges, als die Kämpfe näher rückten. Die Eltern des jungen Mannes folgten dem Streikaufruf und kamen unter bei einer sehr netten Familie namens Eckard mit zwei Kindern.

Für meine Eltern und mich war es kein Problem, noch mal getrennt unterzutauchen, denn es war leichter, Plätze für ein oder zwei Personen zu finden als für drei.

Herman kam eines Tages und sagte zu mir: „Ich möchte dich abends zur Familie Eckard bringen. Sie haben von dir gehört und möchten dich gerne kennenlernen. Falls ihr hier nicht bleiben könnt und euch weiter verstecken müsst, würden sie dich

gerne aufnehmen.“

Während der Dunkelheit schlichen wir zu den jungen Leuten und ihren Kindern. Sie erklärten sich sofort bereit, mir zu helfen. Dennoch fühlte ich mich verpflichtet, ihnen reinen Wein einzuschlecken: „Sind Sie sich im Klaren darüber, dass ich an Tuberkulose erkrankt bin, Sie sind jung und haben zwei Kinder?“

„Ja“, antwortete Meneer Eckard, „wir wissen Bescheid. Uns ist aufgefallen, dass Sie genügend Abstand halten, wenn Sie mit uns und den Kindern sprechen. Das ist für uns in Ordnung. Sie können auf jeden Fall kommen, wenn es notwendig wird.“

So kam es, dass wir das Haus des Ehepaars wegen der deutschen Soldaten schnellstens räumen mussten. Meine Eltern bekamen eine neue Adresse an einem anderen Ort, während ich bei Familie Eckard einzog. So verbrachten wir im Winter 1944-45 die letzten Monate der Besetzung Hollands und des Krieges.

Meine neuen Gastgeber waren wunderbare und bemerkenswerte Menschen, wir waren uns sehr sympathisch. Es war erfrischend mit ihnen zusammen zu sein. Sie hatten eine Mansarde auf dem Dachboden, wo ich separat wohnte.

Es passierten bei ihnen einige amüsante und kuriose Dinge. Zunächst wurde den Kindern eingeschärft, mit niemandem über meine Anwesenheit zu sprechen, was nicht so einfach war. Sie waren erst sechs bis sieben Jahre alt und fanden das spannend. Doch die Eltern schafften es, sich verständlich zu machen, und die Kinder erzählten auch offenbar nichts weiter.

Die deutschen Besatzer bekamen große Probleme, die Lage unter Kontrolle zu halten. Sie trafen immer restriktivere Maßnahmen: noch weniger Lebensmittel, geringere Versorgung mit Elektrizität, zum Schluss fiel der Strom ganz aus. Bis dahin versuchten die Leute, ihre Zähler zu manipulieren, auf diese Weise hatten sie freien Verbrauch.

In unserem Haus hatte sich der Zählerstand kurioserweise zurückgesetzt, und die Eckards liehen sich ein Elektroheizgerät, um wieder auf den vorherigen Stand zu kommen. Alles war äußerst aufregend und chaotisch, jeder musste sehen, über die Runden zu kommen.

Dennoch verhielt sich die holländische Bevölkerung sehr patriotisch. Alle zivilen Maßnahmen dienten letztlich nur noch dem Ziel, Widerstand zu leisten, die Machthaber empfindlich zu stören, zu boykottieren und für immer los zu werden.

Der beste und schönste Tag in meinem Leben

Dann passierte endlich das, was ich als „besten und schönsten Tag in meinem Leben“ bezeichnen kann. Enschede befindet sich nur wenige Kilometer entfernt von der deutsch-holländischen Grenze. Die Kämpfe zwischen den alliierten Truppen und der Wehrmacht rückten näher, und schließlich wurden alle Bürger der Stadt aufgefordert: „Verlasst eure Häuser! Geht in die Wälder oder aufs Land und bringt euch in Sicherheit. Es stehen unter Umständen schwere Kämpfe bevor.“

Die Holländer überlegten, was zu tun sei, und sagten dann zu mir: „Wir räumen die Stadt zusammen mit den streikenden Eisenbahnern. Du kommst natürlich mit!“

Also zogen wir in den Wald an einem herrlichen, sonnigen und warmen Tag. Alles duftete wunderbar, wir machten es uns auf dem Boden bequem und richteten uns ein, so gut wie es ging. Es war Ende März, und man nannte das „seven somerse dagens“ (Sommertag im Winter). Zum ersten Mal wieder draußen in der Natur zu sein, nach all den

entbehrungsreichen Jahren, war einfach nur zauberhaft.

Die holländischen Behörden hatten vorsichtshalber zur Räumung der Häuser aufgefordert, um keine weiteren Menschenleben zu gefährden. Auf Grund der Nähe zur Grenze und zur deutschen Stadt Gronau wurde Enschede häufig von der alliierten Luftwaffe bombardiert, in erster Linie, um eine deutsche Kommandozentrale zu treffen, aber es kam auch zu Verwechslungen mit deutschen Städten.⁴

Zum Glück passierte uns nichts als die Front näher rückte. Es gab keine Kämpfe, nur ab und zu hörte man Schüsse. Als die Gefahr vorüber war, kehrten wir in unsere Häuser zurück.

Die Zeit im Wald war ein wundervolles und einzigartiges Erlebnis. Plötzlich keimte eine überwältigende Hoffnung auf: Dies könnte für uns das Ende des Krieges bedeuten. Wenn jetzt alles gut geht, haben wir tatsächlich überlebt. Wie sehr hatten wir diesen Tag herbeigesehnt, und wie endlos lange hatte es gedauert, dieses Ziel zu erreichen!

Dann war es endlich soweit. Holland war zwar noch nicht vollständig zurückerobert, aber Enschede wurde am 1. April 1945 hauptsächlich von kanadischen Truppen befreit, und das galt auch für uns.⁵

Auf einmal waren die deutschen Besatzer verschwunden. Sie mussten sich wegen der starken Offensive über die Grenze zurückziehen, englische und kanadische Truppen rückten unaufhaltsam vor und übernahmen das Kommando. Der Spuk war vorbei, es war traumhaft.

Die schreckliche Zeit des Untertauchens für meine Eltern und mich war zu Ende, und wir waren den vielen Helfern dankbar, die dazu beigetragen hatten, unser Leben zu retten. Das Gleiche gilt auch für die beiden Freunde Jopie und Cor. Der Zweite Weltkrieg endete offiziell am 5. Mai 1945.

Der Abschied von der Familie Eckard, die mich zuletzt bei sich aufgenommen hatte, war herzlich, denn ich war auch ihnen unendlich dankbar. Bis zu ihrer Auswanderung nach Südafrika blieben wir in Enschede beste Freunde.

Nach dem Krieg erhielten in Holland die überlebenden Juden, die durch die Nazis enteignet worden waren, ihr Eigentum zurück, oder die Häuser

wurden anderen jüdischen Bürgern zur Verfügung gestellt. Bei den wenigen Juden, die in den Lagern überlebten, dauerte es noch einige Zeit, bis sie in ihre

Heimat zurückkehren konnten. Der Wohnraum war zunächst knapp und große Grundbesitz wurde aufgeteilt, um die Menschen und Flüchtlinge unterzubringen.

Es gibt wieder eine Zukunft

Auch wir hatten zu der Zeit noch kein eigenes Zuhause. Das erste Haus in Enschede war nicht unser Eigentum, sondern gemietet, was bei den meisten Holländern der Fall war. Da ich immer noch an Tuberkulose litt, war es ratsam, uns nicht zusammen mit anderen Leuten unterzubringen.

Einige Wochen später quartierte man uns in einem Wohngebäude ein, auf dessen Rückseite sich ein Lager befand. Die früheren Bewohner waren Mitglieder der holländischen Nazibewegung (NSBers), die man kurzerhand vor die Tür gesetzt

hatte. Hier wohnten meine Eltern und ich zusammen.

Es herrschte immer noch eine große Lebensmittelknappheit, wir waren alle sehr schmal geworden, aber tatsächlich ging es mir gesundheitlich besser. Es war ein Wunder, wenn auch leider nicht von Dauer. Wir waren frei und wohnten jetzt in Frieden in Enschede, aber nach und nach holten uns die Schrecken der Vergangenheit ein, die uns in den Gliedern steckten. Jetzt merkten wir, wie angeschlagen und kaputt wir waren, und erst allmählich erholten wir uns von den Strapazen der hinter uns

liegenden Jahre.

Fünf Jahre nach der Flucht aus Deutschland war eine Auswanderung nach Australien kein Thema mehr für meinen Vater. Auch eine Rückkehr nach Krefeld kam für die Eltern nach allem, was passiert war, nicht in Betracht.

Der Firmeninhaber Menko hatte ebenfalls überlebt und war froh, dass mein Vater blieb. Er arbeitete weiter in der Textilindustrie, bekam eine bessere Stelle mit einem höheren Einkommen, und die Eltern waren glücklich, in Holland bleiben zu können. Sie



Betty und Willi Wolf nach der Befreiung in Enschede.

hatten inzwischen die holländische Sprache gelernt, zwar nicht so fließend wie ich, aber wir waren jahrelang durch eine intensive Schule gegangen und hatten uns sehr bemüht. Während der Zeit in unserer neuen Heimat hatten wir immer weniger deutsch gesprochen, und das setzte sich nach dem Krieg fort.

So begann für uns ein neues Leben, die Zukunft zu meistern war jedoch nicht so einfach, wie ich es eigentlich erwartet hätte. Ich hatte gehofft, wieder gesund zu sein und stellte mir vor, alles könnte nur besser werden. Ich war immer noch sehr schlank, aber das gefiel mir recht gut und war nicht das Problem.

Während dieser Zeit gab es die beiden Männer in meinem Leben, mit denen ich so lange untergetaucht war, die sich sehr um mich gekümmert hatten und mit denen ich mich in besonderer Weise verbunden fühlte.

Der eine war Cor (Curt Bloch), von dem ich überzeugt war, ich würde ihn heiraten, denn er schrieb mir diese wunderbaren Briefe und Gedichte,

in die man sich zutiefst verlieben konnte, die aber leider nicht mit seiner Persönlichkeit übereinstimmten. Als wir uns wieder trafen, war ich schrecklich enttäuscht von ihm und wusste sofort, dass ich ihn nicht wirklich liebte. Auch meine Eltern hätten eine Hochzeit mit ihm gerne gesehen, aber für mich war das Kapitel damit erledigt. Ich war nicht so traurig, ihn zu verlieren, wir sprachen offen darüber mit dem Ergebnis: Wir müssen uns leider trennen!

Jopie (Bruno Löwenberg) war der andere, den ich sehr liebte, der aber 22 Jahre älter war als ich. Zu Beginn unserer Freundschaft sagte er zu mir: „Ich bin zu alt, um dich zu heiraten.“

Nachdem auch ich an Tuberkulose erkrankt war, hatte er seine Meinung geändert: „Ich möchte dich heiraten und in ein Schweizer Sanatorium schicken, damit du wieder ganz gesund wirst. Dort bekommst du die beste medizinische Versorgung.“

Dann entschied ich für mich: Ich heirate keinen von beiden. Ich möchte unabhängig sein. Jetzt habe ich mein Leben noch vor mir und kann wirklich

neu anfangen.

Er zeigte Verständnis für meine Entscheidung: „Es macht nichts, wir können Freunde bleiben, aber du hast niemanden außer mir. Ich verstehe, dass du andere Freunde kennenlernen möchtest, aber im Augenblick brauchst du Unterstützung, und ich kann dir helfen.“

Ich dachte darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es nicht fair von mir wäre, so zu handeln. Ich konnte ihn nicht länger an mich binden und dann einfach fallen lassen. Am nächsten Tag war die Sache für mich endgültig klar: „No, you get on with your life and I get on with my life!“ Beide Männer fanden bald neue Partner und heirateten.

Während des Krieges war der Kontakt zu vielen Verwandten, Freunden und Bekannten völlig abgerissen, die zum Teil in aller Welt Zuflucht gesucht hatten oder in Konzentrationslager verschleppt worden waren. Nach und nach erfuhren wir die ganze Wahrheit über das Ausmaß der Nazi-Verfolgung und bekamen Gewissheit, dass hauptsächlich nur diejenigen überlebt hatten, denen rechtzeitig die Flucht ins Ausland gelungen war.

Eine zweite Chance für die Liebe zu Kurt

Einige Zeit später bekamen wir einen Brief von Kurt Zanders, mit dem ich in Krefeld und London befreundet war. Er hatte sich freiwillig zum Dienst in der British Army verpflichtet, ohne an Kampfeinsätzen teilnehmen zu müssen. Er befand sich im Hauptquartier der Alliierten im belgischen Brüssel und hatte seinen deutschen Namen in den englischen Namen Keith Saunders geändert.

In Krefeld hatte er seine Eltern und seinen jüngeren Bruder Helmut verloren, während seiner Schwester Edith Ende 1938 die Flucht nach Argentinien gelang. Den letzten Brief von Helmut vom 19. April 1942 hatte ich in Enschede erhalten.

Nun wollte Keith (Kurt) wissen, ob wir noch am Leben sind und schrieb an den Bürgermeister in Enschede, unserem letzten bekannten Wohnsitz, mit der Bitte um Auskunft über unsere Familie. Er erhielt unsere Adresse, schickte uns einen Brief, indem er ankündigte, uns besuchen zu wollen, wenn wir damit einverstanden wären. Cor ahnte schon, was kommen sollte: „Er klebt an dir und liebt dich immer noch!“

Keith kam nach Holland und besuchte uns. Es war gerade ein ungünstiger Zeitpunkt, denn es ging mir nicht so gut. Abgesehen von der Wiedersehensfreude und der Freude darüber, dass wir trotz Tutzis Tod die Verfolgung und den Krieg relativ unbeschadet überstanden hatten, war es für mich ein komisches Treffen, schließlich war in der Zeit von 1939 bis 1945 so viel passiert. Er hatte keine Ahnung von den hinter uns liegenden Jahren in Holland und wusste nicht, wie es uns in der Zeit ergangen war. Keith und ich waren so lange voneinander getrennt, hatten uns irgendwie auseinander gelebt, insbesondere unsere Jugendzeit in Krefeld und zuletzt in London lag eine Ewigkeit zurück.

Jetzt stand er vor mir und bekannte: „Für mich war unsere Liebe nie zu Ende!“ Er hatte zwar in der Zwischenzeit in London verschiedene Bekanntschaften, wurde dann aber 1940 Soldat in der englischen Armee und verbrachte fast die gesamte Kriegszeit in Kasernen der britischen Insel, weitestgehend von der Außenwelt abgeschirmt.

Seine Militärzeit war 1945 zu Ende, und er hatte

die Absicht, sich in London eine neue Existenz aufzubauen. Er bemühte sich sehr um mich und äußerte die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft. Bevor er uns verließ, waren wir uns einig, wir könnten vielleicht wieder zusammen sein, wenn meine Krankheit überstanden wäre.

Inzwischen fühlte ich mich besser, und die Freunde Jopie und Cor schlugen ein gemeinsames Treffen vor. Anschließend ergab es sich, dass ich Keith noch mal in Amsterdam treffen konnte. Wir wollten die Gelegenheit nutzen, uns wiederzusehen und zusammen zu sein, ohne Anwesenheit meiner Eltern. Wir trafen uns in Amsterdam und waren ein paar Tage zusammen. Jedoch war unser Wiedersehen recht problematisch, ich weiß nicht mehr genau warum. Vielleicht erwartete man zu viel oder es ging alles viel zu schnell, nachdem wir uns die ganzen Jahre durch die Wirren der Zeit aus den Augen verloren hatten. Ich fühlte mich überfordert, musste mich erst an unser Zusammensein gewöhnen, und er war sehr enttäuscht.

Am nächsten Tag schien er zu resignieren: „Ich

reise am besten ab, und wir sehen uns nicht mehr wieder, was hältst du davon?“

Ich war noch unsicher, und er blieb einen weiteren Tag. Wir hatten uns immer noch nicht viel zu sagen, und trotzdem passierte plötzlich etwas Außergewöhnliches und Aufregendes.

Am Abend gingen wir ins Kino und sahen den Film „Citizen Kane“, und dieser Film brachte die erhoffte Wende. Auf einmal war alles leicht und unkompliziert. Zum ersten Mal konnten wir richtig miteinander sprechen, kamen uns näher, und plötzlich war das Eis gebrochen und schien alles so zu sein wie früher, dank dieses amerikanischen Films.⁶

Danach waren wir beide glücklich: Ja, es gibt immer noch Gefühle zwischen uns. Weil wir schon große Zweifel hatten, ob es wirklich so ist. Auf jeden Fall

konnten wir offen über alles reden, das war unbedingt notwendig. Beim Abschied sagte er: „Ich warte auf dich!“ That was that (Damit hatte es sich)!

Ich hatte in Enschede eine jüdische Familie mit zwei Töchtern kennengelernt, die überlebt hatten, während ein Sohn verhaftet, deportiert und umgekommen war. Eine der beiden Mädchen hatte gelernt, Lederhandtaschen herzustellen. Sie hatte die Absicht, nach Amsterdam zu gehen und fragte mich: „Hättest du Lust, mit zu kommen und das mit mir zu machen?“

Ich war begeistert: „Oh ja, ich glaube schon, liebend gerne, tolle Idee!“ Der Gedanke war einfach verlockend: Weg von Enschede, ein neues Leben in der Großstadt beginnen. Ich fühlte mich gesundheitlich viel besser und war einigermaßen gut in Schuss.

Voller Optimismus und Tatendrang fuhren wir nach Amsterdam, wo wir in einem großen Haus bei einer jüdischen Familie untergebracht waren. Meine Freundin fing an, die Produktion der Taschen vorzubereiten, während ich mich damit beschäftigte, den Haushalt zu führen und für uns beide zu kochen.

Plötzlich, aus heiterem Himmel, bekam ich Hustenanfälle und Temperatur, die Tuberkulosekrankheit war wieder ausgebrochen. Für mich ein schrecklicher Schock. Ich musste meine Pläne mit den Ledertaschen begraben, packte sofort meine Sachen und fuhr wieder zurück zu meinen Eltern. Auch sie waren entsetzt, dass ich die Krankheit immer noch nicht überstanden hatte. Erinnerungen an Tutzi wurden wach, die trotz aller Hoffnungen der Krankheit schließlich doch zum Opfer gefallen war.

Ein deprimierender TBC-Rückfall

Es folgte eine schwierige und äußerst deprimierende Zeit. Ich wurde wieder zum Pflegefall, hütete das Bett, die Mutter musste sich ständig um mich kümmern und mich versorgen, was hart und anstrengend für sie war.

Der Unterschied zu der Zeit bis 1945 war: Ich hatte zwar immer noch einen deutschen Pass, aber wir lebten in Holland mit holländischen Papieren, konnten uns in jeder Weise frei bewegen. Inzwischen war ich ständig in ärztlicher Behandlung und konnte an Medikamenten bekommen, was ich brauchte. Lebensmittel waren zwar rationiert, wie das auch in England war nach dem Krieg, aber die Versorgung der Bevölkerung war kein Vergleich mit der miserablen Zeit der deutschen Besatzung und besserte sich stetig.

Ich blieb die meiste Zeit im Bett, hatte kaum Besuch, und es wurde einsam um mich.

Die beiden Männer, Jopie und Cor, die früher eine Rolle in meinem Leben gespielt hatten, waren verheiratet und nicht mehr da, und das galt auch für viele Freunde, die mir früher zur Seite gestanden hatten. Die Leute dachten, dass das mit mir kein gutes Ende nehmen würde und hatten viel mit sich selbst zu tun.

Von Keith kam regelmäßig Post aus England. Er konnte mich zwar nicht besuchen und war auch immer noch etwas ängstlich, ob ich die Krankheit

besiegen würde, aber er war auf jeden Fall bereit, abzuwarten und vertraute darauf, dass es mir bald besser gehen würde und ich nach London übersiedeln konnte. Er schrieb mir liebevolle und herzliche Briefe. Der Kontakt war wichtig, um mir Mut zu machen und mein Selbstvertrauen zu stärken.

Keith wurde bald darauf aus der Army entlassen und musste sich um seine Existenz kümmern. Ein Freund, den er während der Dienstzeit kennenlernte, machte Importgeschäfte mit Italien und bot Keith an, mit ihm zusammen zu arbeiten, was ihm gefiel. Die Anfänge waren schwierig und bescheiden, aber die Firma entwickelte sich erfolgreich. Es ging stetig aufwärts, und er machte seinen Weg. Alle seine Anstrengungen zielten dahin, unsere gemeinsame Zukunft zu sichern.

Ich verbrachte ein Jahr im Bett, was mir wie eine Ewigkeit vorkam. Die Eltern und meine Bekannten versorgten mich mit Büchern und Zeitschriften. Im Laufe der Zeit merkte ich, dass meine Konzentration beim Lesen viel schlechter geworden war. Während der Zeit des Untertauchens hatte ich mir ein Buch nach dem anderen vorgenommen, die Bücher geradezu verschlungen, aber diese Fähigkeit hatte mich jetzt verlassen. Ich musste mich durch die Bücher kämpfen, und zu meinem Ärger las ich längst nicht mehr so schnell wie früher. Auch erfreute und befriedigte mich das Lesen nicht mehr

so. Nach dem jahrelangen lebensgefährlichen Versteckspiel hatte ich nur noch einen Wunsch, schnellstens gesund zu werden und ein normales Leben zu führen.

Eine amüsante Sache war, dass ich in meinem Zimmer ein bisschen Abwechslung fand. Das Bett stand in der Nähe des Fensters in der oberen Etage, sodass ich hinausschauen und sehen konnte, was sich draußen abspielte. Gegenüber war ein Bahnlager, und es kamen laufend Fahrer mit ihren Lastkraftwagen und Pferdefuhrwerken, um Güter zu verladen oder abzuholen. Die fuhren an die Rampe, und wenn sie das Gelände wieder verließen, kamen sie an unserem Haus vorbei und konnten mich hinter dem Fenster erkennen. Sobald sie mich sahen, winkten sie mir zu. Ich freute mich darüber, winkte zurück, das wurde zur Routine. Ich konnte die Gesichter nicht genau erkennen, sie konnten auch mich nicht deutlich sehen. Sie sahen nur eine junge Frau, die durch Krankheit an das Bett gefesselt war.

Der Vater kam rauf und fragte: „Wem winkst du dauernd zu?“ Ich antwortete: „Das sind meine Freunde, die kommen immer zur gleichen Zeit.“

Allmählich besserte sich mein Zustand, und ein gutes Zeichen war, dass ich endlich wieder an Gewicht zunahm. Für meine Mutter war ich zur Last geworden, es war für sie nicht einfach, immer

spezielle Mahlzeiten zu bereiten und Tag und Nacht für mich da zu sein. Schließlich schlug sie vor, ich sollte in ein Sanatorium gehen. Aber da hatte sich mein Zustand so weit verbessert, und es ging immer mehr aufwärts, dass es ratsam war, abzuwarten.

Auch der Arzt meinte, ich sei tatsächlich auf dem Wege der Besserung. Tuberkulose war damals eigentlich nicht heilbar. Die Krankheit führt zu Narben auf der Lunge, und wenn das Gewebe ausreichend vernarbt ist, entwickelt sich die Sache nicht weiter. Eine Untersuchung ergab, ich hatte einige Narben auf dem linken Lungenflügel, so dass die Lunge in ihrer Funktion eingeschränkt war. Das war aber weiter nicht schlimm und behinderte mich nicht so sehr.

Inzwischen hatte ich vor allem ein Ziel vor Augen, endlich nach England zu gehen. Die Krankheit hatte mich schon verändert und ihre Spuren hinterlassen. Es fehlte mir an Selbstvertrauen und Sicherheit. Ich war zu lange gezwungen gewesen, Rücksicht zu nehmen und auf Distanz zu gehen. Wenn Freunde und Bekannte auf mich zukamen, um mich zu begrüßen, hielt ich mich zurück, musste sie abweisen oder meine Situation offen legen. Also, das war wirklich unangenehm und eine sehr traurige Angelegenheit.

So vergingen die Wochen und Monate mit der Krankheit, eine endlose Zeit, in der ich nicht viel tun konnte. Die Abwechslung, mir den Betrieb auf dem Bahnlager aus dem Fenster anzuschauen, war daher schön für mich. Nachdem es mir besser ging und ich aufstehen, mich anziehen und im Haus bewegen konnte, war das Zuwinken mit den holländischen Fahrern vorbei.

Daraufhin überlegte ich: Sie werden mich sicher vermissen und sich fragen, warum ich nicht mehr da bin. Hoffentlich denken sie nicht, ich sei gestorben!

Ich kam auf die Idee, zu ihnen rüber zu gehen, ihnen guten Tag zu sagen und mich mit ihnen zu unterhalten. Schließlich hatten wir uns so lange Zeit gesehen und uns gegenseitig zu gewunken.

Ich ging rüber zum Bahngelände, zu „meinen Freunden“, den Fahrern, und hoffte, von dem ein oder anderen begrüßt zu werden. Doch sie erkannten in mir nicht die junge Frau in dem Bett von gegenüber und schauten mich nur verständnislos an.

Ich war verunsichert und fand meine Idee, zu erklären, wer ich bin, albern. Ich ging zurück ins Haus und nahm mir vor, das nicht mehr zu wiederholen.



Hochzeit von Keith (Kurt) und Ola (Karola) Saunders am 15. Mai 1948 in London.

Eines Tages war es dann soweit, ich fühlte mich stabil genug, um in England einen Neuanfang zu wagen. In Kürze zu heiraten konnte ich mir allerdings überhaupt nicht vorstellen. Es machte mir eher Angst, aber es bestand kein Grund zur Eile, und ich wollte erst mal abwarten, wie sich alles entwickelt.

Ich war inzwischen 27 Jahre alt, und ich erinnere mich, dass meine Mutter Bedenken hatte, ich könnte mit Keith zusammenziehen. Sie war in der Beziehung immer noch etwas altmodisch eingestellt. Aber dann lachte sie: „Du musst wissen, was du tust, du bist schließlich alt genug.“ Sie hatte Recht. Ich hatte keine Lust mehr, meiner Mutter in dem Alter und nach allem, was wir erlebt hatten, irgendwas vorzumachen.

So reiste ich 1948 nach England und zwar direkt

nach Luton, einer Stadt nördlich von London, wo ich bei meiner Schwester Lia und meinem Schwager blieb, die dort untergekommen waren. Am Wochenende besuchte ich Keith in der City.

Natürlich sah ich in London und den anderen Städten die enormen Zerstörungen durch die deutschen Luftangriffe, und auch sonst waren die Folgen des Krieges für die Bevölkerung und die Armee unübersehbar, aber ich glaube nicht, dass das zu der Zeit einen großen Eindruck bei mir hinterließ. Uns war zwar bewusst, was der Krieg überall in Europa angerichtet hatte, aber die Kämpfe waren jetzt vorbei, und wir mussten nach vorne schauen und unser Leben neu in den Griff bekommen. Dadurch waren wir natürlich viel zu sehr mit uns selbst beschäftigt.

In London traf ich viele alte Bekannte und Freunde wieder und hatte auch ständig Kontakt zu anderen Flüchtlingen. Durch meine Schwester, ihren Mann und Keith lernte ich neue Leute kennen. Der große Unterschied zu früher war: Man war nicht mehr auf fremde Hilfe angewiesen. Keith verdiente Geld, der Krieg, die Not und das Elend waren vorbei, und wir lebten legal in einem anderen Land.

Keith und ich blieben eine Weile zusammen, planten für unsere Zukunft und überlegten schließlich: „Sollen wir die Hochzeit riskieren?“

Wir gingen zum „Registry Office“ (Standesamt) und die Frage war: „Wann wollen Sie heiraten?“ Unsere Gegenfrage lautete: „Wie lange dauert es, die Formalitäten zu erledigen?“

Wir einigten uns mit dem Standesbeamten auf einen Termin in drei Wochen. So blieb uns noch etwas Zeit, uns besser mit der neuen Situation vertraut zu machen. Ich fühlte mich noch etwas unsicher, und auch Keith hoffte, dass alles reibungslos klappen würde.

Wir heirateten wie geplant am 15. Mai 1948 in London. Seinen Namen hatte Keith während der Armeezeit bereits geändert. Zum Zeitpunkt unserer Hochzeit bekam er auf Grund seiner langjährigen

Dienstzeit die englische Staatsbürgerschaft, und ich wurde automatisch Britin. Nun hießen wir Ola and Keith Saunders, und es änderte sich einiges im Vergleich zu früher. Wir fühlten uns jetzt als gleichwertige englische Bürger und versuchten, die Schatten der Vergangenheit hinter uns zu lassen und eine neue Zukunft aufzubauen, was großartig, glücklich und erfolgreich war. Es war ein gutes Ende, denn von nun an hatten wir ein schönes und erfülltes Leben.

Es bestand immer noch das Risiko, dass sich mein Gesundheitszustand jederzeit wieder verschlechtern konnte, aber das passierte zum Glück nicht. Ich stand unter ärztlicher Betreuung und machte Termine für regelmäßige Untersuchungen, um sicher zu gehen, dass alles in Ordnung bleiben würde. Mein neuer Arzt sagte zu mir: „Ich empfehle Ihnen dringend, vorläufig keine Kinder zu bekommen, bevor Sie nicht geheilt sind.“ Danach richteten wir uns mehrere Jahre.

Keith und ich lebten nun zusammen, er hatte seinen Beruf, ich übernahm den Haushalt, kochte das Essen und machte einen kleinen Job in Teilzeit. Einige Zeit danach zogen wir in eine möblierte Wohnung im Londoner Stadtteil Campden Town, wo wir unser eigenes Badezimmer hatten und einen separaten Eingang. Das empfanden wir als herrlich. Es war nur

eine kleine Wohnung, aber als ein paar von meinen Möbeln hinzukamen, war unsere Unterkunft schön und noch gemütlicher.

Dort blieben wir die ersten vier Jahre nach unserer Hochzeit, bis mein Arzt eines Tages nach der Untersuchung zufrieden feststellte: „Ich glaube, Ihre Gesundheit ist so weit hergestellt, dass Ihrer Familienplanung aus medizinischer Sicht nichts mehr im Wege steht.“ Wir waren natürlich außer uns vor Freude, aber Keith meinte: „Zuerst brauchen wir eine geräumigere Wohnung, bevor unsere Familie größer werden kann.“

Wir wurden fündig im Stadtteil Highgate und waren kaum eingezogen, als ich schwanger wurde. Wir konnten unser Glück kaum fassen, und nach der glücklichen Geburt am 15. Januar 1953 wurde mir bewusst: Das ist das größte Wunder, das passieren konnte! Die Tochter Claudia von meiner Schwester und ihrem Mann wurde 1948 geboren, aber die meisten unserer Freunde und Verwandten hatten keine Kinder. Ich war bei guter Gesundheit, lebte in Frieden und hatte sogar einen Sohn.

Wie wunderbar!

Wir nannten unseren Sohn Robert Henry, wobei der Name Henry zum Gedenken an Keith umgekommenen Bruder Helmut steht.

Schwieriges Gedenken: „Wir waren Teil dieser Geschichte“

Ende der neunziger Jahre bekamen wir einen Brief von einer Krefelder Schule, aus dem hervorging, dass sie eine Gedenksache machen wollten. Helmut, der jüngere Bruder von Edith und Kurt, gehörte bis zum Schluss zu den wenigen jüdischen Schülern, und er überlebte nicht, sondern wurde mit seinen Eltern deportiert und getötet.

Ich stand mit ihm in Holland noch in Verbindung und habe immer noch seinen letzten Brief vom 19. April 1942, der unglaublich bewegend ist, denn er zeugt von einer tapferen und mutigen Haltung und ist sogar – drei Tage vor ihrer Deportation nach Polen – voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Ich fand den Brief in meinen Unterlagen, sandte eine Kopie nach Krefeld, was einige Korrespondenz mit der Schule nach sich zog. Wir waren ja alle bis zum Äußersten von der Geschichte betroffen, und der Kontakt brachte natürlich eine Fülle schrecklicher Erinnerungen zurück.



Ola und Keith mit Betty Wolf, Schwester Juliane mit Ehemann Fred und ihrer 1948 geborenen Tochter Claudia, August 1952.



Ola und Keith zu Besuch in Enschede Ende Mai 1952.

Plötzlich kam alles hoch, und man lebte wieder ein Stück in der Vergangenheit, obwohl wir es geschafft hatten, diese Belastungen mit der Zeit abzubauen. Nachdem man jung verheiratet war, war man zu sehr mit der neuen Situation beschäftigt und schaute nicht zu viel zurück. Auch wollte man nach Möglichkeit einen Schlussstrich ziehen, denn die Tragödie war nun mal passiert und nicht mehr zu ändern. Man wollte jetzt unbedingt ein normales und neues Leben führen.

Als dann tatsächlich die Gedanken an die Nazi-Periode zurückkamen, waren wir wieder davon über-

wältigt. Hinzu kamen in Großbritannien die Gedenktage 50 Jahre nach Kriegsende, mit vielen Programmen, dokumentarischen Beiträgen und Filmen über den Krieg und die deutschen Konzentrationslager.

Alle diese bitteren Erfahrungen kamen zurück, aber für uns war es unerträglich, Filme wie „Schindlers Liste“ anzuschauen, denn wir und viele andere mussten die Verfolgung jahrelang am eigenen Leib erfahren. Wir waren ein Teil dieser Geschichte.

Unser Sohn Robert, seine Frau Alyson und die

Kinder Jane und Adam sahen sich die Sendungen und Filme an. Sie meinten zu Recht, es sei notwendig, die Menschen aufzuklären und die Erinnerung wach zu halten, aber wir wollten auf keinen Fall so weitermachen.

Wir haben das Schicksal unserer Familien, Angehörigen und Freunde vor Augen und es ist unmöglich, jemals damit fertig zu werden. Für das gute und schöne Leben danach sind wir extrem dankbar. Aber wir sind uns auch derer schmerzlich bewusst, die es damals nicht geschafft haben.

Die Geschichte basiert unter anderem auf einer DVD von Ola Saunders mit folgendem Inhalt: Code 40464-23, 1998 Survivors of the Shoah Visual History Foundation, 11. Februar 1998 London, Interviewer Kati Curtis.

1. Der sogenannte „Judenstempel“ war ein ab 1938 von deutschen Behörden in deutschen Reisepässen angebrachter Stempel in Form eines roten „J“, mit dem der Passinhaber als „Jude“ gekennzeichnet wurde. Grundlage war die „Verordnung über Reisepässe von Juden“ vom 5. Oktober 1938. Durch den J-Stempel konnten deutsche Juden bei einem Grenzübertritt sofort identifiziert werden.

2. Denkmal an der Synagoge Enschede

„MET DE RAZZIA VAN 14-9-1941 BEGON DE JODENVERVOLGING“

„TER NAGEDACHTENIS AAN DE JOODSE NEDERLANDERS DIE TIJDENS DE JAREN 1940-1945 DOOR DE DUITSE BEZETTER WERDEN VERMOORD“

(Mit der Razzia am 14.9.1941 begann die Judenverfolgung. Zum Gedenken an die jüdischen Niederländer, die von der deutschen Besatzung in den Jahren 1940-1945 ermordet wurden.)

Dieser Text ist auf dem Denkmal zu lesen, das am 6. 11. 1991 an der Synagoge enthüllt wurde zum Gedenken an die mehr als 700 umgebrachten jüdischen Mitbürger von Enschede. Die ersten Zeilen erinnern an die Deportation von etwa 100 Juden an diesem Tag. Sie wurden umgehend in das deutsche Nazi-Konzentrationslager Mauthausen/Österreich abtransportiert.

Synagogeenschede.nl/s/b/oorlogsmonument.asp

regiocanons.nl, Ds. Leendert Overduin 1900-1976, De Jodenvervolging

3. De Joodse Raad Enschede (der jüdische Rat Enschede).

Während der Besetzung Hollands richteten die deutschen Nazis eine Anzahl spezieller jüdischer Verwaltungen (Joodse Raad) ein, um die jüdische Bevölkerung systematisch zu erfassen, zu täuschen und in Konzentrationslager zu verschleppen und zu ermorden.

Der Joodse Raad Enschede wurde von drei führenden Vertretern der jüdischen Gemeinde geleitet: Sig Menko (Vorsitzender), Gerard Sanders und Isedoor van Dam. Diese durchschauten die wahren Absichten der deutschen Nazis und leisteten erfolgreich Widerstand, indem sie ihre Gemeindemitglieder eindringlich aufforderten, unterzutauchen, und nicht dem Aufruf der deutschen Besatzer zum „Arbeitseinsatz im Osten“ Folge zu leisten, gegen die Empfehlung des Jüdischen Rates in Amsterdam. Sie waren dazu in der Lage durch finanzielle Mittel, Autorität in der Gemeinde und eine gut organisierte Untergrundorganisation, angeführt von Leendert Overduin, einem prominenten reformierten Pfarrer. Sie halfen vielen Juden, sich in der Umgebung zu verstecken. Von ca. 1300 Juden in Enschede überlebten etwa 500 (38,5%), im Vergleich zu weniger als 20% im restlichen Holland.

www.joodscheraadenschede.nl

Wikipedia/Enschede/World War II

regiocanons.nl, Ds. Leendert Overduin 1900-1976, De Jodenvervolging

4. Unglücklicherweise wurde Enschede aufgrund seiner Lage direkt an der deutschen Grenze mehrmals von alliierten Verbänden bombardiert, weil die Stadt irrtümlich für eine deutsche Stadt gehalten wurde. Deshalb trug Enschede letztlich immense Kriegsschäden davon. Die verantwortlichen alliierten Verbände hatten dabei mehrheitlich die eigentliche Absicht, das nur wenige Kilometer entfernte deutsche Gronau zu bombardieren.

Wikipedia.org/wiki/Enschede

5. Enschede was liberated on 1 April 1945 by Allied, mainly Canadian, troops.

Wikipedia/Enschede/World War II

6. „Citizen Kane“ (Bürger Kane) ist ein Filmdrama des US-amerikanischen Regisseurs Orson Welles aus dem Jahr 1941. Die Handlung des von RKO produzierten Schwarzweißfilms schildert in Rückblenden das Leben des fiktiven Medienmagnaten Charles Foster Kane. Als dessen Vorbild diente der US-amerikanische Verleger William Randolph Hearst.

Briefe zwischen Sigmund, Jenny
und Helmut Zanders in Krefeld
sowie Edith in Buenos Aires
von 1938 bis 1942



Helmut in Krefeld im Alter von etwa 16 Jahren, um 1939.

Inhaltsverzeichnis:

- Brief der Eltern von Oktober 1938
- Brief des Vaters vom 8. November 1938
- Brief der Eltern vom 13. November 1938
- Brief der Eltern vom 20. November 1938
- Brief von Helmut von Mai 1939
- Brief von Helmut vom 2. September 1939
- Brief von Helmut an Freunde von 1940
- Brief von Helmut vom 13. April 1940
- Brief von Helmut vom 10. September 1940
- Brief von Helmut vom 17. November 1940
- Brief von Helmut vom 26. Januar 1941
- Brief von Helmut vom 23. März 1941
- Brief der Eltern vom 14. April 1941
- Brief von Helmut vom 8. Juni 1941
- Brief von Helmut vom 16. August 1941
- Brief von Helmut vom 17. Oktober 1941
- Brief der Eltern vom 8. November 1941
- Postkarte von Helmut vom 29. November 1941
- Der letzte Brief der Eltern vom 7. April 1942
- Der letzte Brief von Helmut an Karola Wolf vom 19. April 1942
- Der letzte Brief von Edith an die Eltern und Helmut vom 25. Juli 1942.
Dieser Brief wurde nicht mehr zugestellt und nach Buenos Aires zurückgeschickt.

Die Briefe umfassen nicht die gesamte Korrespondenz innerhalb der Familie aus dieser Zeit. Ein Teil der Briefe wurde im Ermessen des Hrsg. gekürzt. Die Briefe in Englisch wurden von mir als Hrsg. sinngemäß übersetzt.

Die gesamten Briefe werden in Grammatik und Orthografie möglichst so wiedergegeben, wie sie im Original vorliegen, lediglich offensichtliche Schreibfehler sind zugunsten einer besseren Lesbarkeit korrigiert, eigentümliche Schreibweisen sind dagegen beibehalten.

„Sonst bin ich aber hochzufrieden, ich habe Arbeit, bin gesund und nicht im K. Z. Aber was nicht ist, kann noch werden.“

Helmut Mai 1939

Brief der Eltern an Edith in Berlin von Oktober 1938, kurz nach ihrem Abschied von zu Hause und der Reise nach Argentinien.

Meine liebe Edith!

Dein Brief von Samstag zeigte uns Deine Ankunft in Berlin an. Du bist nun vom Regen in die Traufe dort gekommen. Aber so wie bei uns alles vorbei gegangen ist, wird es auch dort sein. Dein Gepäck ist Samstag von Taaks abgeholt worden. Kurt war Freitagmittag nochmal zum Zollamt gegangen und bat, man möchte doch jemand hierher schicken. Gegen sechs Uhr kam ein Herr, es hat wunderbar geklappt. Vaters Zigarren und unser Steinhäger schmeckten sehr schön. Hat Manfred nun auch seine Sachen bereit. Die Schlüssel schicke ich dir in dem einen Koffer mit. Einliegend den Brief von Tante Selma. Schreibst du direkt, oder noch hier, oder Heinsberg?

Gestern war Tante Helene hier, ihre Krankheit war so schlimm nicht, sonst war noch alles wie gewohnt bei ihr. Helmut ist seit heute Morgen bei der Wäscherei Wilk beschäftigt, in der Hauptsache Wäsche holen und bringen, er soll 10 – 12 Mark die Woche verdienen. Frau Simons kam Samstagmittag, die Stelle sollte Hans haben, da er aber noch in Gladbach bleiben kann, sollte sie es Helmut sagen. Er war sofort bereit und ist seit 8 Uhr heute Morgen fort. Kurt hat auch 8 Schüler schon. Das wäre in den paar Tagen das Geschehen in unserem Hause. Die Bildchen sind doch gut, eine so alte Frau bin ich doch auch. Ein Bild von dir war auch gut. Jetzt möchten wir gerne viel von dir wissen. Hoffentlich ist die Hetze dort nicht wieder so groß wie neulich. Bis Freitag hast du den Koffer dort, öffne es bitte, weil ich etwas beifüge. Kurt wollte früh morgen zum Passamt, er wird dir dann selbst schreiben, was Geschehen.

Viele liebe Grüße und herzlichen Kuss von deine Mutter

Meine liebe Edith!

Der Abschied wäre überstanden, es ist leer um uns, aber wir müssen uns damit abfinden, ich hoffe und vertraue auf eine gute Zukunft. In Berlin bist du ja G. s. D. gut gelandet, hoffentlich geht alles Weitere gut, schreibe uns zeitig, damit wir auch auf dem Laufenden bleiben. Selbstredend bekommst du auch von uns zeitig Bericht, und wenn Du Wünsche hast, so teile sie uns nur mit, verlasse dich darauf, dieselben werden erfüllt.

Dein treuer Vater

Brief des Vaters vom 8. November 1938

Ich sitze alleine in dem ehemaligen Jungfern Stübchen, was sonst Dein Schlafgemach war und heute unser Esszimmer auch Kaffeezimmer ist oder sonstiger Aufenthaltsraum. Auf höheren Befehl will ich jetzt versuchen, mich eine kleine Weile mit Dir mein liebes Kind zu unterhalten, die Mutter ist nämlich nebenan bei Goldstein zum Erzählen gegangen. Inzwischen will ich versuchen, den Brief anzufangen, hoffentlich gelingt es mir in so rechtem Maße, dass für die Anderen kein Platz mehr übrig bleibt, aber die Einleitung wäre gehalten und jetzt kann ich endlich zum Thema übergehen.

Gesundheitlich kann ich Dir von uns alles Gute berichten. Du wirst wohl inzwischen in Deiner neuen Heimat angekommen sein, und gestatte ich mir diskret die Anfrage, wie war es mit der Visitenkarte? Hast Du auch Wort gehalten und alles bei Dir gehalten. -

Viele Neuigkeiten kann ich Dir nicht mitteilen, denn es passiert G. s. D. sehr wenig. Dr. Bluhm ist in große Trauer versetzt worden, seine Mutter ist gestorben. Die Mutter war Freitagnachmittag in Düsseldorf und besuchte Erna, bei der Gelegenheit hat sie die große Erbschaft angetreten. Was sie alles geerbt hat, soll sie Dir selber schreiben. Mit meinem geschäftlichen Betrieb bin ich in den letzten Tagen nicht zufrieden, aber ich gehe tagtäglich heraus, und wenn es auch nicht immer mit Erfolg verbunden ist, die Marke ist doch bekannt und hoffe dann, die späteren Früchte zu ernten. Auf diverse Stellen bin ich zurückbestellt, jedenfalls sitze ich nicht auf meinem Altenteil und gucke die Wände an. Von unserem neuen Einwohner Herrn Schwerin wird Mutter Dir wohl schon berichtet haben, und sollte es noch nicht geschehen sein, so wird Mutter es noch nachholen. Er ist ein netter ruhiger Vertreter. Ich werde langsam zum Ende kommen, denn der Bogen geht zu Ende. Meine Bitte geht nun dahin, berichte uns bitte über Deine Fahrt, wie viele Menschen mit Dir gefahren sind und wie der Empfang dort war. Ab heute werden wir Dir jede Woche schreiben, und bitte ich Dich, dasselbe zu tun, denn dann hast Du jede Menge Briefe von uns und umgekehrt wir von Dir. Nun müssen die Anderen doch einen neuen Bogen anfangen. Wie immer eine glückliche hoffnungsvolle Zukunft Dir wünschend und vor allen Dingen erfolgreich.

Herzliche Grüße und Küsse und alles, alles Gute.

Brief der Eltern vom 13. November 1938, wenige Tage nach dem landesweiten Abbrennen der Synagogen und unzähligen Gewalttaten gegen die jüdische Bevölkerung.

Ich will Dir nur kurz schreiben, dass wir alle zusammen sind und vollständig gesund sind, was ja die Hauptsache ist. Ich hoffe, dass Du gut gelandet bist und Dir die Reise gut bekommen ist. Jetzt freuen wir uns umso mehr, dass Du schon dort bist. Erna war mit ihrem Jungen 2 Tage hier, und sie hat vorläufig ihre Wohnung aufgegeben. Hoffentlich ist sie in kurzer Zeit bei ihrer Schwester. In Heinsberg ist auch alles Wohl, soviel ich weiß. Die anderen schreiben Dir auch. Von mir einen herzlichen Gruß und Kuss

Mutter

Meine liebe Edith, Viel kann ich Dir heute auch nicht schreiben, nur dieses als Beweis, dass wir noch alle dabei sind. Inzwischen bist Du hoffentlich gut gelandet und ist Dir die Reise gut bekommen. Gebe uns nur recht bald ausführliche Nachricht, wir werden Dir jede Woche schreiben, und Du wirst von dort aus dasselbe tun. Dann sind wir laufend jede Woche mit Nachricht versorgt. Herzliche Grüße und Küsse, weiter alles Gute

Dein Vater.

Viele Grüße Helmut.

Brief der Eltern vom 20. November 1938

*Eben haben wir auf meinen Vorschlag Licht gemacht, im Dunkeln lässt sich so schön erzählen, denn Tante Helene ist hier, um sich von unserer guten Gesundheit etc. zu überzeugen. Und nun zu Dir, Deine gute Ankunft haben wir mit großer Freude erfahren. Inzwischen wirst Du auch wohl unsere Briefe bekommen haben, Dein Brief vom 9. 11. gelangte in unseren Besitz, und wir haben den Bericht mit Interesse verfolgt und auch erwartet. Aber liebes Kind, ellenlange Berichte können wir ja nicht immer schreiben, denn es passiert so wenig hier, dass wir oft nicht wissen, was wir schreiben sollen. Als Neuigkeit teile ich Dir mit, dass Herr Dr. Bluhm, Dr. Alexander und noch mehrere Herren „verreist“ sind. (Verschleppung in das KZ Dachau bei München, der Hrsg.)
Dein tr. Vater*

*Meine liebe Edith,
auch ich freue mich sehr, wenn Deine Briefe kommen, aber Du weißt ja auch viel mehr zu schreiben. Ich habe ja den ganzen Tag zu tun, worüber ich sehr froh bin. Du wirst jetzt bald einen ausführlichen Brief von Kurt bekommen, er ist verreist, hoffentlich kommt er gut an. (Kurts Flucht nach London, der Hrsg.) Helmut ist noch fleißig, er ist die Hauptperson bei uns als einziges Kind. Ich weiß nicht viele Neuigkeiten zu erzählen. Ola (Karola Wolf, der Hrsg.) ist heute auch schon acht Tage fort. Frau Rosenthal hat uns verschiedentlich besucht, sie hofft, sehr schnell bei Euch zu sein. Ihr Mann ist auch nicht zu Hause, sie hofft aber auf Grund ihrer Auswanderung bald mit ihm zusammen zu sein. (Max und Martha Rosenthal, auch Max ist in Dachau, der Hrsg.)
Deine Mutter
Viele Grüße Helmut*

*Liebe Edith,
heute bin ich mal wieder hier in Krefeld und habe mich vom Wohlergehen und Gesundheit Deiner lieben Eltern und Helmut überzeugt. G. s. D. geht es ihnen gesundheitlich gut. Deine Briefe habe ich gelesen und ich freue mich, dass Du gut angekommen bist. Deine Karte ab Gibraltar habe ich bekommen.
Deine Tante Helene*



Gruppe
BDJJ

Tutzi
Wolf

Helmut

Gruppe „Bund Deutsch-Jüdischer Jugend“ (BDJJ) in Krefeld.

Bild oben, vorne von links: 2. Dachs (Werner Isaacson), 3. Tutzi Wolf (Schwester von Karola), 6. Helmut. Oben links: Georgy (Georg Kaufmann).

Brief von Helmut im Mai 1939

Ich danke auch für Deinen netten Geburtstagsbrief, ich habe mich damit gefreut. Ich möchte Dich aber doch bitten, die 10 Peseten zu behalten oder damit ein Konto für die Eltern einzurichten. Zumal ich gar nicht in England bin und sehr zweifle, ob ich überhaupt hinkomme. Die Anderen gehen alle, Ernst und Ruth bald, Hans und Kui haben auch ihre Anträge laufen. Übrig bleibe nur ich. Kurt schreibt jetzt schon seit drei Monaten, eine Woche Hoffnung machend, die nächste Woche Hoffnung vernichtend, ohne weiteren Erfolg. Das zermürbt ziemlich, zumal ich sehe, wie alle Scherenschleifer wegkommen. Meine Gedanken sind in jeder freien Minute in England, aber damit beschaff ich mir das Permit nicht. Sonst bin ich aber hochzufrieden, ich hab Arbeit, bin gesund und nicht im K.Z. Aber was nicht ist, kann noch werden. Meine frühere halbjudische Wäscherei musste schließen, und jetzt bin ich nach langen Bemühungen in einer arischen Firma. Die Leute sind freundlich zu mir und erkennen meine Arbeit an. Ich arbeite 10 Stunden am Tag, teils Wäsche fahren per Rad, teils Wäsche aufhängen und heiß mangeln. Abends bin ich sehr müde und kann nur noch mit viel Anstrengung 1 Stunde Englisch lesen. Ich verdiene 60 Reichsmark im Monat und schon mal Sonderzulagen und die Trinkgelder, als ca. 75 R.M. Andere Anregungen oder Sport habe ich überhaupt nicht. Fastnacht konnte ich es nicht mehr aushalten und bin mal ins Kino gegangen.

Jetzt habe ich mich schon an das monotone Leben gewöhnt. Aber wenn die Sonne scheint und der Himmel klar ist, dann zieht's doch mächtig. Es tut mir schrecklich leid, dass ich Dir das schreibe, aber Du wolltest es ja wissen, und anderen Stoff habe ich nicht. Das schöne Gerede besorgen ja Otto und Ilse. Du brauchst mich nicht zu bemitleiden, ich fühle mich nicht als Märtyrer. Es gibt 1000 Leute, die schlimmer dran sind. Mir geht es noch gut. Nur gehen die Jahre flöten, und es kommen mancherlei andere Gedanken. An der Schmiererei bin ich weniger als meine Müdigkeit schuld, denn es ist halb elf.

Gute Nacht

Brief von Helmut vom 2. September 1939

(Ausbruch des von den Nazis entfesselten Zweiten Weltkriegs 1939 – 1945)

Liebe Miss,

wir haben Deinen langen Brief erhalten. Deine Bemühungen um mich sind ja nett, aber im Moment kommt selbstverständlich kein Deuvel mehr heraus – zu spät! Wir hoffen zwar, dass es noch mal gut wird, machen uns aber auf das Schlimmste gefasst. Man wird auf die Dauer apathisch. Ich war ein paar Tage in Heinsberg (Haus der Großeltern, der Hrsg.), da ich Ferien hatte. Ich habe noch einmal so einen schwachen Abglanz der alten Heinsberger Atmosphäre erlebt. Ich glaube, es war das letzte Mal, dass ich dort war. Ich kann verstehen, dass Du manchmal Heimweh nach unserer Landschaft hast. Es ist das Einzige, was noch unverändert Heimat ist. Ich habe das jetzt deutlich gespürt, als ich mit dem Rad durch den halben Niederrhein fuhr. Vielleicht kam es durch die lange Entwöhnung. Den ganzen Sommer bin ich nicht draußen gewesen, allein hätten mich nur die schönen Erinnerungen gequält und mit bestimmten Leuten hätte es mich angewidert. Einen jungen Menschen, mit dem ich mal Gedanken austauschen könnte, entbehre ich sehr. Erzähl das man alles Dachs, und er wird sehen, wie töricht sein Heimweh ist und wie gut er dran ist, in Buenos Aires zu sein. Das seelische Alleinsein ist doch am Schlimmsten. Ich glaube, wenn ich hier raus komme, werdet ihr Euch über meine schlechten Launen kaum noch zu beklagen haben.

Montag sind meine Ferien um, und dann muss ich wieder Laufjunge spielen, ohne eine Möglichkeit irgendwie eine geistvollere Arbeit zu tun. Du wolltest ja, dass ich Dir mal alles schreibe, sonst hätte ich es nicht getan. Mit Mitleid kann ich nichts anfangen. Tante Lilie sagte mir, sie würde am liebsten nach Argentinien gehen, ohne zu blechen. Das ist ihre Auffassung, sie müssen es selbst wissen. Ich glaube, sie traut Dir nicht richtig. Kleinliche Leute soll man ihrem Schicksal überlassen. Auch Tante Helene braucht für Dich nicht mehr zu existieren. Die Heinsberger hoffen außerdem, auf die Dauer mal nach Australien zu können. 1. Brauchen sie nur Vorzeigegeld, 2. fällt ihnen Englisch leichter als Spanisch. Sie sind herzengute Menschen, nur so engherzig.

Wenn jetzt die politische Lage nicht so wäre, würde Kurt wahrscheinlich bald meine Einreiseerlaubnis nach England erwirkt haben. Nun ruhen natürlich solche Sachen. Ich habe eben noch nichts anderes als Pech gehabt in meinem kurzen Leben. Du musst Dir also die feurigen Argentinier noch selbst vom Leib halten, oder noch besser Du ehelichst so einen Peso Scheißer. Der könnte Dich dann beschützen.

Bestelle Dachs doch einen dicken Gruß, und ich hätte keinen Stoff zum Schreiben, das sei aber kein Grund für ihn, mich nicht auch mal mit einem Brief zu beehren über Sport, Fahrten, seine Heimgenossen, usw. Wenn die Postverbindung noch besteht natürlich. Nun muss es aber gut sein.

Einen schönen Gruß von Elmoto

Brief von Helmut und den Eltern an Freunde von 1940
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Ich schreibe diesen Brief in Englisch, weil es eine gute Übung ist. Ich lerne intensiv Englisch und Spanisch und fühle mich damit bestens vorbereitet für unsere Reise, die hoffentlich bald beginnen wird. Die letzte Zeit war nicht einfach für uns, wie Du dir vorstellen kannst, aber nach Aufbietung aller Energie und Selbstbeherrschung befinden wir uns jetzt in einem beträchtlich guten Zustand von Galgenhumor. Wir glauben, dass der Krieg und die vielen Rückschläge in einiger Zeit vorbei sein werden und dann alles viel leichter wird, für uns und für Euch. Wir leben sehr ruhig, sind alle gesund, und verbringen unsere Freizeit mit Lesen und Spaziergehen. Vater lernt auch Spanisch, und ich muss sagen, er ist dadurch jünger geworden. Auch die Mutter ist sehr lebhaft und hat sich verändert. Ich glaube, dass der Grund für dieses seltsame Verhalten in der Spannung und Erwartung liegt, mit der sie sich darauf freuen, Euch beide zu treffen. Kurt schrieb aus Brüssel, dass er die Absicht hat zu heiraten, wir wissen aber nicht wer die Auserwählte ist.

Dein Vorschlag, die Eidesstattlichen Erklärungen für die Einwanderung (Affidavits, der Hrsg.) zu übertragen ist sehr freundlich, aber ich fürchte, dass es unmöglich ist, hier wegzukommen. Die Konsulate machen große Schwierigkeiten, und darüber hinaus bleibt nur der sehr teure und überfüllte Weg via Japan, um die USA zu erreichen. Wir alle hoffen, dass es Euch, Georg und Ernst gut geht und wünschen Euch das Beste. Bitte sagt ihnen, dass ich oft an unsere gemeinsamen Fahrten zurückdenke.

Take it easy and keep smiling.

in love Helmut

Brief von Helmut vom 13. April 1940

Liebes Schwesterlein,

von wegen petit frère, war mal 1,73 m und spuckte der übrigen family auf den Kopf. Eben habe ich mich bei einer Amerikanerin bedankt, die sich für mich bemüht hat. Schwester von meiner Chefin. Ich bekomme jetzt Nachricht vom Pittsburgh Comité. Heute Morgen kam auch Dein Brief vom 1. April, in dem Du Kurts Nachrichten übermitteltest. Wir haben auch schon in Stuttgart anfragen lassen. Hoffentlich geht das in Ordnung. Ich habe jetzt gute Hoffnung für mich. Endlich mal was Sicheres. Die Passage und andere Unkosten werden wir wohl auf die Dauer zusammen betteln. Du bist ja jetzt auch schneller erreichbar. Wenn Du dann auch die Eltern holst, werden wir ja um dieselbe Zeit ungefähr fahren. HAPPY END, wenn alles gut geht.

In einem der letzten Briefe sagtest Du was von Verwirrung des Geistes und Zusammenbruch alter Ideale. Ich hoffe, dass es Deine judentümlichen Ideale waren. Vielleicht lässt Du Dich mal zu einer konkreteren Aussage herab. Es würde mich enorm freuen, wenn Du den Irrsinn eingesehen hättest und Deinen Einfluss auch bei Deinen Bekannten daraufhin wirken ließest. In unserer Lage würdest Du ganz bestimmt geschwenkt haben. Eure Gemeinschaft kann ja genauso gut einen allgemein menschlichen und bildenden Zweck als Hauptgrundlage, ohne das jüdische Blech, schaffen. Es ist sehr schade, dass ich so wenig Anregung und Führung auf vielen Gebieten habe. Hauptsächlich entbehre ich aber Sport und die Kameradschaft unseres alten Kreises.

Alles Gute an Dachs, und er möchte doch mal einen Zettel mit einlegen über sein persönliches Leben. Ich wünsche, wir wären schon weiter, obwohl manches hier hochinteressant und befriedigend ist.

Brief von Helmut vom 10. September 1940

Cara Editha,

vor dem Thema Wahrheit brauchst Du keine Angst zu haben, ich schreibe Dir alles rücksichtslos. Ich sehe nämlich nicht ein, warum ich Dich aus falschem Gefühl schonen soll. Denn ich glaube, dass durch unser Kontakthalten nicht nur die lichten, sondern auch die dunklen Punkte unseres Lebens erreicht werden. Auch Du solltest in Deinen oft etwas sehr rosig gefärbten Visionen sparsamer und vorsichtiger sein. Ein himmelhochjauchzender Brief erweckt in uns die größten Hoffnungen, und wenn dann der nächste nicht im selben Stil ist, werden wir automatisch deprimiert. Dass Kurt so festsetzt ist schade, aber er muss sich genauso wie wir auch durchbeißen. Vielleicht kommt er jetzt doch zwangsläufig nach Argentinien? Ich mache mir absolut keine Sorge um meine Lage. Wenn's klappt, desto besser, wenn's nicht klappt, komm ich auch schon fort. Wir sind alle drei im Moment guter Stimmung und vertrauen nicht ganz begründet auf das Morgen.

Tutzi ist nachts still eingeschlafen. Wolfs Adresse ist in Enschede/Holland. Herr Wolf ist noch im Betrieb. Ola hilft im Haushalt, von Lia haben sie keine Ahnung. Ola ist wohl durch die Tragik reifer und älter geworden. Vor kurzem sandten sie uns ein Paket. Nun kannst Du Dich über Mangel an Informationen von uns nicht mehr beklagen. Ich bin nicht nur oft, sondern immer so vermessen, mich auf unser hoffentlich baldiges Beisammensein zu freuen.

Hasta la vista Helmut

Brief von Helmut vom 17. November 1940

Deinen Brief vom 30. Okt. erhielten wir gestern. Du siehst, Dein Wunsch ist mir Befehl. Zuerst mal 2 herzliche Glückwünsche: 1. zur Staatsbürgerschaft, die Du ja wohl am 14. erhalten hast und 2. Zur nun wohl eingetroffenen Gehaltserhöhung. Dein Chef ist ja hoffentlich ein generöser Mann. Wenn Du noch mal Stefan Zweig siehst, dann bestell ihm einen Gruß, sein Buch „Fouche“ hat uns blendend gefallen. Wir lesen alle sehr viel und entwickeln uns langsam zur Intellektuellenfamilie heran. Du natürlich im ganz großen Rahmen, wie wir entnehmen. Wir hier durch Vaters eifriges estudio de espanol. Jedenfalls scheinst Du den richtigen Posten erwischt zu haben, der Dich endlich ideell und wie es aussieht auch materiell befriedigt. Wir haben uns mit dem Hilfsverein in Verbindung gesetzt und Fragebogen ausgefüllt. Doch rate ich Dir, Dich in keinem Fall auf Hilfe von hier aus zu verlassen. Der Hilfsverein hat bisher noch keinem geholfen, ja in mehreren bekannten Fällen die Auswanderung verdorben oder verzögert. Also musst Du von drüben allein alles schaffen. Das ist uns natürlich unangenehm, aber mit den hiesigen Hilfsstellen ist auf keinen Fall zu rechnen. Glaube uns das bitte unbedingt.

Vergesse bitte nicht, immer von Kurt zu schreiben, wenn Du von ihm hörst. Über unser Durchhalten kannst Du unbesorgt sein. Die längste Zeit haben wir hinter uns, und durch Deine Einbürgerung ist ja eine reelle Einwanderungsgrundlage geschaffen, die heute sehr wenige Menschen hier haben. Es gibt einen neuen Passageweg: Stuttgart – Barcelona per Luft. Barcelona – Lissabon per Bahn, und von dort mit dem Schiff. Ob er aber zu unserer Zeit noch besteht, ist natürlich fraglich. Sonst sind wir gesund und abgesehen von vorübergehenden Depressionen guter Laune und freuen uns über Deinen Aufstieg.

Viele Grüße Helmut



Helmut

Helmut (2. v. l.) und seine Freunde von der Jugendgruppe in Krefeld.
Links: Georgy (Georg Kaufmann).

Brief von Helmut vom 26. Januar 1941

Du weißt sicher, dass das hiesige amerik. Konsulat Erleichterungen der Visaerteilung geschaffen hat. Wir haben daraufhin an Ruth Kauders um eine Bürgschaft telegraphiert und heute Morgen Antwort erhalten, dass die Bürgschaft mit Luftpost abgeht, wenn sie meine Adresse hat, die sie anscheinend verloren hat. Dasselbe Kabel kam an Herrn Hirsch, für den gleichfalls ein Affidavit fertig ist. Die Sache scheint also zu klappen und zwar verhältnismäßig schnell. Da stehe ich also wie Herkules selig am Scheideweg, Que faire? Dass ich die schnellste Möglichkeit beim Skalp packe, steht ja außer Zweifel. Den Berechnungen nach kommen aber beide Sachen ungefähr zusammen an. Bevor ich Dich um Deine Meinung frage, müssen wir nun wissen, ob ich bestimmt von Argentinien genehmigt werde, andernfalls ja alle Probleme überflüssig sind. Meine Ansicht folgt:

- 1.) USA: Ich spreche besser englisch als spanisch, habe also größere Chancen, da ja die Sprache meine einzige Berufsausbildung darstellt. Außerdem ist in USA im Moment die Wirtschaftslage wohl besser als bei Euch.*
- 2.) Argentinien: Ich bin zusammen mit Euch, und dadurch ist das Leben billiger weil ich mit verdiene. Und welche konkreten Vorschläge hinsichtlich des Arbeitsplatzes kannst Du mir machen?*

Ich kann ja auch von USA für die Eltern mit sorgen. Außerdem ist die Reise nach USA billiger, und ich liege nicht so auf Deiner Tasche. Zu Deiner Kenntnisnahme noch: Ich bin kein Handwerker und bin nicht für einen rein handwerklichen Beruf. Das soll beileibe nicht heißen, dass ich keine manuelle Arbeit tun möchte, im Gegenteil, nur keine brav bürgerliche Handwerkerexistenz, alles andere lieber. Du wirst mich ja verstehen, 3 Jahre Lehrzeit usw. Mein Endziel ist in any case Argentinien. Natürlich kann man im Voraus keine Garantien und Versicherungen abgeben, da das Schicksal eine mehr als unergründliche Dame ist. Du siehst jahrelang nichts und nun die Auswahl. Sehr seltsam außerdem, dass in dem Moment, wo ich einen Mittelsmann in USA brauche, Ruth Kauders erscheint und die Richtige ist.

Vor allen Dingen schreibe uns bald genau über meine Llamada und Deine Meinung über die Sache. Wir warten jetzt das Affidavit ab und fangen dann an zu arbeiten. Vorher ist nichts zu tun. Wenn wir Deine Passagehilfe nötig haben, kriegst Du ein Kabel. Du kannst Dich ja schon mal nach Moneten umgucken. Edith Hirsch teilte uns mit, dass Kurt glücklich und zufrieden ist, sein gutes Auskommen hat und mit Lias Mann zusammen ist. Wir waren ordentlich froh. Deinen Brief vom 18. Dezember erhielten wir. Deinen angekündigten Bericht über unsere Sache noch nicht. Schreib bald. Gruß an Dachs.

Brief von Helmut vom 23. März 1941

Deinen Brief vom 7. Febr. haben wir erhalten, ebenfalls Deinen Brief mit den Kopien von der Imigracion usw. Dass die Gänge zum Konsul nutzlos waren, wirst Du inzwischen wohl schon wissen. Er sagte alles müsste von Dir und der Imigracion aus betrieben werden. Dass Dein 1. Antrag abgelehnt ist, war natürlich ein Schock für uns, von dem wir uns aber mittlerweile erholt haben. Da Du selbst so großes Vertrauen auf Deine Pediclo setzt, müssen wir es ja auch tun. Und sonst wirst Du ja alles und immer wieder versuchen, nicht wahr? Die Argentinier sind doch ein unzuverlässiges und klebriges Volk. Hast Du von Kurt Nachricht. Jetzt versucht ein Simon von hier nach drüben zu kommen. Llamada ist da. Von ihm haben wir einige Informationen bezüglich Passage erhalten. Für die Schiffsreise 115 Dollar pro Kopf als billigstes, dann ca. 100 Dollar für Bordgeld, Gepäck, Aufenthalt in Spanien und Portugal. Seine Kinder haben sich das Geld auch geliehen. Einige seiner Bekannten, die gleichzeitig mit ihm die Llamada erhielten, sind schon weg, da die Passage in Argentinien gebucht wurde. Wenn es durch den Hilfsverein geht, dauert es länger, und wenn der H. V. die Passage bezahlen sollte, wird man alt, grau und auswanderungsunfähig darüber. Also Du oder Kurt müsst schon sehen, dass Ihr das Geld auftreibt. Von USA sind noch keine Papiere hier, ich glaube auch, dass sie zu spät kommen, da sich die politische Situation ja sehr zuspitzt. Also Geduld und Warten. Fatalismus und Kismetglauben hilft einzig.

Vorgestern bin ich nun 18 Jahre geworden, und Vater hat mich für reif erklärt. Ola schickte ein Päckchen, sehr nett, nicht wahr? Sogar die Chefs hatten sich des weltbewegenden Umstandes in Form einer Gehaltserhöhung und ein Paar Manschettenknöpfe erinnert. Dein Geburtstagsbrief wird wohl noch kommen. Die Ollen haben mir spanische Sprachbücher geschenkt.

Wir haben jetzt bei einem netten Italiener Unterricht, der uns gut hilft. Sprachen lernen ist ja die einzige Ausbildung, die ich hier genießen kann, da ich kein Landwirt oder Handwerker werden möchte. Englisch spreche ich fließend und Spanisch zur Verständigung. Jetzt möchte ich schließen und wünsche Dir alles Gute und herzliche Grüße an Kurt und Dachs. Tu petit frère Elmoto



Postkarte der Eltern vom 22. November 1941 an Edith.
 Die Karte trägt den Zensurstempel mit Hakenkreuz des Naziregimes:
 "Oberkommando der Wehrmacht – geprüft".

Brief der Eltern vom 14. April 1941
 („Abs. Sigmund Isr. Zanders, Krefeld, Dreikönigen Str. 30“)

Ostermontagnachmittag 4 ½ Uhr, ich sitze allein in der Klausur, Mutter und Helmut sind zu Daniels nach Linn, und da ich nun mal ungestört bin, so will ich versuchen, mich mit meinem Töchterlein ein wenig zu unterhalten. Dein Brief vom 26. II. gelangte in unseren Besitz und haben wir vom Inhalt desselben mit Bedauern, wenn auch nicht mit Verzweiflung Kenntnis genommen. Wenn Du schreibst, die Überfahrt kannst Du nicht beeinflussen, so Sorge nur einmal, dass die Llamaden kommen, denn dieses ist doch mal vor allen Dingen der Knotenpunkt, alles andere regelt sich dann in zweiter Linie. Wenn Du wirklich schon mal einen ablehnenden Bescheid hast einstecken müssen, nicht nachlassen, immer und immer wieder heran, denn nur der Aushälter gewinnt. Ich wundere mich nur über meine Tochter mit all ihren Beziehungen. Lassen Dich denn Deine Freunde so im Stich? Dann war die Freundschaft auch nicht von Herzen, denn von Herzen kommende und ehrliche Freundschaft beweist sich erst in der Not. Liebe Edith, ich frage mich nur immer wieder, wie andere es denn fertig bringen. Heute Morgen hörte ich hier bei Daniel von seiner Schwägerin Frau Selig aus Dortmund, die im Augenblick zu Besuch ist, dass in ihrem Hause in Dortmund fünf Leute die Llamaden erhalten haben. Frau Selig ist inzwischen durch ihren Mann auch in der glücklichen Lage, und wird dieselbe auch bald dort landen. Also ich bitte Dich, immer wieder versuchen und nichts unversucht lassen. So damit wäre dieses Kapitel erledigt. Und nun zu Helmut; obschon Ruth Kauders Helmut's Affidavit schon lange avisiert hat, ist es bis heute noch nicht hier, vielleicht setzt Du Dich von

dort noch einmal mit Ruth in Verbindung und fragst einmal an, wann denn die Papiere von USA abgegangen sind. An sich müssten dieselben längst hier sein, möglich ist ja auch, dass man mit Verlust auf dem Transport rechnen muss, in diesem Falle muss die ganze Sache wieder aufgegriffen werden. Was hörst Du von Kurt? Es ist ja auch Pech, dass derselbe noch in seiner alten Stellung ist, hätte er zurzeit die neue Stelle angetreten, dann wäre vielleicht die Situation für uns eine andere.

Von uns kann ich Dir gute Nachrichten geben, ich lerne tüchtig spanisch, damit ich, wenn ich hoffentlich bald nach dort komme, Dir keinen Kummer mache. Sonst verbringen wir unsere kurzen Tage mit häuslicher Arbeit und was sonst so zu tun ist im ewigen Gleichschritt dieses Daseins. Und nun mein liebes Kind, in der Hoffnung, recht bald günstigere Nachrichten von Dir zu erhalten, und damit Mutter sieht, dass ich ihr auch noch Platz in diesem Brief gönne, will ich meine Leviten beenden; wie immer auch heute weiter alles Gute verbunden mit herzlichen Grüßen und Küssen in alter Frische Dein treuer Vater.

Brief von Helmut vom 8. Juni 1941

Deinen Brief vom 20. Mai erhielten wir heute. Inzwischen hat Ruth ein Telegramm erhalten, in dem ich ihr den wahrscheinlichen Verlust der Papiere mitteilte und um Erneuerung bat. Aber selbst wenn diese neue Bürgerschaft in Ordnung ist, kann ich nicht fort, da die Schiffsplätze auf weite Sicht schon belegt sind, ich glaube, bis Frühjahr nächsten Jahres. Und eine solche lange Zeit kann man ja erfahrungsgemäß nicht vorhersehen.

Nach Südamerika ist die Sache nicht so schwierig. Der Düsseldorfer Konsul hat sein Konsulat nach Bremen verlegt und macht bisher keine Schwierigkeiten bezüglich Visaerteilung.

Im Moment auszuwandern ist eine Qual, da jede Stunde neue Steine in den Weg wälzt und auch jede Stunde eine Überseeemigration unmöglich machen kann.

Ich persönlich rechne auf mein Fortkommen erst nach Beendigung des Konflikts. Georg, der auch seine USA-Papiere in Ordnung hat, kann nicht hin, weil seine Verwandten die Passage nicht finanzieren wollen. Es geht ihnen, wie Du sicher durch Ruth weißt, gut. Ihre Zeit ist nicht verloren, weil sie für ihre Zukunft arbeiten können. Ich versuche auch zu tun, was in meiner Macht steht. Ich lerne noch eifriger Sprachen, lese viel Zeitungen und Zeitschriften, denn ich weiß nun endlich, was ich werden will: Journalist. Du wirst wahrscheinlich über die überspannende Idee grinsen. Aber ich habe ein Ziel und will es erreichen, und ich glaube, dass es für meine geistigen und charakterlichen Eigenschaften das Passendste ist. Sie sind noch immer dieselben, nur noch ausgeprägter als früher. Es wird ein langer und zäher Kampf sein, aber das bin ich ja gewöhnt.

Grüße Kurt und schreib mal was von ihm, ebenfalls Dachs. Elmoto

Brief von Helmut vom 16. August 1941

Cara Edita.

Nicht allein in der Schrift kopiere ich Kurt, auch in Gang und Bewegungen. Allerdings ohne Absicht, dazu habe ich gar keine Zeit und Lust. Aber wenn ich irgendeinen langen Botengang fahren muss, oder meine Gedanken sonst nicht beschäftigt sind, schwelge auch ich in den Sphären eines Zusammenlebens, eines permanenten Gedankenaustausches und solcher beglückenden Sachen mehr, denn ich glaube, ich bin mittlerweile reif genug, mit Euch geistig kooperieren zu können. Allerdings sind solche hohen Flüge in die Zukunft seltene Feierstunde, die schnell in dem Morast mehr oder weniger beschissener Wäsche versinkt. Aber über allem leuchtet doch die Realität eines raum- und zeitüberbrückenden Zusammengehörigkeitsgefühls, das auszuleben und zu erleben eines Tages mal Lohn für den Schicksalskampf ist, der keinem von uns erspart blieb.

Du möchtest gerne meine konkreten Berufspläne wissen. Wenn ich herauskomme, werde ich tagsüber arbeiten und dann abends Kurse an einer Universität besuchen. Hauptsächlich um Sprachen und Wirtschafts- und Völkerkunde zu studieren. Du liehst richtig, ich sehe mein Aufgabengebiet mehr auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Vielleicht findet sich auch ein Dummer, der mich ganz studieren lässt, aber das sind alles Pläne. Vielleicht gibt die Zukunft mir andere Chancen. Sprachen lerne ich mit Eifer, Englisch kann ich ohne Übertreibung ziemlich fließend. Ich lese viel in Englisch. In Spanisch habe ich die Grundlage, kann mich verständigen und habe das Fehlende schnell erreicht, wenn ich in einem Lande mit spanischer Sprache bin. Mein Französisch ist allerdings verschüttet, jedoch nicht verloren.

Ich schreibe auch schon mal. Für Gunters Zeitung aber alles ungeeignet aus technischen Gründen, you see. Doch wenn ich mal einen passenden Beitrag habe, bekommst Du ihn zur Beurteilung und Verwendung. Du siehst, dass ich selbstsicher bin. Aber Überheblichkeit ist nun mal Grundzug meines Wesens, und andere Komplexe sind für unsere Situation geistiges Gift. Ich habe oft wundervolle Unterhaltungen mit meinem Spanisch Lehrer. Italiener, Akademiker, Literat, 30-jährig, faszinierende Erscheinung mit dem Charme und den guten Manieren des Südens. Ein Mann für Dich. Er schreibt auch, künstlerisch-psychologisch allerdings und hilft mir zu mancher neuen Perspektive und Fragestellung. Er ist auch der einzige Partner, den ich habe, und unsere Gespräche gehen auf Kosten meiner Lektionen. Aber sie sind fast noch notwendiger als diese. Sonst bin ich aber nach 10-stündiger verhasster Arbeit zu müde zu geistiger Arbeit, habe auch kein Material und bin froh, wenn ich nicht über den Sprachbüchern einschlafe, zumal unsere Nächte auch nicht immer ungestört verlaufen. That will do for today. I think we could talk and discuss together for month but we have to be patient. This time will come. So long, regards to Dachs and my love to you and Kurt.

Brief von Helmut vom 17. Oktober 1941

Liebe Edith,

diesmal ein aktuelles, sehr aktuelles Problem. Ist denn überhaupt nicht zu managen, dass die Eltern zu Dir können. Du weißt ja sicher, dass unsere Situation immer unhaltbarer wird. Wir haben noch einmal sehr viel Glück gehabt, ein fast unglaubliches Glück. Du musst jetzt allen Stolz und alle Konventionen überwinden und wirklich betteln um das Geld und um die Papiere und Deine ganzen Beziehungen aktivieren und mobilisieren. Ich kann verstehen, dass es Dir schwer fällt, aber es geht um Vater und Mutter und muss fertiggebracht werden. Lass mich bitte

aus dem Spiel, da ich nicht mehr fort kann und ich mit meinem Schicksal fertig werde. Ich bin jung und elastisch und werde die seelischen und physischen Mühen überwinden. Ich vertraue auf Deine geistigen Kräfte und hoffe, dass Du Llamaden und Passage bekommst. Wir sind in keiner Weise deprimiert, sondern ruhig und gefasst, sodass ich mich über Vater und Mutter sehr angenehm wundere. Aber sie setzen ihre ganzen Hoffnungen auf Dich, und Du musst sie erfüllen. Wir hätten Dir gerne diese neuen Sorgen erspart, aber Du bist ja doch zu sehr mit unserem Los verkettet, dass Du nicht darunter zu leiden hättest. Aber durch Sorgen und Kampf werden wir erst reif und menschliche „roche de brouce“.

Kämpfe, Edith, gegen den moralischen Schuft in Dir und für unsere Eltern, denn solcher Kampf, seelisch und materiell macht das Leben erst reich und edel. Ich erfahre das jeden Tag aufs Neue. Unsere Gegenleistung ist Zähigkeit gegen alle äußeren Einwirkungen und Unnachgiebigkeit gegen den oben genannten inneren Schuft. Wir halten durch, Sorge Du, dass es Zweck hat. Es mag alles dieses pathetisch klingen, aber ich finde keine anderen Worte, und ich hoffe, Du wirst mich verstehen und darin keinen Vorwurf gegen Deine bisherigen Bemühungen sehen, sondern nur frischen Mut für Deinen kommenden Zweifel.

Keep smiling in spite of all troubles Dein Helmut

Herzliche Grüße u. Küsse Tante Selma

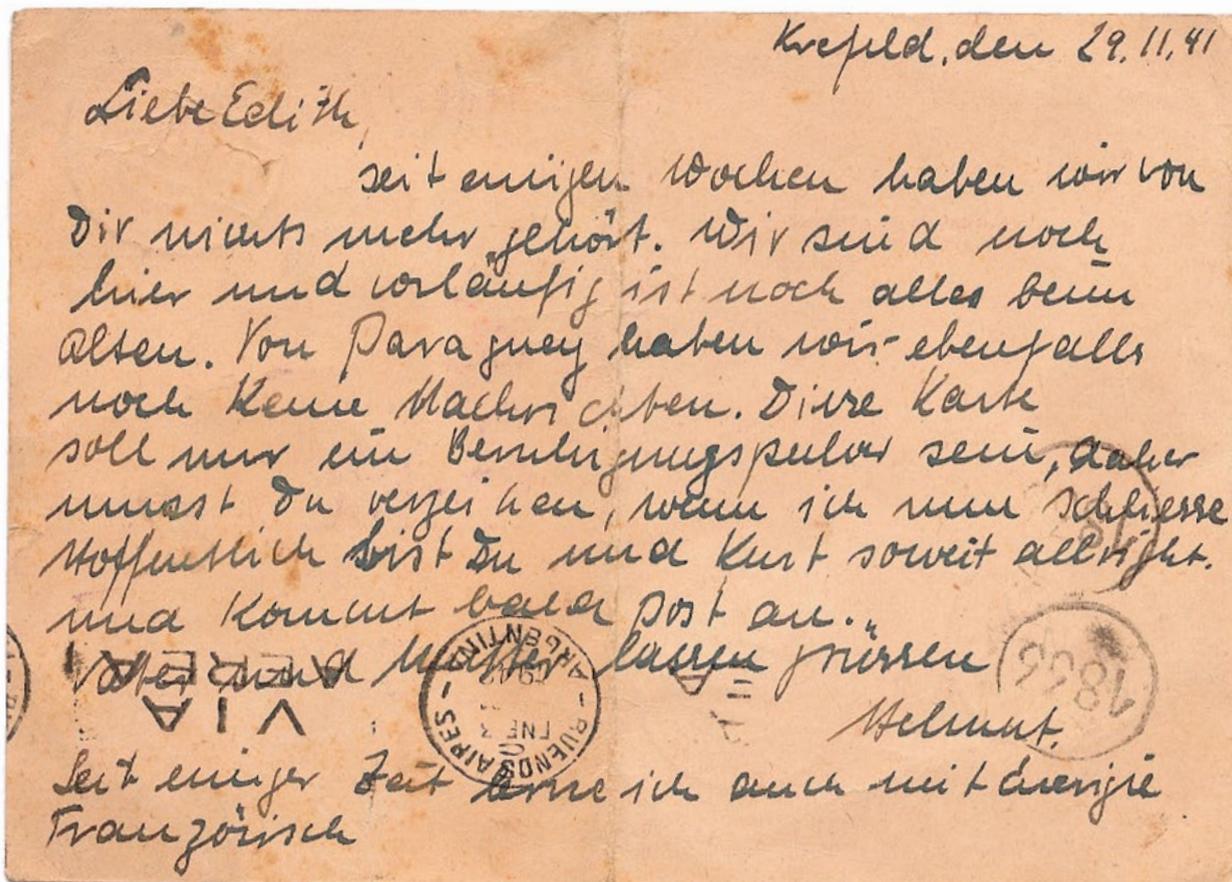
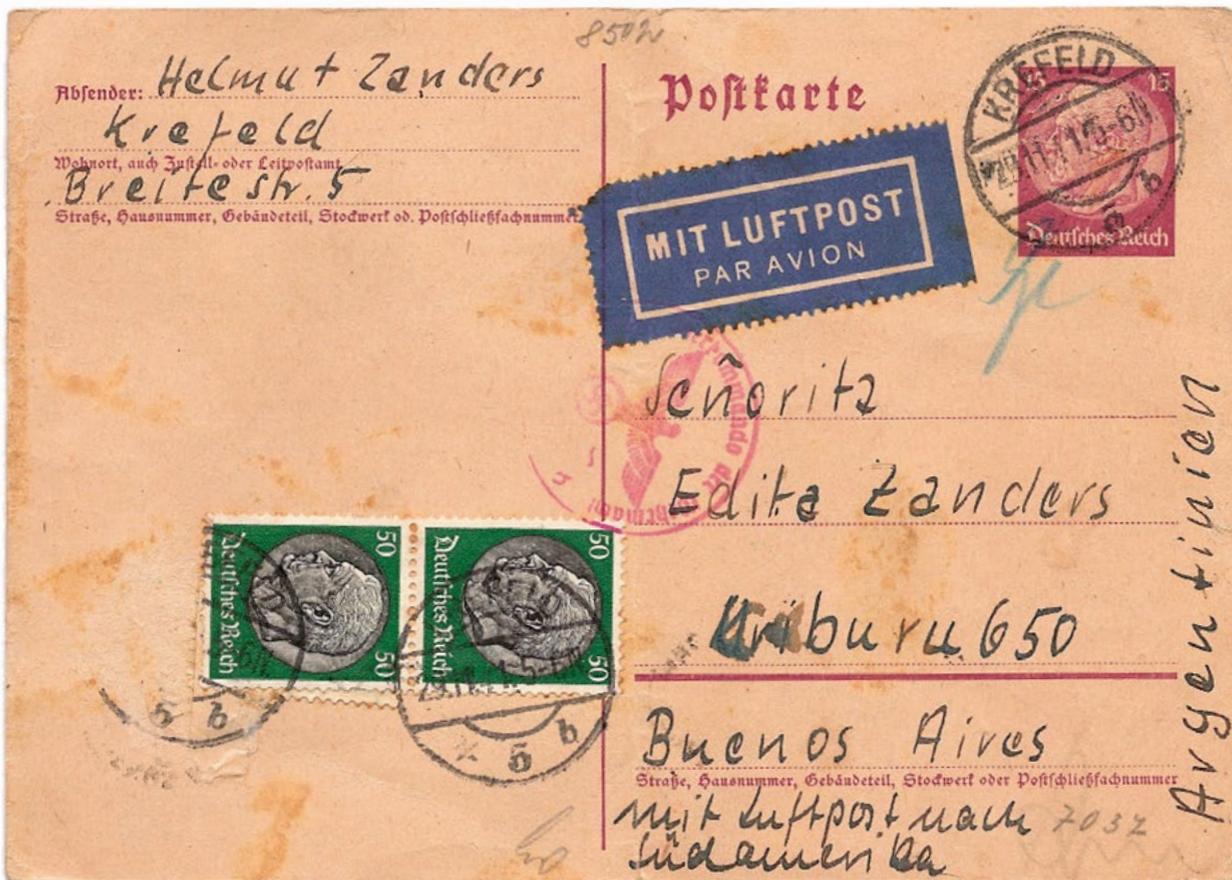
Meine liebe Edith.

Einige aufregende Tage sind hinter uns. Viele Leute gehen am 26. 10. (41) nach Polen, Litzmannstadt früher Lodz. Wir waren mit vorgesehen, sind jedoch in letzter Minute zurückgestellt worden bis zum nächsten Transport. Wenn wir jetzt bald im Besitze der Llamaden wären, dann könnte es sein, dass wir bis zur endgültigen Ausreise bleiben dürfen. Das sind die zwingenden Gründe, weshalb Helmut so bittet. Ich weiß bestimmt, dass Du nichts unversucht gelassen hast, und das muss soweit geschafft werden. Trotz alledem sind wir gesund und hoffen, die Kraft zu behalten wie jetzt. Onkel Hermann war einige Stunden hier. Tante Selma hat bis Sonntag Urlaub. Sei für jetzt herzlich begrüßt von Deiner Mutter.

Herzliche Grüße und Küsse Vater

Meine liebe Edith.

*Ich habe zwar meine Grüße an Mutters Brief angeschlossen, inzwischen kommt Dein Brief vom 3. Okt. in meinen bzw. unseren Besitz. Wir freuen uns immer und warten auf einen Brief von Dir, aber in letzter Zeit sind Deine Schreiben belanglos, so inhaltslos. Du schreibst nicht über unsere Llamaden, über eine Einreise, es scheint mir, dass das Thema Einreise nach dort ganz nebensächlich behandelt wird. Wenn Du wüsstest, wie nötig es wäre, würdest Du alles aufbieten. Ich bin überzeugt, dass Du gearbeitet hast, aber jetzt heißt es, alle Register zu ziehen, und ich hoffe, Dein nächstes Schreiben ist etwas interessanter und von realen Punkten aufgebaut. Zuerst Sorge jetzt einmal, dass wir in den Besitz von Llamaden kommen, das Nächste findet sich dann an zweiter Stelle. Du schreibst immer von Deinen einflussreichen Freunden, also bitte, jetzt heißt es antreten, und die Freundschaft soll sich beweisen, denn richtige Freundschaft beweist sich in der Not, und die Not ist hier am Mann. Ich hoffe, Du verstehst mich und handelst jetzt energisch. Für heute wie immer alles Gute und herzliche Grüße und Küsse
Dein treuer Vater*



Postkarte von Helmut vom 29. November 1941.
Auch diese Karte trägt den Zensurstempel.

Brief der Eltern vom 8. November 1941

Meine liebe Edith,

Wir hatten am 2. 11. Dein Kabel erhalten. Es wurde uns ganz komisch, als wir den Inhalt gelesen haben. Es ist ein Lichtblick für uns. Wenn es uns gelingen sollte, dass wir alle drei die Ausreise antreten könnten, dann wären wir überglücklich. ...

Der letzte Brief der Eltern vom 7. April 1942

Meine liebe Edith!

Ostern hätten wir glücklich überstanden, es ist heute Dienstagnachmittag 5 Uhr, und bin ich allein zu Hause, Mutter ist in die Stadt und Helmut zur Arbeit, ich arbeite heute noch nicht. Nun will ich versuchen, mich eine kleine Weile mit Dir zu unterhalten. Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief. Vor allem möchte ich Dir mitteilen, dass wir alle Drei gesund sind und uns in unserer Häuslichkeit einrichten so gut es geht. An Neuigkeiten, was Krefeld betrifft, gibt es nicht viel. Inzwischen sind Onkel Herrmann und Tante Lilly umgezogen und Tante Selma ist nicht mehr in Düren, sondern in Kirchberg bei Jülich. Die beiden Mädchen aus Wassenberg sind ebenfalls fort und Tante Mina im Altenheim in Aachen. Meine Geschwister aus Lobberich und Herrath sind auch fort, so ändert sich im Laufe der Zeit immer etwas.

Was machst Du eigentlich und hörst Du etwas von Kurt? Schreibe mal alles ausführlich, es muss doch auch möglich sein, von dort aus zu schreiben, sicherlich wird der Brief lange unterwegs sein, aber erreichen muss er uns doch einmal. Hier vergeht ein Tag wie der andere, und sind wir froh, wenn wir unserer Arbeit in Ruhe und Frieden nachgehen können. G. s. Dank ist der lange und strenge Winter zu Ende. Langsam scheint die Sonne wieder, die Tage werden also wieder schöner. Dieses Mal hatten wir einen Winter wie noch nie, eine riesige Kälte, und lange hat er sich bei uns aufgehalten. Die weiteren Erzählungen möchte ich Mutter überlassen und bin schon froh, zwei Seiten beschrieben zu haben. Ehrlich gesagt, mir fehlt die nötige Routine zum Briefe schreiben, Mutter kann das besser. Also, mein I. Kind, für heute deshalb Schluss, weiter wie immer alles Gute.

Herzliche Grüße und Küsse

Dein tr. Vater

Meine liebe Edith,

und was soll ich Dir jetzt noch schreiben. Der Gedanke, dass dieser Brief Monate lang unterwegs ist, hemmt einen sehr. Vielleicht ist der Inhalt dann schon nicht mehr wahr. Im Januar hatten wir durchs Rote Kreuz geschrieben eine Rückantwort ist bis heute nicht eingetroffen. Trotz alledem beschäftige ich mich sehr stark mit Dir und auch mit Kurt, oft glaube ich, Ihr müsst das spüren. In unserem Leben hat sich bis heute nichts verändert. Ich wäre schrecklich gerne mal zu Tante Selma gefahren, besonders wo sie jetzt allein ist und ihren Wohnsitz weiter verlegt hat. Aus technischen Gründen ist es aber nicht möglich. Sie schrieb neulich, ich sollte mir ein Beispiel nehmen, sie sei trotz allem stark, besonders da die anderen jetzt nicht hin könnten. Aber ob sie dort nicht schon immer gewesen wäre.

Heinz ist, glaube ich, eine gute landwirtschaftliche Kraft. Marianne ist Sekretärin in einem Geschäft. Sieh Edith, diese Kinder sind alle feine Menschen geworden, das sehen wir am besten an Helmut. Er ist uns tagtäglich eine große Stütze. Ich glaube heute, es sollte so sein, dass er 9 Jahre jünger ist als Du und Kurt und auch, dass er hier ist. Vor einigen Wochen sind verschiedene Luftpostbriefe von B. A. hier angekommen, leider war von Dir keiner dabei. Hast Du mal an Lore geschrieben? Es ist für uns nicht ratsam. Nun meine Liebe, sei Du recht herzlich begrüßt und geküsst von Deiner Mutter. Helmut ist bei der Arbeit. Vorläufig grüße ich mal für ihn.

Der letzte Brief von Helmut an Karola Wolf (Ola) vom 19. April 1942, drei Tage vor der Verschleppung über Düsseldorf nach Izbica / Polen am 22. April 1942.

Liebe Ola,

Du wunderst Dich wahrscheinlich, dass ich schon wieder schreibe, aber nun musst Du dafür auch lange Geduld haben. Wir werden nämlich Dienstag abreisen, alle 3, nebst Euren sämtlichen übrigen Bekannten hier. Seltsamerweise sind wir alle unbekümmert und optimistisch. Ob es die strahlende Sonne oder das Bewusstsein, den Sommer vor sich zu haben, bewirkt? Jedenfalls haben meine Eltern mich durch ihre exzellente Haltung angenehm überrascht. Und irgendwie, Ola, wird es schon klappen. Ich persönlich bin nicht im Geringsten down. Im Gegenteil, so beschämend es an sich ist, ich freue mich ein kleines bisschen. Freude, dass die ekelhaft monotone Zeitspanne des Wartens vorüber ist, Erwartung des Unbekannten der nächsten und späteren Zukunft. Es ist, als ob das Leben beginnt, wenn auch unten, auf dem Boden, aber ich besitze den Willen, die Höhen zu erreichen und bin im Übrigen immer wieder Fatalist. Schicksalsgläubig, im guten Sinne aber.

Liebe Ola, werde schnell wieder gesund, wenn Du es noch nicht bist, grüße Deine Eltern von uns und bleibe im gemeinsamen Gedanken an unsern lieben Toten weiter mein Freund Helmut

(Deportation nach Izbica/Polen am 22. April 1942. Weitertransport ... bis Oktober 1942. Dokumentation Ingrid Schupetta, Krefeld 2004, der Hrsg.)

Der letzte Brief von Edith an die Eltern und Helmut vom 25. Juli 1942.
Der Brief kam zurück mit dem Vermerk: „Abgereist, ohne Angabe der Adresse“, mit Stempel „Krefeld 22. 10. 42“.

Meine Lieben, vor ein paar Tagen habe ich Euren Brief durch das Rote Kreuz bekommen und mich unsagbar damit gefreut. Es war seit einem halben Jahr die erste Nachricht von Euch. Ich habe auf der Rückseite geantwortet. Aber hoffentlich habt Ihr inzwischen einige meiner Briefe bekommen. Besonders an Deinem Geburtstag liebe Mutter habe ich sehr sehnsüchtig gedacht, dass ich wissen möchte, wie es Euch geht. Wenn dieser Brief irgendwie zu Deinem Geburtstag ankommt lieber Vater so sollst Du wissen, dass ich immer noch nichts sehnlicher wünsche, als Euch wieder bei mir zu haben, Euch und Helmut. Oft und oft denke ich an Euch, und oft träume ich von Euch. Von Kurt habe ich regelmäßig Nachricht, es geht ihm gut, er arbeitet viel und fragt in jedem Brief nach Euch und Helmut. Manchmal schreibt Marianne, die in einem Hotel arbeitet, und der es gut geht. Mit Erna, Ruth und Anneliese ist er oft zusammen und mit allen dreien gut befreundet. Unser Kurt ist mit Claire Leven zusammen, die ihn ein bisschen bemuttert. Eine Frau, die sein Leben mit ihm teilen soll, hat er noch nicht gefunden, es ist wohl für uns alle eine zu unruhige Zeit, um Träume von persönlichem Glück zu träumen. Von mir sollt Ihr wissen, dass ich noch meine Arbeit habe, die mir nach wie vor Freude macht und bei der man mich selbständig handeln lässt. Daneben gibt es immer noch den Mann, von dem ich Euch schon manchmal geschrieben habe. Er ist mir seit bald einem Jahr ein guter Freund, der mir oft und oft geholfen hat, wenn mir das alles ein bisschen zu schwer wurde. Was aus unserer Freundschaft wird, weiß ich noch nicht. Er ist 18 Jahre älter als ich und vom Leben nicht sanft angepackt worden. Da braucht man Zeit, um sich wieder mit einem Menschen zu verstehen. Aber ich habe zu ihm unerschütterliches Vertrauen und lass ihm Zeit sich mit mir und sich selbst zurechtzufinden. Wir sprechen viel von Euch, er kennt Euch schon recht gut, und wir versuchen mit vereinten Kräften, einen Weg hierher für Euch zu finden.

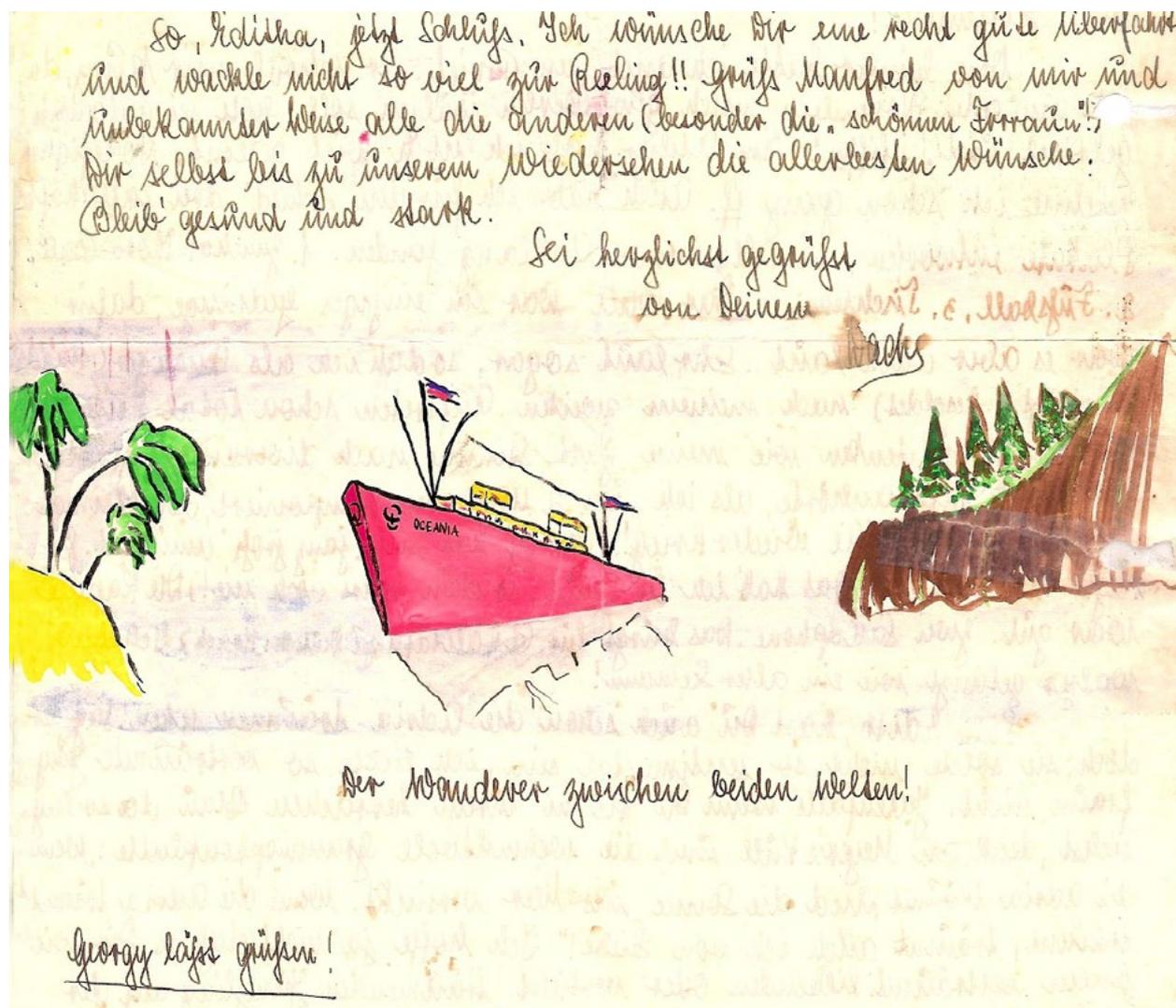
Ich hoffe, dass ich bald einmal wieder einen Brief von Euch bekomme und dass wir eines Tages die Zeit vergessen können, die wir getrennt waren.

In Liebe Eure Edith



Das Kuvert des letzten Briefs von Edith an Ihre Angehörigen in Krefeld, Stempel Buenos Aires 29. Juli 1942. Nach dem Abtransport der Familie in Konzentrationslager kam der Brief nach Argentinien zurück mit dem zynischen Vermerk: „Abgereicht, ohne Angabe der Adresse“. Der Klebestreifen oben links mit dem Vermerk „GEÖFFNET“ und drei Stempeln der Nazi-Zensur deutet darauf hin, dass der Inhalt des Briefes kontrolliert wurde.

Briefe zwischen Edith Zanders in Buenos Aires, Kurt Zanders sowie Freunden in aller Welt von 1938 bis 1948



Aus dem Brief von Dachs (Werner Isaacson) an Edith vom
24. Oktober 1938.

Inhaltsverzeichnis:

Brief von Dachs (Werner Isaacson), Krefeld an Edith vom 24. Oktober 1938

Brief von Kurt, Krefeld an Edith vom 25. Dezember 1938

Brief von Ilse Gimnicher, Krefeld an Edith vom 21. Dezember 1938

Brief von Edith an Ilse Gimnicher, Krefeld von Dezember 1938

Brief von Otto Strauß, Melbourne an Edith vom 11. Dezember 1938

Brief von Edith an Gerhard Neubeck von Januar 1939

Brief von Kurt London an Edith vom 23. Januar 1939

Brief von Edith an Gerhard Neubeck, Amsterdam von Februar 1939

Brief von Edith an Gerhard Neubeck, Amsterdam vom 7. Mai 1939

Brief von Gerhard Neubeck, Amsterdam an Edith vom 5. Juni 1939

Brief von Gerhard Neubeck, New York an Edith vom 22. Mai 1940

Brief von Edith an Kurt, London vom 4. März 1939

Brief von Edith an Otto Strauß, Melbourne vom 8. März 1939

Brief von Otto Strauß, Melbourne an Edith vom 7. März 1939

Brief von Karola (Ola) Wolf, Barnsley/GB an Edith vom 8. Januar 1939

Brief von Kurt, London an Edith vom 13. März 1939

Brief von Edith an Kurt, London vom 23. April 1939

Brief von Edith an Kurt, London und Ruth Kauders vom 20. Juni 1939

Brief von Edith an Ilse Gimnicher, Burnley/GB vom 17. Juli 1939

Brief von Edith an Kurt, London vom 2. Mai 1940

Brief von Ilse Gimnicher, London vom 20. August 1939

Brief von Rolf Exiner, Melbourne an Edith vom 26. Juli 1939

Brief von Otto Strauß, Melbourne an Edith vom 12. August 1939

Brief von Edith an Wilczek, Frankfurt von 1939

Brief von Hugo Becker, Barranquilla/Arg. an Edith vom 12. September 1940

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld von Januar 1939

Brief von Hannelore Daniels, Krefeld an Edith von März 1939

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld von 1. April 1939

Brief von Hannelore Daniels, Krefeld an Edith vom 30. April 1939

Brief von Hede Israel, Krefeld an Edith vom 7. Oktober 1939

Brief von Ruth und Hans, Windhoek/Süd-Westafrika an Edith vom 14. Februar 1939 (Nachname unbekannt)

Auszug aus Briefen von Ellen Wistinetzki, New York (später Oberlin/Ohio) an Edith vom 17. März 1939, 21. Juli 1939 und 12. Januar 1940

Brief von Kurt London an Edith vom 29. Mai 1940

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld von 1940

Brief von Edith an Ruth Kauders, London vom 25. Mai 1940

Brief von Edith an Ruth Kauders, USA vom 27. August 1940

Brief von Edith an Ruth Hess, USA vom 27. August 1940

Brief von Edith an Ruth Kauders, USA vom 6. April 1941

Brief von Edith an Heiner und Edith vom 29. Januar 1941 (Nachname unbekannt)

Brief von Hannelore Daniels an Edith vom 10. September 1941

Brief von Gerhard Neubeck, New York an Edith vom 6. Oktober 1942

Brief von Edith an Kurt, London vom 2. April 1945

Brief von Kurt, Brüssel/Belgien an Edith vom 30. August 1945
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Brief von Ilse Strauß-Gimnicher, Melbourne an Edith vom 6. Juli 1948
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Brief von Edith an Ilse und Otto Strauß, Melbourne vom 7. Juni 1948

Brief von Hannelore Daniels, Heer bei Maastricht/NL an Edith vom 17. September 1948

Die Briefe umfassen nicht die gesamte Korrespondenz aus dieser Zeit. Ein Teil der Briefe wurde im Ermessen des Hrsg. gekürzt. Die Briefe in Englisch wurden von mir als Hrsg. sinngemäß übersetzt.

Die gesamten Briefe werden in Grammatik und Orthografie möglichst so wiedergegeben, wie sie im Original vorliegen, lediglich offensichtliche Schreibfehler sind zugunsten einer besseren Lesbarkeit korrigiert, eigentümliche Schreibweisen sind dagegen beibehalten.

Brief von Dachs (Kurt Isaacson), Krefeld an Edith vom 24. Oktober 1938

Liebe Edith!

Deine Triester Adresse weiß ich zwar noch nicht. Aber da im Augenblick im Atelier geputzt wird, hab ich nichts anderes zu tun, und sobald ich Deine Adresse weiß, geht die Post ab (and never she returns - lt. Georgy). Ich hoffe, dass Ihr dort glücklich gelandet seid und ebenso „entlandet“ werdet. Sind auch die zehn Säuglinge (unter 21) mit? Hoffentlich!

Von Günther hatte ich auch ´nen Brief. Er schrieb mir kurz, dass ich am ersten November mich gen Berlin wälzen soll. Gott sei gedankt, gelobet und „jefiffen“. Im Atelier habe ich noch viel gelernt. Modefiguren zeichne ich schon ganz ff. Auch habe ich für den „Schild“ drei fabelhafte Plakate entworfen, die allgemeinen Anklang fanden. 1. Zunchas-Thora-Ball, 2. Fußball, 3. Tischtennis.

Der Ball war ein einziges Gedränge, dafür war es aber auch laut. Sehr laut sogar, sodass ich als Ansager (staatl. vereidigt u. besoldet) nach meinem zweiten Auftreten schon total heiser war. Du kannst Dir denken, wie meine zarte Stimme nach diversen alkoholische Getränken sich anhörte, als ich um 2 Uhr, sehr ramponiert, der Heimat entgegentänzelte. Nie wieder Krieg!! Georgy hat sich „janz jroß“ amüsiert. Er sagte nur immer: „Wat hab ich en Freud, so schön wars noch nie! Die Kapelle war gut, zwei Saxophone. Das bürgt für Qualität (zu Deutsch: Krach). Ich hab Walzer getanzt wie ein alter Seemann!

Liebe Edith, hast Du auch schon die Adria träumen sehen? Sag der doch, sie sollte nicht so sentimental sein, ich liebe so verträumte Jungfraun nicht. Jedenfalls, wenn Du sie in ihrem herrlichen Blau da so liegen siehst, denk an Meyer´s Kull und die wehmutsvolle Grammophonplatte: „Wenn die Adria träumt, und die Sonne ins Meer versinkt. Wenn die Adria träumt, träumt, träume auch ich von Liebe!“ Ich hoffe ja nicht, dass es Dir wie jenem verträumt liebenden oder verliebt träumenden Jüngling auf der Platte geht.

Sei herzlichst begrüßt von Deinem Dachs

Aus dem Brief von Dachs (Werner Isaacson) an Edith vom 24. Oktober 1938, einen Tag nach der Abreise der 2. Auswanderungsgruppe von Berlin über Triest nach Buenos Aires mit der „Oceania“.

Die Vorfreude auf seine eigene Auswanderung wird jedoch erschüttert durch die Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung ab 9. November. Dennoch erreicht auch Dachs nach längerer Wartezeit in Berlin im Mai 1939 das Ziel Argentinien mit der 3. und letzten Gruppe, der Hrsg.

„Tatsachen und Streiflichter, die aneinander gereiht einmal unsere Geschichte ausmachen werden.“

Kurt Zanders 1938

Brief von Kurt, Krefeld an Edith vom 25. Dezember 1938

Wir haben Deinen Brief vom 27. 11. mit den einliegenden Bildchen erhalten. Was Du über Euer tägliches Leben und Ergehen schreibst, ist sehr interessant, und es freut uns alle, wenn diese Berichte möglichst umfangreich und voll schönen Inhalts sind. Es war aber ein Abschnitt in Deinem Brief, der mich zwingt, meine Meinung dazu kund zu tun. Bevor ich aber starte, möchte ich Dir versichern, dass diese Erwiderung und Kritik ganz allein meine Ansicht sind. Die Eltern haben natürlich nichts damit zu tun und akzeptieren widerstandslos alles, was ihre kluge Tochter schreibt.

Ich will Dich nun fragen, wo der Sinn, von dem Du sprichst liegt, wenn man täglich etwas folgendes Bild vor Augen sieht: Menschen, die nicht wissen, wovon sie leben sollen, die keine Bleibe haben und bei ca. 15 Grad Kälte tagelang durch fußhohen Schnee laufen, um eine Unterkunft zu finden, die ihnen keiner geben kann, weil die meisten schon primitiv wohnen und in zwei Zimmern hausen. Menschen, die morgens früh mit Zittern und Bangen nach der Zeitung greifen, um zu erfahren, welches Glied ihnen nun wieder abgeschnitten wird, Menschen, die infolge des engen Lebensraumes, der ihnen geblieben ist, unweigerlich aneinander geraten und sich nicht bezähmen können und unduldsam sind. Die Reihe ist beliebig lang fortzusetzen. Rabbiner, Vorsitzende und Führer, die wie Ratten das sinkende Schiff verlassen, daneben Leute, die noch Geld haben und Kraft ihrer Mittel ihre Auswanderung bewerkstelligen können und daneben die große Masse, die tagtäglich ihren Untergang vor Augen sieht, die sich klammern an die Worte einiger Männer und deren Hoffnungen keine 24 Stunden dauern. Wo ist da ein Sinn, wenn Synagogen brennen und in ihnen „heilige“ Bücher? Wo bleibt die rächende Hand Eures „Gottes“. Und rundherum Weihnachtsfrieden, glänzende Lichter, freudige Menschen mit Paketen bepackt, und der Jude, der nach einem Friseur sucht, der ihm vielleicht noch die Haare schneidet.

Tatsachen und Tatsachen, die einen nach dem Sinn fragen lassen, Streiflichter, die aneinander gereiht einmal unsere Geschichte ausmachen werden. Bei alledem ist man für schöne Worte nicht empfänglich, sie verursachen das Gegenteil, als wie vom Schreiber gewollt.

Euer Sinn besteht darin, dass ihr doch nicht helfen könnt, Eurem Leben möglichst viele schöne und glückliche Minuten abzugewinnen. Alles andere ist schmückendes Beiwerk, das fällt, wenn die Fassade der Sicherheit und Konvention eingestürzt ist. Glaube mir, dass der Gottesglaube schwere Einbuße erlitten hat. Hätte man den Menschen den Ausweg gelassen, ihren Glauben zu wechseln, wie viele hätten es jetzt getan!

27. 12. Es sind jetzt zwei Tage vergangen, dass ich diesen Brief angefangen habe, und mein Zorn ist in etwa verraucht. Beim Durchlesen jedoch halte ich mein Geschriebenes aufrecht, aber was soll ich Dir mit mehr den Kopf vollhängen. Folge nur meinem Rat und schaffe Dir möglichst viele frohe Stunden. Es ist das einzige, was wirklich Sinn hat und lohnt. – Ich weiß nicht, wie weit die Eltern Dir über mich geschrieben haben. Ich habe wieder viele englische Schüler und noch mehr in Aussicht. Ich hatte ein schönes Weihnachtsgeschenk, nämlich per Telefon mit Ola (Karola Wolf) gesprochen. Sie fehlt mir mit jedem Tag mehr. Es ist eine verfluchte Scheiße. Das ewige sich Beugen und Zusehen aus Rücksichten anderen gegenüber.

Hätte man doch uns allen die Hoffnung genommen, und das ganze Problem wäre schnell gelöst.

Ich bin todmüde, und es ist schon wieder bald elf Uhr. Ich bin froh, vor lauter Arbeit nicht viel denken zu können. Die Gedanken, die sich so zwischen die Arbeit schieben, sind schon kraus genug. Hoffentlich werde ich meine Zeit hier immer noch ausfüllen können.

Brief von Ilse Gimnicher, Krefeld an Edith vom 21. Dezember 1938

Gestern überbrachte mir Dein lieber Vater Deine schriftlichen Grüße, und ich danke Dir sowohl für diese wie auch die vom Schiff gesandte Karte. Ich stehe nicht bedröppelt vor Dir, nicht geschrieben zu haben; denn die so plötzlich eingetretenen Ereignisse waren alles weniger, als zum Schreiben bestimmt, und der Kopf stand wirklich nicht danach, was Du Dir ja denken kannst, ohne dasselbe genauer zu erörtern. So bin ich denn nun ein wenig besser bei Stimmung; denn wenn man nicht selbst an sich Halt findet und sucht, bei meinen Mitmenschen finde ich ihn nur in sehr geringem Maße, und so habe ich manches in mich reinstecken müssen und auch jetzt noch. Aber ich bin stark; ja ich besitze mehr Energie, als tatsächliche körperliche Kraft.

Selbstverständlich besuche ich Deine Eltern, und nicht nur ab und zu. Kui schreibt und schreibt für seine Emigration und andere Freunde auch. Ich muss bemerken, dass ich wirklich für private schöne Dinge keine Zeit habe; alles ist auf Abbruch, und ich habe 1000 Laufereien und Scherereien. Abends mag ich nicht fortgehen, und am Tag ist keine Zeit vorhanden.

Ich bekomme in den nächsten Wochen das Permit für England, und dann komme ich nach Birmingham zu einer jung verheirateten Lehrerin für fremde Sprachen. Sie selbst spricht aber nicht ein Wort deutsch, nur: Fräulein. Meine Eltern haben zwar das Affidavit (eidesstattliche Versicherung), aber eine so hohe Wartenummer, nun bemühen wir uns um Zwischenstation in Holland oder England.

Von meiner Freundin Irmel bekam ich wieder einen so netten und fein durchdachten Brief aus Südafrika. Sie fühlt sich recht unglücklich im Kreise ihrer Altersgenossen, die so sehr oberflächlich seien und für geistige Dinge nichts übrig haben; schöne Kleider, Tanzen und Schminken. Nun ich habe ihr geschrieben, sie soll nicht traurig sein, das geht auch vorüber, wenn sie zwei Jahre älter ist. Außerdem soll sie heute dankbarer sein denn je, überhaupt dort zu sein. Ich gäbe was drum. Wir haben hier viel gelernt zu entsagen; aber wir hoffen zuversichtlich, dass auch mal wieder Licht scheint.

Meine Finger frieren lausig bei 16 Grad Kälte seit Sonntag. Heute hatten wir den ersten Schnee. Schneit es eigentlich in Argentinien?

Brief Edith an Ilse Gimnicher, Krefeld von Dezember 1938

Meine Eltern haben am 19. Januar ihren Hochzeitstag, und da möchte ich dich bitten, ihnen mit dem einliegenden Brief ein paar Blumen von mir zu bringen ... aber ich kann mir vorstellen, dass meine Eltern gerade an diesem Tage sehr traurig sind, und daher möchte ich ihnen gerne eine Freude machen.

Brief von Otto Strauß, Melbourne/Australien an Edith vom 11. Dezember 1938

Wenn ich jetzt unsere Korrespondenz von Kontinent zu Kontinent aufnehme, so bedaure ich, Dir nicht in Englisch schreiben zu können. Es geht nicht aus einfachem Zeitmangel, denn meine Korrespondenz ist durch die Ereignisse so geschwollen, dass sie nicht nur einen erheblichen Posten in meinem Etat darstellt, sondern bereits meine Freizeit zu verwüsten droht. Das wird wohl bei allen gleich sein, und alle haben heut die gleiche Sorge. Auch mein Bruder gehört zu denen, die in Weimars Umgebung Betrachtungen über das Thema Goethe und Sauckel, ein Vergleich, anstellen können. Ich habe den Antrag für ein Permit für ihn gestellt und bange Tag um Tag der Antwort entgegen. Für meine Schwester habe ich gestern eine Stelle in einem Haushalt hier gefunden, bei anscheinend sehr netten Leuten; morgen werde ich für sie und für meine Mutter den Antrag für das Permit stellen. Ich wollte, sie wären schon auf den Planken des Schiffs, die heut eine Welt bedeuten. Was ist mit Deinen Angehörigen, Brüdern und Vater?

Ich erwarte durch meine Verwandten in Holland, die neulich in Krefeld waren, einen genauen Spezialbericht. Ich muss nach einigen Andeutungen annehmen, dass es dort recht schlimm zugegangen ist, dass Schule, Gemeindehaus und Synagoge verbrannt sind. Ich wage gar nicht zu ermessen, wie es wohl in all den anderen viel bösertigeren Gegenden getobt hat. Soweit aus Berichten zu schließen ist, müssen fast alle Männer im K.Z. sein. Grausig, grausig! Es kommt einem fast die Scham an, dass wir hier draußen in Sicherheit sitzen und nicht mitgefangen sind, um mitgehungen zu werden. Manchmal beschleichen mich fürchterliche Gedanken, mit welcher Verantwortung wir uns in den ersten Jahren belastet haben, als wir zum Bleiben aufgefordert, geredet und gehandelt haben. Sind wir nicht mitschuldig an dem Schicksal eines Jeden, den wir moralisch zum Bleiben, zur Selbstbehauptung gefestigt haben? Was sind heute die Zwistigkeiten zwischen Deutschjuden und Zionisten? Aber waren wir nicht doch aus anderem Holz geschnitzt als die Wendigen, die bereits frühzeitig gingen und nicht zu verteidigen suchten, was uns heilig war? Ich finde da keinen Ausweg, und weder Jesajas Rest-Theorie noch das Buch Hiob – die einzigen Werke, die überhaupt hier etwas sagen können – geben mir darauf eine lösende Antwort. Mir sind in der Tat zwar nicht alle Lebensfundamente, wohl aber alle Theorien zusammengebrochen. Ich suche auch gar nicht, neue zu konstruieren, ich versuche vorerst nur zu helfen, wo ich kann, und das ist verdammt wenig, viel weniger, als ich möchte.

So, nun einiges von mir. Ich kann nicht alles schildern, was ich auf der Reise hierher erlebt habe, was ich in Madeira, Kapstadt, Durban und Perth sah. Nicht einmal den Gottesdienst am Jom Kippur in Durban will ich schildern. Als wir am Abend unserer Ankunft hier Anker warfen, kannte ich keinen Menschen in dieser Stadt. Am nächsten Morgen, als wir an Land gehen konnten, lernte ich einen hiesigen Bekannten eines mitreisenden Ehepaars kennen – sie kannten sich vorher nicht, hatten nur Briefe gewechselt. Dieser Bekannte war mit seinem Freund da. Ich erzählte ihnen von mir, und als wir zusammen von Bord gingen, waren sie bei der Zollabfertigung zugegen. Sie nahmen mich, fast gegen meinen Willen, mit nach Hause, und ich wohnte drei Tage dort. Inzwischen hatte, ich weiß nicht wieso, das hiesige Komitee von meiner Ankunft erfahren. Rolf Exiner war an demselben Freitag von Sydney hierher gekommen. Sein erster Gang war zum Komitee, um nach mir zu fragen. Zufällig wussten sie nun von mir, und so trafen wir uns am nächsten Morgen. Wir nahmen zusammen zwei Zimmer in einem Boarding House. Mittlerweile ist sein Freund Alfred ebenfalls von Sydney hierhergekommen und wir drei BDJler hausen zusammen und bilden einen Unterstützungsverein auf Gegenseitigkeit, keine Gemeinschaft, denn dazu trennt uns zu viel an Alter und Lebensanschauung, wobei der Wille zur Gemeinschaft, ja zur Gemeindebildung bei mir wohl stärker entwickelt ist als bei ihnen.

Rolf fand nach ein paar Tagen als Schlichter in einer Weberei Stellung. Ich konnte nach knapp drei Wochen starten, als Scherer in einer großen Baumwollweberei. Ich habe das dunkle Gefühl, vielleicht eine Chance zu haben, denn an diesen Maschinen werden sonst nur Frauen oder Boys unter 21 beschäftigt, und ich glaube nicht, dass man mich bei dem relativ hohen Tariflohn auf immer da lässt. Ich bin jetzt stark 3 Wochen dort und noch immer nicht geflogen, hoffentlich gelingt es zu bleiben. Insgesamt ist der Lohn mehr, als ich zuletzt in Krefeld verdiente, und für den Anfang ganz ordentlich. Das Arbeitstempo ist schnell und hart, aber zu meistern, wenngleich die ersten acht Tage in der Fabrik, mit Leuten, die nur Slang sprechen, inmitten geräuschvoller Maschinen, nicht die leichtesten in meinem bisherigen Leben waren. Nun liegt das schon hinter mir, ich schließe langsam Freundschaft mit den stets lachenden, trinkfesten und wettfreudigen Jims und Jacks, Bills und Bobs, Franks und Allans. Es sind alles prächtige Kerls, etwas verwandt mit rheinischem Temperament.

So, nun wollen wir dem argentinischen Bundesrumpfparlament einiges auseinanderlegen, was uns, die australischen Aristokraten, unterscheidet von den Plebejern (Angehörige der niederen Schichten) – over there – dass euch grün und gelb vor den Augen wird. Weihnachten sind hier Ferien (ich glaube nicht, dass wir sie nach so kurzer Zeit bezahlt bekommen). Dann packen wir unser Zelt und gehen aufs Land, da wo die sanften Linien australischer Albanerberge an die blaue Appollobay stoßen, wo Kookaburravögel in Gummi- und Eukalyptuswäldern lachen, die Kängurus springen und braune Schlangen Staub fressen. Isn't it lovely, isn't it beautiful?

Der Herr, der mich bei meiner Ankunft hier unter seine Fittiche nahm, ist seit etwa 30 Jahren hier, von Polen über Palästina eingewandert. Wir sind durch ihn in einen Kreis von Menschen hineingeraten, der – abgesehen von seiner menschlich nicht genug zu rühmenden Hilfsbereitschaft – sehr interessant ist. Wir hörten bisher jeden Freitagabend einen Vortrag über jiddische Literatur in jiddischer Sprache. Der ganze Kreis, zusammengesetzt aus lauter bemerkenswert interessanten Einzelmenschen, war für mich ein sehr starkes Erlebnis, der zu einer starken Revision meiner Anschauungen führen wird. Also unser Leben im Land der Kängurus.

Brief von Edith, Buenos Aires an Gerhard (Gerd) Neubeck von Januar 1939

Dieser Brief ist in Gedanken am ersten Januar entstanden, der für uns beide ein Gedenktag war. Weißt Du noch? Am 1. Januar 1938 war ein gewisser Gerhard Neubeck bei uns in Krefeld und versuchte, eine gewisse Edith zu überreden, mit nach Argentinien zu gehen. Es war nicht leicht damals, nicht sofort ja zu sagen, aber auch für mich war U.S.A zu der Zeit sehr akut. Weißt Du auch noch, wie froh ich war, als ich dann doch schreiben konnte, dass ich mitkönnte?

So können wir hier vielleicht gemeinsam unser Erdendasein verbringen. Hoffentlich kannst Du bald den ersten Teil Deiner Auswanderung beginnen. Ich habe lange nichts mehr von Dir und von Ruth (Hess) gehört, und ich hoffe, dass das ein gutes Zeichen ist, denn ich weiß selbst, dass man wenig Zeit hat zum Schreiben, wenn man seine Auswanderung vorbereitet. Es wird gewiss auch für Deine Eltern nicht leicht sein, und ich weiß nicht, ob ich Dir nicht schon einmal schrieb, dass Du jetzt, wo doch einmal alles so entschieden ist, alles aber auch alles versuchen sollst, das alte gute Verhältnis und Verstehen wieder herzustellen, denn – und jetzt spricht die alte erfahrene Edith – wenn man erst einmal fort ist, wird alles Trennende klein und unwesentlich, und alles was man selbst verschuldet hat, wächst ins Riesenhafte. Das beste was man mitnehmen kann, ist die gute Erinnerung. Sei mir nicht böse, wegen der kleinen Predigt, aber sie kam mir so, als ich an Deinen Besuch bei mir dachte und an all das, was sich für uns beide in diesem Jahr ereignet hat.

Nach den aufregenden Erlebnissen zu Hause, schrieb mir mein Bruder unseren alten Wahlspruch, nämlich bei jeder Gelegenheit zu versuchen „to make the best of it“. Und außerdem kann man nie wissen, wozu etwas gut ist (sage ich mir hier sehr oft, wenn etwas schwerer zu sein scheint, als mir lieb ist oder ich zu ertragen glaube). Es ist eben nicht immer leicht auszuwandern und einzuwandern, und Leute, die von vielen guten Freunden sehr verwöhnt worden sind, fühlen sich hier inmitten der Freunde manchmal mehr einsam als gut ist, wenn auch nur innerlich, äußerlich flüchte ich ab und zu, weil mir das Beisammensein zu viel wird. Aber all diese Dinge werden mit jedem Tag besser, und wenn wir hoffentlich bald unser Heim haben, wird mir auch der eigentliche Zweck meines Hierseins klarer.

Neulich habe ich mal ein paar Tage ein wenig krank gefeiert, es war nicht schlimm, hauptsächlich wohl eine Reaktion der Nerven. In diesen Tagen, wo ich sehr viel allein war und still zu Bett gelegen habe, habe ich innerlich ein wenig Inventur gemacht und manche Schlacken, die sich dort gesammelt hatten, fortgefegt, da Du es mit Deinen Briefen jetzt nicht mehr kannst. Außerdem ist mir noch manches kleine Kirchenlicht aufgegangen, so dass ich seitdem wieder vollkommen allright bin. Und das ist alles, was ich Dir heute mitzuteilen denke, denn das Däuschen möchte Dir auch gerne noch schreiben, und das soll noch auf diesen Bogen gehen.

Brief von Kurt, London an Edith vom 23. Januar 1939

Du wirst wohl inzwischen von zu Hause Post erhalten haben und wissen, dass ich in London bin. Vielleicht erinnerst Du Dich an einen alten Kunden von Merländer–Strauß mit Namen Lennard, der mir die Garantie für England gegeben hat, bis ich nach USA weiter kann. Er bezahlt meine Pension und etwas Taschengeld, sodass ich bescheiden leben kann. Es ist mir zwar nicht erlaubt zu arbeiten, aber ich werde doch versuchen, mein Einkommen zu vergrößern, außerdem kann ich es ja auch nicht ein Jahr lang ohne Arbeit aushalten.

Ich will Dir also jetzt, soweit ich kann, ziemlich genau die Zustände zu Hause schildern. Wir haben den 89 Jahre alten Vater von Oscar Gompertz bei uns wohnen. Er bezahlt RM. (Reichsmark) 90 im Monat. Das sowie die RM. 15 bis 20, die Helmut in der Wäscherei verdient, sind das einzige Einkommen. Ich glaube nicht, dass die Eltern noch Miete bezahlen, das ist jedoch ihre kleinste Sorge. Außerdem ist noch ein Fonds von wenigen hundert Mark da. Vorläufig, wenn nichts dazwischen kommt, können sie noch leben. Vater hilft Mutter bei der Hausarbeit, beide sind sehr nervös, und Du kannst dir vorstellen, dass die Stimmung nicht gerade schön ist. Tante Helene, die von Franken allerhand geerbt hat, wird jetzt wohl einige Wochen bei uns bleiben und steuert mit im Haushalt bei. Über Helmut ist weiter nichts zu sagen, als dass er natürlich so schnell wie möglich auch heraus will und mit seiner Arbeit nicht sonderlich zufrieden ist. Ich werde mich jetzt bemühen, für ihn eine Lehrstelle zu finden und ihn herüber zu holen, was gar nicht so schwer ist, wenn ich nur mal erst eine Stelle gefunden habe. Wie geht es mit Deiner Bemühung für die Eltern voran? Ich bin hier so verdammt gehemmt in allem, dass ich effektiv nichts tun kann für sie. Ich muss sehr fein rechnen, dass ich durchkomme, und wenn ich für sie eine Garantie aufreiben könnte, so müsste diese auf Lebenszeit ausgestellt sein, und das ist unmöglich zu bekommen, außerdem will Vater absolut zu Dir.

Brief von Edith an Gerhard (Gerd) Neubeck, Amsterdam von Februar 1939

Eigentlich hättest Du diesen Brief längst haben sollen, aber da wir seit zwei Wochen in unserem neuen, eigenen Heim leben, habe ich noch kaum eine freie Minute gehabt. Aber es ist trotzdem schön hier, und ich hoffe, es wird immer schöner. Stelle Dir die Edita vor als Mädchen für alles und alle. Und ich habe gar nicht gewusst, dass alle Jungs einen solchen Hang zum Küchenpersonal haben, wie sie ihn hier entwickeln. Es ist zu nett, wenn sie abends von der Arbeit nach Hause kommen und einer nach dem anderen zu mir kommt und ganz verschämt gesteht, dass er Hunger hat. Aber darüber hinaus ist es auch sonst ein wunderbares Gefühl, endlich einmal wieder zu Hause zu sein. Du kannst Dir denken, was es für uns alle bedeutet hat, als wir unseren ersten Freitagabend hier verlebt haben. Endlich aus diesem unerträglichen Schmutz der Pension in unseren eigenen, wenn auch noch nicht ganz fertigen so doch saubereren Räumen zu sein, zu essen, was wir wollen, Blumen auf dem Tisch und keine Störungen von außen. Und dann die dankbaren Äußerungen der einzelnen Leute: Es schmeckt wie zu Hause. Überhaupt sind sie fast alle unerhört dankbar, besonders die Jungs. Da macht uns die Arbeit natürlich Freude, wenn sie auch sehr anstrengend ist, wenigstens jetzt am Anfang.

Da unser Haushalt streng koscher ist, passiert es natürlich öfter, dass die Leute, die davon so recht keine Ahnung haben, unser Porzellan durcheinander schmeißen. Jetzt kommen auch eigentlich erst bei vielen die Reaktionen auf all das Erlebte und besonders die Mädels werden ein wenig heftig davon hin- und her gerüttelt. Zu unserer anderen Arbeit sind wir noch nicht gekommen, denn es ist immer noch nicht alles so, wie es sein muss, und vorher wird es kaum wieder eine vernünftige Arbeitsgemeinschaft geben. Hinzu kommt noch, dass Kuju (Kurt Julius Riegner) seit gestern Geschäftsführer des hiesigen Hilfsvereins geworden ist. Wir haben uns alle sehr für ihn gefreut, denn er hat doch schwer an der Sorge um seine Zukunft getragen, und außerdem sind wir froh, dass nun hoffentlich auf die Dauer ein wenig von unserem Geist hineingetragen werden kann.

Eine andere Neuigkeit kann ich Dir auch noch berichten: Heinz Wartenberger hat sich mit Ilse Stromberg verlobt. Sonnabend feiern wir in unserem engen Kreis die Einweihung unseres Hauses und gleichzeitig die Verlobung der beiden. Ich glaube, sie passen recht gut zusammen, und es ist die erste soziale Tat der Heimgemeinschaft, das muss doch gebührend gefeiert werden, nicht wahr?

Ach, und dabei ist mir so gar nicht nach Feiern zumute. Ist es nicht fürchterlich, dass wir trotz allem, was wir nun hier Schönes haben, nicht recht froh werden können? Ob wir wohl jemals wieder so richtig zu uns finden werden? Wenn ich Deinen Brief lese, übermannt mich immer dieser ganz blödsinnige Schmerz, dass Du nun dort sein musst, Du und alle die anderen Menschen, die ich lieb habe und von denen ich einst glaubte, sie werden immer zu meinem Leben gehören. Hier muss doch auch mit den Menschen erst alles wieder neu erobert werden, es gibt doch keine Erinnerung, die man austauschen kann und keinen, der es versteht zu helfen, wenn das Leben wieder einmal eine Enttäuschung bringt. Gerhard, warum müssen wir so sein, dass wir immer nur ganz viel von den Menschen verlangen, die wir zu unseren Freunden gewählt haben, und warum muss es so sein, dass sie einen immer wieder enttäuschen? Es ist furchtbar, dass ich mich beinahe fürchte, jetzt einem Menschen mein Vertrauen zu schenken. Darüber, dass man allein ist, wenn es wirklich einmal um vieles geht, beklage ich mich nicht, wohl aber darüber, dass es so wenig Menschen gibt, die es fertig bringen, ihren Worten gemäß zu leben. Glaubst Du nicht auch, dass es eiserne Gesetze gibt, die man nie und nimmer brechen darf und wenn man daran zu Grunde geht? Wenn wir ein wenig älter geworden sind, werde ich Dir erzählen, was mich das Leben wieder einmal in diesen Tagen gelehrt hat, jetzt darf ich es noch nicht, denn ich bin nur von außen daran beteiligt, unfreiwilliger Zeuge, der schweigen muss, um nicht die ganze Arbeit zu gefährden. Und mit keinem Menschen kann ich darüber reden, weil keiner da ist, der ein wenig mir gehört. Aber es geht auch so, nur ist es widersinnig, dass es so sein muss.

Brief von Edith an Gerhard (Gerd) Neubeck, Amsterdam vom 7. Mai 1939

Ich wünsche Dir das, wonach man sich draußen wohl am meisten sehnt: einen Menschen, der einem hilft, die vielen Freunde der alten Tage zu ersetzen, einen Menschen, der zuzuhören versteht, wenn einen die guten alten Erinnerungen überkommen und er einen mit Geduld in Verständnis sanft bei der Hand nimmt und hilft, dass man sich auch in dem neuen Leben ein wenig behütet und heimisch fühlt. – Vielleicht habe ich Dir mit diesem Wunsch schon beinahe allzu viel von mir verraten. Als ich Dir einmal schrieb, dass es mir gut geht und ich mich wohl hier fühle, habe ich absolut die Wahrheit gesagt, und wenn ich heute etwas anders sagen würde, so wäre es nicht wahr. Auch heute gefällt es mir in diesem großzügigen Land mit den lebenswürdigen Menschen noch sehr gut, nein, eigentlich besser – aber mit der Zeit werden die Wünsche wach, die bisher schweigen mussten, weil die ganz notwendigen Forderungen des täglichen Lebens all zu sehr im Vordergrund standen. Ich spüre jetzt immer deutlicher, dass ich von all den Menschen, die ich so sehr geliebt habe, wirklich und wahrhaftig getrennt bin und dass ich ausgehen muss, mir neue Menschen zu suchen. Meine Kameraden in der Heimgemeinschaft sind alle prima, und ich stehe mit allen ganz ausgezeichnet und mit einigen darüber hinaus sogar richtig freundschaftlich, schon in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit. Aber keiner von ihnen ist älter als ich, mit der einzigen Ausnahme von Kuju, mit dem ich zwar auch sehr gut stehe, der aber außer der Heimgemeinschaft eine Frau und ein Kind hat und seine geringe freie Zeit schon ohnehin zu meinen Gunsten nicht gerecht verteilt. Das heißt, ein Junge ist noch ein paar Jahre älter als ich, aber auch er kann mir noch weniger als die andern Kurt, Otto Strauß, Herrn Dr. Bluhm und last not least meine Eltern ersetzen, mit denen sich, wie Du ja weißt, auch beinahe über alles reden ließ. Es ist keiner unter ihnen, der mir eine geistige Anregung geben oder mit dem ich auch nur ein Gespräch führen könnte, wie wir es zum Beispiel oft gemacht haben. Und es ist keine Tante Hede in der Nähe, zu der man mal an einem Sonntag fahren kann, und es ist kein Wald hier, zu dem man eine Fahrt machen kann. Wie es Fahrten überhaupt nicht gibt, da dieses Land keine Naturschönheiten hat, wenigstens nicht in der für uns arme Aufbauleute erreichbaren Umgebung. Und trotzdem könnte man hundertprozentig glücklich und zufrieden sein, wenn nicht immer die Sorge um die Eltern, denen ich von hier aus gar nicht helfen kann, da das Land eine irrsinnig strenge Einwanderungssperre hat, dazu käme und einen erinnert, dass unsere Zeit zum glücklich sein noch nicht gekommen ist. (Wobei ich nicht ganz sicher bin, ob wir jemals wieder unbeschwert uns unseres Lebens freuen können).

Nun will ich Dir noch ein wenig aus unserm engsten Kreis erzählen. Wir hatten vor ein paar Wochen unsere offizielle Einweihung unseres Ludwig-Tietz-Heimes, zu dem die prominenten Juden der Stadt geladen waren. Wir haben einige Lieder und Kanons gesungen, ein paar Gedichte vorgetragen, eine Scene aus Jakobs Traum vorgelesen, ein paar Reden gehalten und über uns ergehen lassen und haben dann unsere Gäste durch unser wirklich schönes Heim geführt. Sie waren alle ein wenig verblüfft, wie wir es geschafft haben, mit verhältnismäßig wenig Mitteln uns so geschmackvoll einzurichten. Es hat viel Arbeit und viel Überlegung gekostet, aber dafür fühlt sich jeder auch zu Hause. Zwei unserer Jungs helfen bei den groben Arbeiten, Lonny, Kujus Frau, und ich führen den Haushalt, wobei auf mich der größte Teil des Kochens entfällt, und ein paar Mal in der Woche haben wir eine Putzfrau. Da unser Heim streng rituell geführt wird, ist es nicht immer leicht. Aber alle helfen mit, manchmal mit Begeisterung, manchmal mir zu Liebe und manchmal, weil es zu ihren Pflichten gehört. An sich haben wir es besonders gut, denn jeder hilft dem Andern, wenn er einmal Hilfe braucht. Wie oft es besonders für uns Ältere nötig war, den Jüngeren zu helfen, ihre Briefe von zu Hause zu verdauen, kannst Du Dir ja denken. Wir haben jetzt, nachdem das Haus also richtig „steht“ auch wieder mit unserer geistigen Arbeit angefangen.

Freitagabends sind wir natürlich sowieso zusammen, sonst ist es nicht immer so leicht und selbstverständlich, denn einige von den Jungs müssen ungeheuer schwer körperlich arbeiten und morgens schon um halb sechs Uhr aufstehen. An unserem letzten Freitagabend haben wir angefangen, den Tasso zu lesen. Es ist ein Versuch, der aber zu glücken scheint. Es steht vieles darin, was für uns trotz allem von Bedeutung und für unser Gemeinschaftsleben sogar von Wichtigkeit ist. Es freut einen alten Pädagogen mal wieder, mit solchem Material still und leise Erziehungsarbeit zu leisten. Außerdem gibt es hier eine jüdische Kulturgemeinschaft, die unseren Wissensdurst mit Vorträgen und unsere „Vergnügungssucht“ mit Konzerten stillt. Ansonsten ist es mit den künstlerischen Genüssen hier recht schwach bestellt. Es gibt zwar ein wunderschönes Opernhaus, aber ob wir uns einen Besuch dort leisten können, wird sich jetzt, im Winter hier, herausstellen. Museen und Bauten gibt es nicht, allerdings wunderschöne Geschäftshäuser und fabelhafte Wolkenkratzer, riesige wunderbar angelegte und gepflegte Parks, und wenn mal viel Geld hat, alles was zu einem Leben voll Luxus und Behaglichkeit gehört. Aber, wie ich schon schrieb, keine Wälder, keine Berge, keinen Schnee, keinen Raureif, keine Wiesen mit Butterblumen und schwarz gescheckten Kühen, keine Tümpel, keine Teiche, sondern wenn man draußen ist, nichts als Ebene, Pampa, so wie man sie sich in der Schule vorstellt, wenn man in der Erdkunde zum ersten Male davon hört. Allerdings wenn man Geld hat, kann man in die Anden fahren, nach Cordoba, wo man sogar Ski laufen kann im Winter und wo es Berge und Wälder gibt. Aber ich glaube, man kann darauf verzichten, besonders wenn man bedenkt, dass man in der kalten Jahreszeit ja auch zu Hause keine Fahrten mehr machen könnte und für vieles andere der Blick getrübt wäre durch all das Erleben der letzten Zeit.

Und nun mein Junge, würde ich mich freuen, wenn auch Du mir einmal von Deinem Leben, Deinen Wünschen und Plänen berichten würdest. Die große Entfernung zerstört zwar manche Bindung und erschwert das Verstehen, aber wo es einmal war, soll man trotzdem versuchen, es festzuhalten, denn so verschwenderisch versorgt einen das Leben nicht mit guten Freunden.

„Und dennoch liebe ich das Leben ...“

Gerhard Neubeck 1939

Brief von Gerhard (Gerd) Neubeck, Amsterdam an Edith vom 5. Juni 1939

Mir selbst geht es – na schweigen wir. Immer noch hier, wo wir glaubten, schon im Februar fort zu können. Hoffentlich klappt es nun im Juli, August. Edith, nichts Vernünftiges zu tun zu haben, kein Verdienst (auf die Verwandten angewiesen, denen es nun mal gerade nur so geht), keine Menschen. Es ist ein Leben zum Kotzen, und alles nur, weil ich in der entscheidenden Sekunde meine und „unsere“ Interessen für meine Eltern hingegeben habe. Ich könnte heute längst bei euch sein, und dass ich was schaffen würde, glaubst Du doch wohl! Dafür sitze ich hier in diesem allerdings sehr hübschen Land. Die Menschen sind fein. Gütig und hilfsbereit in jeder Beziehung und machen an einem ein wenig wieder gut, was die Schufte in Deutschland gesündigt haben. Dass die Sehnsucht nach unserem deutschen Land – unserer Heimat, groß ist, muss ich Dir das sagen!

Hier in Amsterdam wird fleißig Englisch gelernt bzw. Amerikanisch, es klappt allmählich ganz nett, außerdem ein Gemisch von Schlafen, Essen, mal ein Kino, mal Sonntags zum Meer, mal Bibliothek, mal zu Gemälden – es sind wundervolle van Goghs hier, weinen kann man vor Freude, vor entsetzlicher Aufgewühltheit bei diesen Bildern, die in der Wirklichkeit noch viel, viel schöner sind, als auf den gewiss nicht schlechten Reproduktionen. Dann bin ich

mal bei meinen Verwandten in Tilburg, einem furchtbaren Kaff, alles per Tramp: natürlich, ich habe schon über 2000 km hier auf dem Buckel.

Getrampt bin ich auch – und das ist eine jener Geschichte, von der Du sicher den Anfang kennst – zu Ruth nach Vlissingen zum Krankenhaus. In Amsterdam wurde sie schon operiert, aber der Arzt war so fahrlässig, sie nach ein paar Tagen fortzulassen. Auf der Fahrt nach Vlissingen bricht die Wunde wieder auf, sie wird aus dem Zug auf den Operationstisch geschleppt und in letzter Minute noch mal wieder aufgemacht. Ein paar Tage schwebte sie dann noch in Gefahr, obwohl sie bei vollem und klarem Bewusstsein alles miterlebte. Ihr Wille zu leben und eine große Energie hat sie dann schließlich gerettet. Die ganze family ist aber wunderbar untergebracht gewesen, in einer Weise, die geradezu märchenhaft ist und die den Menschen den Glauben an Güte und Freude wiedergebracht hat. Ich war dann später dort, wie haben noch ein paar schöne Tage gehabt. Sechs Wochen war sie im Ganzen da. Pfingsten ist sie drüben in den Staaten gelandet. Täglich erwarte ich die erste Post.

Das war ein Ding! Eins kommt zum andern. Und dennoch liebe ich das Leben, es muss ja alles so sein, es gehört alles dazu, selbst muss man dazu gehören. Untergehen tue ich nicht, ich glaube zu fest an mich (meine Eltern zu fest), und dann ist alles egal. Dass du Pech hast, dass es regnet, dass du keine Frau hast, sie zu küssen und mehr, dass du mal hergelaufen bist, dass Freunde verschwinden, dass du ein Loch im Strumpf oder im Geldbeutel hast, dass die Menschen mies – so mies sind, dass alles das da ist, was wir mit Obermist zu bezeichnen pflegen – denn es ist auch Leben, und morgen kommt zu jedem Negativa wieder das Positivum. Love your life! That's the matter and whatever you do, you must think so.

Und Du? Edith Zanders, das Fräulein mit dem zarten Gemüt, ja, sollst ein Bild von mir haben. Allerdings bin ich das nicht, es ist ein älterer, viel erfahrenerer junger Mann da auf dem Bild.

Es ist heiß hier, schon drei Wochen, ich bin ziemlich braun, und oft denke ich an meine schöne Herrlinger Zeit voriges Jahr. Und da gibt es noch viel mehr, was man von der Heimat entbehren muss. Nie mehr ist es mir so bewusst geworden, dass es lebendige Tote gibt, wie in dieser Zeit. Dies Land steht in seiner ganzen üppigen Pracht. Ein bisschen gibt es auch von der Ruhe und Bedächtigkeit mit. Oft ist es schön, sich in den Schlaf zu flennen. Es geht besser dann, und man weiß, es tun viele. Da ist dann noch vorher ein Denken um die wenigen lieben Menschen, und wie jetzt auch grüße ich Dich vielmals Edith, sei brav, don't forget me.

Brief von Gerhard (Gerd) Neubeck, Brooklyn, New York an Edith vom 22. Mai 1940

Wollen wir nur eins jetzt hoffen, dass eine regelmäßige Schreibung möglich sein wird und wir unsere Beziehungen in alter Frische bewahren. Eins freut mich ganz besonders liebe Edith, ich glaube, ich brauche keine „Anschnauzbriefe“ mehr zu schreiben. Edith ist erwachsen geworden, eine selbstbewusste, ich meine in sich selbst sichere Frau geworden. Ach, wie mich das befriedigt, ich erinnere mich an eine Szene in Krefeld, wir standen irgendwo in der Nähe eines Parks, es fing, glaube ich, an zu regnen, und wir stellten uns an eine Mauer von einem großen Gebäude, Kirche oder sonst was, und ich erzählte Dir von Deiner Aufgabe in Argentinien. Ich hatte ja selbst kaum eine Vorstellung davon, aber ich hatte auf der anderen Seite die Gewissheit, dass man Deine brachliegenden Kräfte, Du warst damals auch sehr unglücklich, nutzen und benutzen sollte. Und das versuchte ich Dir einzureden, mit dieser Gewissheit auf der einen Seite und der Ungewissheit des ganzen Planes auf der anderen Seite. Auch dachten wir damals, dass wir dort zusammen arbeiten könnten – und heute? Du bist ein ganz großer Führer geworden und ich ein kleines sich durchschlagen wollendes Stückchen Mensch. Aber davon später.

Du weißt, dass ich immer geglaubt habe, die wichtigste Menschaufgabe sei die gegenseitige Hilfe. Und ich habe das ja nicht nur geglaubt, ich versuchte und versuche noch immer dieses Prinzip selbst zu leben. Aber Du hast das Milieu dazu, und wenn es auch sicher oft schwer ist, in diesem satanischen Zeitalter, kann man nur in diesem winzigsten Zellchen etwas ausrichten w i d e r den Geist dieser Zeit. Ich kann nicht reden von Krieg und von Vernichtung und der Hölle da drüben und all dem unsrigen, was kaputt ist. Man ist zu sehr in seinem Inneren damit beschäftigt, um etwas sagbar machen zu können, vielleicht wenn man beieinander säße, an einem ruhigen Platz und sich ausquatschen könnte wie einst, oder im Karree um das Jugendheim in Essen rennen würde oder ... In Deinem ganzen Brief liegt eine Frische, die mich entzückt hat, fängst Du erst zu leben an, Edithchen? Vielleicht kommt erst Deine große Zeit noch. Wir Jungen meinen immer, es sei nichts als die Jugend, vielleicht liegt vor und fern von uns noch großes und vielfältiges Leben, mit Begeisterungen und Entzückungen anderer Art, als wir uns einmal vorstellten. Muss die Liebe immer Mai heißen, vielleicht ist sie September, und unser Schoß brennt lang? Ich weiß es noch nicht, ich habe eine Sturmzeit gehabt, und Du weißt, dass ich auch die Erfüllungen schon gehabt habe. Es wird aber keinem die Gnade gegeben, ohne dass er einen bestimmten Tribut dafür zu zahlen hat. Aber nach der Gnade zahlt man so gerne, wie man sich vorher plagt, ohne die Gewissheit des Lohns. Ganz gleich wie diese Ereignisse unseres Lebens aussehen, w i r haben ja keinen Maßstab für ein normales Leben, und so müssen wir das unsrige hinnehmen, der Überraschungen gegenwärtig, der Begradigungen und der Ablenkungen und nie gewiss, was morgen kommt. Ja, wir haben einmal geglaubt, es gäbe so etwas wie eine Formel für das Dasein, mit 16 bist Du so und mit 21 so und dergleichen – und was sehen wir nun? Keine Zukunft, um es negativ zu sagen. Keinerlei Zukunft im Öffentlichen, vielleicht grade Befriedigung für zwei. – Glaub nicht, dass ich ein Fatalist oder ein Trauerlappen geworden sei, ich bin ebenso frisch und wendig wie einst, und allem zum Trotz habe ich ja auch noch ein Programm, nur weiß ich nicht, es aus der Westentasche zu ziehen. – So siehst Du, wundert mich nichts an Deinem Bericht über die Leute. Günther kannte ich immer gut, möchte ich sagen, und Manfreds Kleinbürgerlichkeit habe ich in Produktives umzugestalten gesucht, er tut mir leid, ein schwaches Stück. Alles, was Du über G. und Kuju schreibst, ist sicher richtig. Und doch kommt uns diese Problematik der Führerei ganz komisch vor. Es sind die alten Geschichten. Ach, muss das denn problematisch sein? Diese Vertrauensfragen und die Treibereien. Du weißt, wie sehr ich ein Mensch des Friedens bin und aller Zank für mich unmöglich war. Und – na ja, es leben eine Menge Menschen – solche und solche – dort zusammen, es wird schon nicht ganz möglich sein, immer den Mund zu halten, aber sag mir eins Edith? Ist unser alter Traum ein bisschen Wahrheit geworden? Ein Leben zusammen, so wie wir uns es vorgestellt haben, oder wenigstens ein Teil davon. Gibt es eine Zukunft?

Denn sieh, ganz stark davon wird es abhängen, ob wir herüber kommen werden. Ob man uns noch braucht, ob es sich (ganz unmateriell gesagt) noch lohnt. Günther, dem ich darüber dieses Urteil überließ, hat mir noch nicht geantwortet, wird er es überhaupt, ich kenne schon keine Antworten mehr auf argentinische Briefe. (Auch Atti schweigt). Und das gilt in demselben Maße für Ruth.

Ich wünsche Dir so viel für Dich und für alles andere, was es gibt im „Umkreis“. Tu und kämpfe für die Liebe unter den Menschen, das klingt so à la Heilsarmee, aber Du weißt ja, wie ich es meine. Was soll ich unter einen solchen Brief schreiben als Abschluss?

Hier ist eine von den chassidischen Geschichten mir und Dir zum Trost.

Ein Chassid Rabbi Mosches von Kobryn war sehr arm. Er beklagte sich einst beim Zaddik über die Not, die ihn beim Lernen und Beten hindere. „In dieser unsrer Zeit“, sagte Rabbi Mosches, „ist die größte Frömmigkeit über alles Beten und Lernen, wenn man die Welt annimmt wie sie steht und geht.“

Brief von Edith an Kurt, London vom 4. März 1939

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie ich aufgeatmet habe, als ich Deinen Brief endlich erhielt. Mutter hatte mir schon vorher geschrieben, dass Du fährst (Abreise nach London), und als ich dann nichts mehr hörte, habe ich mir große Sorgen gemacht. Nun, es ist gut, dass sie vergebens waren.

Ich hätte Dir gerne sofort geantwortet, es war aber leider nicht möglich, da wir in den letzten Tagen umgezogen sind. Ich sitze jetzt in dem einigermaßen bewohnbaren Zimmer eines unserer Jünglinge und habe mir mit großem Kraftaufwand ein paar Minuten gestohlen, um Dir zu antworten. Mein Tag hatte in der letzten Woche durchschnittlich 16 Arbeitsstunden, aber wir haben es alle gerne getan, denn jetzt erst wohnen wir wieder einigermaßen menschenwürdig. Der Dreck in der Pension war manchmal unerträglich, umso dankbarer empfinden wir hier alle die wohltuende Sauberkeit und Ordnung, und man muss den Leuten das Kompliment machen, dass sie alle ihr Bestes dazugesetzt haben und auch immer noch tun, dass es hübsch wird. Da wir die meisten Arbeiten selbst machen konnten und auch in Zukunft machen werden, leben wir verhältnismäßig kultiviert und sehr billig trotzdem. Es war schön wie die Jungs alle handwerklichen Arbeiten erledigt haben, selbst wenn sie todmüde von der Arbeit nach Hause kamen. Es ist ein sonderbares Gefühl für uns alle, hier unser Heim aufzubauen, während „zu Hause“ alles abgerissen wird. Und Du kannst mir glauben, ich war noch nie so dankbar für viel Arbeit, wie in diesen Wochen. Die Sorge um die Eltern quält mich mehr, als meinem Seelenheil gut ist, und ich bin restlos verzweifelt, dass alle Versuche missglücken.

Die Eltern haben Dir sicher geschrieben, dass ich sie über Bolivien anfordern wollte. 25 Peso kostete zuerst mal der Antrag, die hatte ich inzwischen mit einiger Mühe übrig, dann brauchte ich noch einmal 100 Pfund und wenn Helmut mitgekommen wäre, 120 als Vorzeigegeld bei der Einreise. Die Frage danach wäre aber erst akut geworden, wenn ich die Llamada gehabt hätte. Deshalb hatte ich darum noch niemand gebeten. Wenn es doch noch einmal glücken sollte, würde man dieses Geld ja doch irgendwo bekommen, denn es ist gerade wie bei Australien, man braucht das Geld nur vorzuzeigen und kann es dann ja wieder zurückgeben. Dann allerdings hätte die Sache erst recht Geld gekostet, nämlich Fahrgeld von Bolivien hierher, zusammen etwa 600 Pesos und evtl. auch noch für einige Wochen Verpflegung. Vielleicht hätte ich darum meinen argentinischen Freund gebeten. Du siehst hieraus, dass ich bereits alle Bedenken finanzieller Art innerlich überwunden hatte, es wäre schon irgendwie gegangen. Die Zeit ist nun aber wieder verstrichen, wir haben von Bolivien nichts mehr gehört, und wir alle glauben, dass die Sache sanft entschlafen ist.

Es ist niederträchtig, dass man nun wieder mit leeren Händen dasitzt und den Leuten drüben das Wasser bis zur Kehle steht. Ich bin leider wieder dort, dass ich Dir sagen muss, es ist wie am ersten Tag, ich kann nichts tun, nicht mit Geld, nicht mit Augenaufschlag, ich weiß nicht was werden soll, und in Deutschland müssen täglich Leute auswandern. Hier kommen unentwegt Schiffe an mit Auswanderern, die keine ordnungsgemäßen Papiere haben. Diese armen Leute dürfen das Schiff nicht verlassen, sie pendeln zwischen Montevideo (Uruguay) und Buenos Aires hin und her und wissen überhaupt nicht, ob und wo man sie an Land lässt. Es ist eine ungeheure Verantwortung, ob man es versuchen soll, die Eltern einer solchen Sache auszusetzen. Und trotzdem haben wir alle uns gesagt, dass wir jede Chance wahrnehmen wollen, denn besser sterben sie auf dem Ozean, als von diesen Schweinehunden in Deutschland totgequält zu werden. Ich habe eine solche Verachtung vor allem was deutsch ist im Moment, dass ich mich selbst verfluchen könnte, nicht schon so viel spanisch zu können, um nur spanisch zu sprechen. Ich glaube manchmal nicht mehr daran, dass wir die Eltern jemals aus diesem Hexenkessel herausholen können, und wenn es wirklich gelingen sollte, bleiben noch so viele Leute drüben, die man auch

nicht so leicht hergeben kann, dass man wohl nie mehr seines Lebens richtig froh wird. Es ist für mich die beste Medizin, dass ich nicht allein bin den ganzen Tag und dass man den jüngeren zu Liebe ein bisschen fröhlich sein muss. Ich kann es immer wieder nicht fassen, wieso ich hier bin und es verhältnismäßig gut habe und all die anderen drüben sein müssen. Hans Simons schrieb mir vor einigen Tagen einen recht traurigen Brief. Herbert Gerson ist noch immer nicht zu Hause, und keiner kann etwas für ihn tun, solange es nicht schriftlich nachgewiesen werden kann, dass er auswandert. Wilczeks schrieben mir zum Geburtstag einen ebenso verzichtenden Brief, die Heinsberger wissen nicht wohin und woher, was mit Helmut wird, ist durchaus ungewiss, und ich soll hier sitzen und mich meines Lebens freuen und weiß nicht wem zu Liebe und wem zu Leide.

Meine Freunde hier überschütten mich mit Aufmerksamkeiten und Beweisen ihrer Freundschaft, und es ist doch nur zu natürlich, dass sie alle nicht einen unserer abendlichen Spaziergänge oder Unterhaltungen (in Krefeld) ersetzen können. Sie haben mir meinen Geburtstag entzückend gemacht, und einer der kleinen Jungs, mit der netteste von ihnen, hat versucht, Deine Vertretung zu übernehmen. Er heißt auch Kurt und hat ebenfalls eine ältere Schwester Edith, mit der er sich sehr gut stand und die er ebenso vermisste, wie ich Dich, und so haben wir ein Gentlemen's Agreement geschlossen, uns im Bedarfsfall gegenseitig zu unterstützen. Es ist ein winziger Versuch eines Ersatzes.

Ich bitte Dich recht herzlich, mir wenn Du kannst, ein wenig von dem Erleben der letzten Monate in Deutschland zu schreiben. Ich habe nachts noch oft schreckliche Alpträume, wo ich Bilder sehe, wie sie so grausam gar nicht waren. Darum möchte ich gerne ein wenig von der Wahrheit wissen. Und ich bitte Dich, erzähle mir von Dr. Bluhm, was Du von ihm weißt. Er hat mir einmal, nachdem er aus dem Lager zurück war, einen telegraphmähnlichen Brief geschrieben: bin wieder zu Hause, gehe bald nach USA, ausführlicher Brief folgt. Und darauf warte ich noch heute, das heißt, ich warte gar nicht mehr und hoffe von ganzem Herzen, dass er mit dem neuen Abschnitt eine ganz neue Periode seines Lebens beginnen kann.

Vielleicht gelingt es dann mir auch noch einmal, dem Leben einen Inhalt für mich persönlich abzugewinnen. Dieses Erlebnis in den letzten Tagen war das schwerste bisher, und ich hoffe, dass es mir gelungen ist, es vor den Eltern zu verbergen. Es ist doch recht schwer, den Sinn der Dinge manchmal zu begreifen – was wäre geschehen, wenn ich geblieben wäre, und was habe ich dadurch erschwert, dass ich in den schlimmen Tagen nicht da war? Meine einzige Freude in der Zeit war, dass es mir gelungen ist, den Eltern frohe Briefe zu schreiben, Dein böser Brief hat mir bestätigt, dass Ihr brav alles geglaubt habt. Eine Woche habe ich mal völlig Schach matt gemacht und mich ins Bett legen müssen. Da hatte ich viel Zeit zum Nachdenken, als ich aufstand wusste ich, dass alles nichts hilft, dass man weiterleben muss und es manchmal vielleicht doch noch lohnt, vor allem seine Pflicht zu tun als Mensch und vielleicht auch als Jude, als Jude, damit das Leben nicht den letzten Rest von Konsequenz verliert für einen Menschen meines Schlages.

Was ist eigentlich mit Helmut los? Was habe ich dem Jungen getan? Seit ich von zu Hause fort bin, hat er mir einmal auf dem Schiff einen Gruß geschrieben, seither nicht eine Zeile mehr, nicht einmal an den Geburtstagsbrief der Eltern angeschrieben. Ich habe schon ein paar Mal gefragt, was eigentlich los ist, aber keiner antwortet darauf. Ist er auch im Lager oder ist sonst was passiert oder ist es nichts weiter als Gleichgültigkeit? Dann könnte ich mich ja beruhigen, denn zur Liebe kann man niemand zwingen, und ich musste so viele Leute zu den Akten legen, dass es auf einen dann auch nicht mehr ankommt. Es tut mir leid, dass ich Dir diesen Brief so geschrieben habe, aber es ist vielleicht doch notwendig, dass wir beide wieder einmal ehrlich miteinander umgehen, damit wir uns nicht zu sehr verlieren.

Jetzt habe ich keine Ruhe mehr zum Schreiben, denn man ruft schon wieder nach mir. Das ist im Augenblick des

bester Teil, dass unentwegt jemand anders etwas von mir will, wenn sie mir dann noch gerade Zeit lassen, auch mal einen Brief zu schreiben, wünsche ich mir nichts besseres. Leb wohl und schreibe mir recht bald wieder.

Brief von Edith an Otto Strauß, Melbourne vom 8. März 1939

Wenn Du gesehen hättest, wie ich mich mit Deinem Brief gefreut habe, Du würdest Dich sofort hingesetzt haben, um mir ein ganzes Buch zu schreiben. Der erste Brief nach so langer Zeit war schon beinahe ein Wunder. Genau zwei Monate, nachdem Du ihn geschrieben hast, habe ich ihn erhalten und inzwischen ist wohl schon Vieles von dem, was Du dir damals gewünscht und erhofft hattest, in Erfüllung gegangen. Auch bei uns hat das Leben allmählich die Form angenommen, die wir ihm zu geben wünschten. Das ist eigentlich ein wenig zu viel gesagt, denn der Weg dahin ist noch weit und beschwerlich. Seit 14 Tagen wohnen wir in unserem Heim, und wir sind alle unendlich dankbar, dass wir dem Schmutz und der Ungepflegtheit der Pension entronnen sind. Wenn man wie wir keine großen Reichtümer hat, kann man in B.A. nur gepflegt leben, wenn man es so versucht, wie wir es jetzt tun. Unser Haus ist sehr schön, es liegt verkehrstechnisch sehr günstig, denn auch hier machen die Fahrgelder einen großen Teil des Budgets aus. Lonny und ich teilen uns die hausfraulichen Pflichten, einer unserer Jungs hilft uns, und dazu haben wir noch einen Peon eingestellt. Und die liebe Heimgemeinschaft muss natürlich nach Kräften das ihre tun, dass die Arbeit tragbar ist. Diese ersten Tage waren natürlich sehr schwer, wir haben ohne Ruhepause manchmal 14 bis 16 Stunden gearbeitet. Aber es hat uns Freude gemacht, wir haben es ja für unser „zu Hause“ getan. Wir alle sind so dankbar. Das große Lob: Es schmeckt ungefähr wie zu Hause hören wir sehr oft, und der gesunde Appetit der Jungs und vor allem die strahlenden Augen, wenn der Tisch hübsch gedeckt ist und die Speisen freundlich angerichtet, entschädigen uns für unsere Mühe vollauf. Wenn nicht die große Sorge um die Zurückgebliebenen wäre, so könnten wir wirklich aufatmen und dem Schicksal noch einmal dankbar sein, dass es uns diese Chance eines neuen Anfangs gegeben hat.

Dass auch Dein Bruder zu den Opfern jener Expedition gehörte, tut mir so furchtbar leid, weil er doch noch weit hartnäckiger war, als wir anderen alle. Kurt ist seit einigen Wochen in London, wo er den Termin seiner Ausreise nach USA abwartet. Was mit Helmut wird, weiß ich noch nicht. Und das Schicksal meiner Eltern macht mir auch ungeheure Sorge. Ich habe sie auf dem Umweg über Bolivien hier angefordert, ein Wagnis in jeder Beziehung, aber doch der einzig gangbare Weg. Es scheint allerdings, dass auch dieser Versuch nutzlos war. Wovon sie leben ist mir schon lange schleierhaft. Mein Zimmer ist vermietet und die Wohnung auch sonst verkleinert. Wie lange sie das so voll halten ist eine andere Frage, und diese dämlichen Einwanderungsgesetze hier versperren einem jede Möglichkeit.

Dass Du mit Rolf zusammen bist, hat mich sehr beruhigt, denn ich weiß doch, dass man trotz der besten Kameraden oft und oft das Gefühl einer grenzenlosen Einsamkeit nicht loswird und dass Menschen, die wie wir an Freunde gewöhnt waren, noch schwerer alleine sein können. Manchmal erscheint es mir wie ein Traum, dass wir miteinander die Wälle genachtwandelt sind und dass man füreinander da war, wenn es sein musste. Es klingt beinahe so, als ob ich mich beschweren wollte, dass es jetzt nicht mehr so ist. Meine Kameraden und Kameradinnen sind mehr als nett zu mir, aber ich glaube, ich werde allmählich alt. Wirklich, es ist doch etwas daran, dass man, wenn man älter wird, nicht mehr so bedingungslos neue Menschen innerlich so aufnehmen kann, wie man es gerne möchte.

Brief von Otto Strauß, Melbourne an Edith vom 7. März 1939.

Interessiert hat mich Dein Bericht über das, was wir einmal in Krefeld hatten. Auch ich bin gleicher Meinung wie Du, dass unsere Haltung und Qualität weit besser waren als die metropolitanische. Auch ich vermisse schmerzlich einen Kreis, wie wir ihn in Krefeld hatten. Manchmal habe ich denn doch so ein bisschen Heimweh, wenn ich daran denke, dass wir um diese Zeit unsere Fahrten wieder begannen, im frühen März, wenn die Weidenkätzchen blühen, die Bachweiden ein frisches Grün zeigen über gefüllten Pöngeln und Wassern, und manchmal träume ich von stillen Gassen in Wachtendonk und Straelen, von Bruch und Wald, von den Krähen in Kloster Kamp und von einem geschwungenen Barockgiebel über einem deftigen Haus aus dunkelroten Ziegeln, hinter einem Vorgarten voll Tausendschön und Hecken aus Buche – Once, upon a time.

Mit vergleichsschwingenden Menschen unter den Einwanderern zusammenzukommen ist schwer. Zwar gibt es sie hier. Aber sie haben alle so viele eigene Sorgen, dass sie nicht ansprechen. Österreichische Juden – es gibt sehr viele Wiener hier – sind für uns sehr schwer aufzuschließen, fast noch schwerer als Ostjuden. An gute englische Juden heranzukommen ist recht schwer und erfordert etwas Geld zum Ausgeben, mit der einen Ausnahme, wenn nämlich eine heiratsfähige Tochter im Hause ist.

Ich fand bei allen deutschen Juden den gleichen instinktiven Abscheu vor den Ostjuden wieder. Meine Erlebnisse waren Menschen von großer Hilfsbereitschaft und hervorragender Freundlichkeit und Gastfreiheit. Sie sind auch heute mein häufigster Umgang. Ich bin froh, viele unbegründete Vorurteile in mir bekämpft und ausgerottet zu haben. Ich anerkenne ihre Liebe zum Jiddischen, das für sie eine lebendige Kraft ist, genauso und erkenne ihnen das Recht zu, das in die Gemeinschaft des künftigen australischen Judentums einzubringen, was sie für ihr wertvollstes Erbe halten – genau wie ich es von Teilen des deutschen Judentums wünsche und wie mir Teile des Deutschtums und Europäertums lebendige Kraft sind.

Sie sind oft hervorragend klug und tüchtig. Besonders unser Kreis, bestehend aus Söhnen und Töchtern der Menschen, die als I. Alijah aus Idealismus nach Palästina gingen (um 1880!) und die vor 30 Jahren – welch instinktiver Weitblick – hierher kamen. Aber, ihre ganze Fügung, ihre Mentalität, Instinkte und Geistigkeit sind völlig anders als unsere Korrelate. Sie können nichts mit unseren Gedanken neuer Religiosität anfangen. Wenn sie schon in die Synagoge gehen, gehen sie in die alte Schul'. Jeglicher Liberalismus ist ihnen „Kirche“.

Daher sind sie Gegner Dr. Saenger's, der hier die liberale Gemeinde leitet. Ich sehe bei ihm wenigstens den Willen zur Reform, zur neuen Gestaltung im Gottesdienst – übrigens drängt er weg von allzu protestantischem Reformgottesdienst hin zur deutschen liberalen Form – und zum Festhalten und Neugewinn von gesellschaftlich gehobenen Schichten, die sonst durch Laxheit, Assimilation und Mischehe verloren gehen würden. Fast jedes Mal ist sein Gottesdienst ein bisschen anders.

Seit 14 Tagen hat er als Kantor Dr. Krutsch (früher Prinzregentenstraße), und so hören wir unsere gute deutsche Vulgata-Tempelmusik, die hier ihre Pflegestatt findet in einer Zeit, da sie verstummt in den Tälern von Rhein und Donau, Elbe und Spree, wo sie 1500 Jahre getönt hat. Wohltuend ist das gegen die Starrheit der anderen Synagogen. Und er hält zwar aktuelle, aber wirklich gute Predigten, die erarbeitet sind, Hand und Fuß haben. So lockt seine „Kirche“ eine steigende Zahl von Menschen an, und unter seinen Verehrern steht das bewundernde schöne Geschlecht in einem Maß obenan und erfüllt die Atmosphäre mit einem Duft süßen Parfums, der mir nicht immer sympathisch ist, zumal keine Separatio im Gottesdienst besteht. Die innere Beteiligung seiner Gemeinde geht nicht über das dornier-ori-Interesse even social events hinaus, und wenn Gott behüte! drei Deutsche anfangen mitzusingen, wenn der Chor respondiert, wird man wie ein wildes Tier von kleinen Jungens angestarrt. Da ist manches

in den beiden englischen Synagogen besser, die ungefähr unserem Krefelder Gottesdienst entsprechen, aber ohne Orgel, mit schlechtem einstimmigen Chor und Gesängen, die nur selten vertraut sind.

Mein Cello beginnt, mir einige Dienste zu erweisen. Ich spiele einmal wöchentlich in einem kleinen Orchester mit und übe mehr als seit langer, langer Zeit. Es besteht sogar die Aussicht, wieder Quartett zu spielen. Wenn ich Zeit habe, was ich hoffe. Denn wir haben sehr viel nachzuholen und unsere ganze Erziehung aufzufrischen. Dann macht die Sprache erhebliche Schwierigkeiten, wenigstens, wenn man etwas anspruchsvoll ist.

Von Krefeld höre ich außer durch meine Mutter regelmäßig durch Ilse (Gimnicher) von allen wichtigen Änderungen. Ich hoffe, dass Dachs und wenn möglich einige andere bald nach Buenos Aires gehen können und freue mich, dass sie die bösen Anfangserfahrungen durch Euch erspart bekommen.

Brief von Karola (Ola) Wolf, Barnsley/GB an Edith vom 8. Januar 1939

Du wirst sicher von zu Hause gehört haben, dass ich in England bin und es mir gut geht. So ziemlich alles, was ich von Dir weiß, ist, dass Du zum Unterschied in Buenos Aires sitzt. Ich bin zwei Tage nach dem Losbruch in Deutschland etwas krumm mit „Heil Hitler“ aber seelenruhig nach Holland gefahren. (Du weißt ja, wir sind in dieser Beziehung alle eine Schieberfamilie.) Dort war ich eine Woche, und dann bin ich weiter mit meinem Pass, den Lia mir dorthin schickte, und worin ich das Visum für England hatte, nach Sheffield gefahren. Nach Sheffield bin ich durch einen sehr netten 17-jährigen Jungen, Manfred Weil aus Mönchengladbach gekommen, der hier für eine Rabbinerfamilie arbeitet. Er schrieb mir, ich könnte bestimmt eine Stelle finden, wenn ich erst mal in Sheffield bin. So bin ich also hier gelandet, und eine Familie hat mich aufgenommen, bis ich mein Permit zum Arbeiten bekomme. Manfred, der hier schon sehr viele Bekannte hat, lotste mich anfangs überall mit hin, damit ich Leute kennen lerne. Seine sämtlichen Bekannten waren sehr nett zu mir, und wir beide sind in der ersten Zeit fast täglich irgendwo anders eingeladen worden. Wenn man nicht andauernd nachdenken müsste, könnte man denken, man wäre zu seinem Vergnügen hier. Aber man kann seine Gedanken eben nicht ausschalten, und die Engländer zeigen dir sehr schnell, dass du nichts anderes bist, als ein dankbar zu seiender Flüchtling, wenn du sie um ihre Hilfe bittest und von hier aus versuchen willst, irgendetwas für deine Leute in Deutschland zu tun. Unter anderem habe ich also auch ein junges Arztehepaar kennengelernt, das in der Nähe von Sheffield in einem kleinen Ort wohnt. Sie hatten vor, irgendeinen Flüchtling zu sich zu nehmen und für ihn zu sorgen. Das Ende vom Lied ist jedenfalls, dass ich seit einem Monat bei ihnen bin und es viel zu gut habe. Ich erinnere mich, dass Lia einmal zu Dir sagte: „Ola hat Glück bei beinahe allem, was sie tut.“ Ich fange allmählich an, selbst daran zu glauben. Nur fühlt man sich nicht sehr behaglich, wenn man in seinem eigenen Glück an die denkt, die etwas Glück viel nötiger gebrauchen könnten. – Die Leute haben hier einen entzückenden zweijährigen Jungen. Zu einem großen Haus gehören außerdem noch zwei Mädchen, ein Mädchen für das Kind, eine Nurse (Schwester) für die Sprechstunde und zwei Autos. Du kannst Dir nun vorstellen, dass für mich im Haushalt kaum etwas zu tun ist. Sie bauen gerade ein Haus, näher bei Sheffield. Dort braucht er dann zwei Nurses für die Sprechstunde, und die eine bin ich dann. Sie sind beide sehr nett, und lassen einen nicht fühlen, wie dankbar man wirklich zu sein hat. Du kennst mich ja und weißt, dass ich nicht so ein einfacher Hausgenosse bin. Aber ich bemühe mich mit einigem Erfolg, liebenswürdig und ausgeglichen zu sein. Um sonst den Tag noch auszufüllen, bemühe ich mich um alle möglichen und unmöglichen Leute, dass sie mir beistehen, unseren Leuten in Deutschland zu helfen. Aber so selbstverständlich sie sich hier um die Flüchtlinge kümmern, so sehr sträuben sie sich dagegen, jemanden herüber kommen zu lassen, den sie nicht

kennen. Abgesehen davon haben die Leute hier bei sämtlichen Sammlungen für die Flüchtlinge zu spenden, sodass ihr Bedarf darin gedeckt ist. Im Großen und Ganzen sind sie jedenfalls alle nicht genug interessiert, um aus sich selbst heraus zu versuchen zu helfen.

Ich bemühe mich gerade, für Helmut eine Familie hier zu finden. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht. Meine Eltern hoffen sehr, dass es für sie bald mit Australien klappt. Ich bin mir gar nicht klar, ob ich lieber mit meinen Eltern nach Australien (falls überhaupt möglich) oder nach Amerika gehen will. Die Leute hier haben mir extra gesagt, von ihnen aus brauche ich nicht woanders hin auszuwandern. Aber ich glaube in keinem Fall, dass ich hierbleiben werde. Denn eine Zukunft hat man hier doch nicht.

Es ist komisch, wenn ich mit meinen Gedanken zu Hause bin (und ich bin mehr dort als hier), gehörst Du auch dazu, und ich denke nicht daran, dass Du wirklich in Argentinien bist. Überhaupt merkt man erst, wenn man einmal endgültig weg ist, wie sehr man doch wirklich mit dem Alten verbunden ist. Diese Gedanken sind aber nicht schmerzlich, sondern sie verbinden einen nur noch mehr mit den Menschen und den Dingen, die einem wert waren und sind.

Brief von Kurt, London an Edith vom 13. März 1939

Ich möchte wissen, wem Du damit nützen kannst, wenn Du Trübsal bläst und Dich grämst. Mehr als alles tun, um die Eltern und Helmut herauszuholen, d. h. zu versuchen, kann man nicht, weder Du noch ich. Ich hoffe, dass es mir bald gelingen wird, Helmut nach hier zu holen, Ich benötige dazu ein Deposit von 100 Pfund, die mir evtl. von Lia und Fritz, die in den nächsten Wochen kommen, zur Verfügung gestellt werden. Für die Eltern kann ich absolut gar nichts tun. Ich halte es für richtiger, wenn Du ihnen kein Geld schickst, sondern es dort aufbewahrst, in Deutschland sind Komitees und dergleichen Institutionen, die helfen, wenn es not tut, und schämen braucht man sich heute auch nicht mehr, wir müssen vorläufig alle nehmen, vielleicht können wir auch wieder mal geben. An und für sich ist es gar nicht so schlimm, wenn Helmut noch etwas drüben ist, denn solange er noch dort ist, haben beide Eltern ein Gefühl von Verantwortung, wenn er mal weg ist, weiß man nie, wessen Mutter fähig ist. Ich kann leider nicht umhin, Dir einige miese Neuigkeiten aus Krefeld mitzuteilen. Sowohl Kuis Mutter, wie Karl Meyer und Herr Wolf sind verhaftet worden. Die beiden ersteren wegen Silberschmuggels nach Holland, Herr Wolf wegen angeblich falscher Vermögensaufstellung. Ola weiß nichts davon, und ich bitte Dich, in Deiner Antwort auf diesen Brief nicht darauf einzugehen. Falls Dich Olas Geschichte interessiert, will ich Dir diese kurz in Stichworten mitteilen: Missverständnis mit den Sheffielder Leuten. Von Sheffield nach London im Haushalt. Miese Stelle, keine Arbeitserlaubnis, Stelle aufgegeben. Theater wegen Lia und Fritz, Telefonanruf von Krefeld – alles bei den Leuten in Stellung – Rausschmiss. In meine Pension gezogen, wartet auf Kommen von L. & F., zieht dann zu denen. Herr Wolf hat einen Vertrag mit einer holländischen Firma. Sie wollen dort alle wieder zusammen kommen. Mir geht es inzwischen ganz gut. Wie Du siehst, bin ich bei Helmut Strauß (H. Strauß (Silks) Ltd) beschäftigt und zwar als Trainee. Ich habe jetzt ein sehr schönes Zimmer in meiner Pension. In den nächsten Tagen muss sich eine Sache entscheiden, die für mich ganz fabelhaft wird, wenn es klappt. Durch Zufall kam ich mit Leuten in Berührung, die hier ein Textildruckunternehmen aufmachen wollen. Die Angelegenheit liegt jetzt beim Home Office. Wenn die Genehmigung erteilt wird, muss ich sehen, meine Arbeitserlaubnis zu bekommen, und dann bleib ich hier, ich soll nämlich den Innenbetrieb organisieren und leiten. Halt mal feste Däumchen. Freitagabend haben wir die alte Tradition wieder aufleben lassen. Georg, Maika und Ola waren bei mir zu Gast, es

gab Süßigkeiten etc. so wie zu Hause. Wir waren alle vier guter Dinge und haben festgestellt, dass sich wohl doch die Krefelder Leutchen unseres Kreises in London wieder zusammenfinden, eher als in anderen Teilen der Welt, und wir haben natürlich ohne ein Programm oder ein Ideal des Gemeinschaftslebens ein so starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, das ich mir kaum bei Euch vorstellen kann. Es ist aber auch bei uns so, dass wir alle uns jederzeit des großen Glücks bewusst sind, aus Deutschland heraus zu sein und froh und zufrieden sind mit allem, was uns in den Weg kommt. Hoffentlich gelingt es den anderen Krefeldern noch, die sich nach hierher bemühen, ihren Plan zu verwirklichen. Dann kann ich mir vorstellen, dass es kein schöneres Zusammenleben von Freunden gibt, wenn wir uns einmal die Woche sehen und im Sommer unsere Fahrten machen, wobei ich jetzt, ausgerechnet ich, der sich immer gesträubt hat, ganz von selbst der Leithammel werde, der zwar nicht zu Religionsphilosophien und Diskussionen führt, sondern ganz einfach die Religion der Musik und Kunst auf die Leutchen einwirken lässt, vollkommen ohne Kommentar. Das Kapitel Religion ist überhaupt des Erwähnens nicht mehr wert, auch die englische Jugend wehrt sich heftig gegen verstaubte Klamotten, dagegen habe ich noch nie so viele junge Leute an Kunst und Natur interessiert gesehen wie hier.

Du batest um genaue Schilderung der Novembertage, die ich Dir nicht gebe. Sei froh, sie nicht miterlebt zu haben, ich bin froh, sie so schnell wie möglich zu vergessen. Äußerlich sind die Tage an uns zu Hause spurlos vorüber gegangen, aber es hat jeder sein Teil mitbekommen. Wir haben hier einen Strich darunter gezogen und haben von neuem angefangen. Tu Du es auch.

Brief von Edith an Kurt, London vom 23. April 1939

Nun ich will heute meinem ersten Brief nur eins hinzufügen: Argentinien und die Heimgemeinschaft ist alles andere als eine Enttäuschung, und trotzdem löscht das alles nicht meine Sehnsucht nach Euch allen, wird dieses Gefühl eines ganz tiefen Bruches bleiben, und werden die Sorgen um die Eltern von Tag zu Tag größer, weil es mir immer klarer wird, dass ich von hier aus gar nichts für sie tun kann. Deshalb bin ich nicht unzufrieden und nicht unglücklich (wenn auch manchmal eine Stimmung kommt, in der man besser keine Briefe schreibt, die aber verständlich sein sollte und die Dir ja auch nicht ganz unbekannt sein dürfte).

Dazu will ich Dir nun erzählen, was ich hier tue. Lonny und ich führen zusammen die Küche und den Haushalt. Wir haben ein großes Haus, sehr geschmackvoll, wenn auch mit primitiven Mitteln eingerichtet. Ich habe mit Dausi zusammen ein Zimmer. Die Vorarbeiten waren natürlich ziemlich anstrengend, und auch die täglichen Arbeiten sind nicht leicht. Zwei unserer Jungs machen die schweren Hausarbeiten. Die Arbeit hier für die sehr dankbaren und immer sehr hilfsbereiten Leute hat mir große Freunde gemacht, nur ist jetzt das eingetreten, was ich immer ein bisschen befürchtet habe: Es wird mir allmählich zu viel. Eine Gruppe von 30 Leuten ist inzwischen wieder aus Deutschland unterwegs, bei ihnen ist die junge Frau eines unserer Jünglinge, die hat Massenküche gelernt und die soll, wenn sie hier sind, meine Arbeit dann übernehmen.

Was so zur Hausarbeit gehört, könnt Ihr Euch ja denken. Am Abend sind wir entweder in meinem Zimmer und nähen, schreiben oder lesen, oder wir gehen, selten allerdings, ins Kino. Da die meisten Leute den ganzen Tag auswärts arbeiten, wollen sie sich abends unterhalten und Ihr könnt mir glauben, dass es manchmal nicht so leicht war, den jungen Leuten zu helfen, ihre Briefe und Telegramme zu verdauen, und da ich nun mal das älteste Mädels bin und nicht durch „eigene Familie“ abgelenkt werde und auch nicht das Herz habe, die Leute fortzuschicken, wenn sie schon einmal herkommen, so ist mein Zimmer eigentlich immer voll Besuch. Aber ich freue mich darüber,

es hätte ja auch leicht anders sein können, eben wegen des großen Altersunterschiedes. Mit Lonny und Kuju stehe ich sehr gut, und gerade Lonny und ich haben viel Gemeinsames.

Ab und zu bin ich bei Siempelkamps eingeladen (gestern waren sie zum ersten Mal meine Gäste), und ab und zu bin ich bei Hedwig Abels, deren argentinische Familie ganz fabelhaft ist. Ihre Pflgetochter, ein 17-jähriges sehr intelligentes Mädel und ich, sind gute Freunde geworden, allem Gerede zum Trotz, dass man nicht an die Argentinier herankommt. Es ist auch sehr schwer, besonders wenn es sich um gebildete Einheimische handelt, aber wenn sie mal gastlich sind, dann auch bedingungslos. Ja und ab und zu holt uns unser Freund vom Schiff mit seinem Wagen ab, im Augenblick ist er allerdings krank, und wir müssen uns ein paar Wochen ohne ihn amüsieren. Wenn wir sonntags nicht schlafen, gehen wir in einen der wundervollen Parks. Was sonst noch an Freizeit da ist, verbringe ich mit Lesen und Lernen. Es ist nicht leicht, ein vernünftiges Spanisch zu sprechen, und ich bin meine Hemmungen immer noch nicht ganz los. Wenn ich hier abgelöst werde, will ich mal für einige Zeit in einen argentinischen Haushalt zu größeren Kindern gehen, um ein wenig beweglicher mit dem Sprechen zu werden. An sich weiß ich noch nicht, was ich dann beginnen werde, da man als Frau ziemlich viele Möglichkeiten hat, allerdings muss man vernünftig sprechen können. Vielleicht suche ich mir eine Stelle in einem der vielen entzückenden kleinen Modegeschäfte.

Vor acht Tagen habe ich mit Frau Heinemann gesprochen, die kurz vor ihrer Abreise mit Mutter zusammen war. Ich habe mir von ihr Einiges erzählen lassen und fürchte danach, dass es wirklich eines Tages brenzlich wird und man sich Vorwürfe macht, vielleicht nicht genug getan zu haben.

Ich habe nicht ganz verstanden, ob Du vorhast, evtl. ganz in England zu bleiben, wenn Du die Erlaubnis dazu bekommst. Hältst Du das für richtig bei der großen Möglichkeit eines europäischen Krieges? Von hier aus sieht es jedenfalls so aus, als ob es in Europa brennt. Neulich hat hier in den Zeitungen gestanden, wenn nachts die Sirenen heulen, wäre es das Zeichen, dass in Europa der Krieg ausgebrochen wäre. Ein paar Nächte später hat irgendeine Schiffsirene sehr laut getutet, und wir haben gedacht, es wäre das Signal. Man merkte dann bald, dass es nicht so war, aber mir ist dabei so recht klar geworden, dass man in solchen Fällen den Eltern überhaupt nicht mehr helfen könnte.

Am vergangenen Sonnabend hatten wir unsere offizielle Einweihungsfeier. Das was so zur jüdischen Spitze gehört, war beinahe vollzählig dazu erschienen. Wir haben unseren Speisesaal in einen Vortragsraum umgewandelt und unsere Gäste mit einigen von Manfred einstudierten sehr guten Liedern, Rezitationen und den üblichen Reden erfreut. Hinterher durften sie das mit vieler Mühe geschrubbte Haus besichtigen. In dieser Zeit haben wir in der Halle eine sogenannte Bar aufgebaut. Unser Kellner und Mixer Akl hat am Nachmittag einige Cocktails gemixt, wir hatten dazu Kekse und Sandwichs. Die Leute haben gegessen und getrunken wie die Scheunendrescher, und alle haben unser schönes und gepflegtes Haus bewundert. Es war wie man zu sagen pflegt: ein gelungener Abend.

Brief von Edith an Kurt, London und Ruth Kauders vom 20. Juni 1939

(Kurt) Heute wird es nur ein kurzer Brief, weil ich wenig Zeit habe, außerdem will ich Ruth noch zum Geburtstag gratulieren und ich bitte Dich, ihr den Brief weiter zu schicken. Gestern Abend sagte uns Kuju, dass die Kinderan gelegenheit wahrscheinlich nicht durchführbar ist. Ich war wahnsinnig enttäuscht und habe, nachdem was Dachs mir von Helmut erzählt hat, nicht den Mut, es ihm zu sagen. Kui wird inzwischen bei Dir gewesen sein und Dir bestätigt haben, dass man unbedingt irgendwas für ihn tun muss. Du musst eben noch einmal alles versuchen, ich will noch ein paar Wochen warten, ehe ich schreibe, dass es schief gegangen ist, denn vielleicht findest Du in dieser Zeit doch einen Weg. Ich habe anschließend an diese Unterhaltung auch mit Kuju über die Eltern gesprochen. 3.000 Pesos braucht er, dann kann er sie mit Chilevisum-Transit Argentinien hierherholen, und vielleicht reicht diese Summe auch zur Legalisierung. Ich kann das Geld hier nicht bekommen, denn niemand leiht es uns hier, da ja jeder weiß, dass wir es nicht zurückzahlen können. Ich werde gleich im Brief mit Ruth einmal darüber sprechen. Mutter schrieb, ich sollte sie nicht um Geld bitten, denn sie könnte wohl nichts geben. Ich werde es in diesem Ton aber doch versuchen, vielleicht ist sie geberfreudiger gestimmt, wenn sie das Kind hat. Mit 1.000 Pesos könnte Helmut auch hierher kommen, das wäre immer noch möglich. Mich macht das alles ganz kaputt, denn ich habe eine wahnsinnige Angst vor dem, was alles noch dort in Deutschland passieren kann, und es wird doch überall immer noch schwerer. Bitte, schreib doch mal und sag doch mal ein Wort dazu, es geht Dich ja auch ein wenig an. Kannst Du nicht mal mit Paul reden, oder direkt mit Onkel Josef? Andere Verwandte helfen ihren Leuten doch auch, nur unsere scheinen nicht zu existieren. Und je länger es dauert, umso mehr bedrückt es mich, ich kann nicht dazu, es kommt wohl auch daher, dass viele von den anderen hier von ihren Verwandten Geld bekommen und ihre Leute herausholen können. Nur ich kann immer wieder nichts tun. Du wirst böse mit mir sein, dass ich immer wieder davon anfangen, aber antworte mir wenigstens einmal, damit ich weiß, wie Du darüber denkst und welche Pläne Du hast. Glaubst Du, es wäre leicht für ein Weibsen, diese Sorge immer wieder alleine mit sich auszutragen und die ganze Verantwortung alleine zu spüren?

(Ruth) Ich habe sehr lange nichts mehr von Euch gehört. Wie geht es Dir, hast Du Dein Kindchen schon? Ich habe neulich mal wieder hier bei der Emigracion angefragt durch einen Bekannten, der sehr gute Beziehungen dorthin hat. Man hat mir sagen lassen, dass es keine Einwanderungsmöglichkeit gibt, wenn man keinen Pass hat. Auch die Eltern und Helmut machen mir immer mehr Sorge. Wir hatten jetzt versucht, einen Kindertransport hierher zu schaffen, bei dem Jugendliche unter 18 Jahre mitkönnen. Ich hatte es für die Heinsberger Kinder und Helmut beantragt. Aber die Sache hat nicht geklappt. Ich wage gar nicht, das nach Hause zu schreiben, denn der arme Junge ist schon ganz verzweifelt. Er ist noch allein übrig, seine ganzen Freunde sind in England, und Kurt kann ihn auch nicht holen, weil dort ja noch eine Bürgschaft gestellt werden muss. Wenn ich hier 1.000 Pesos hätte, könnte er herkommen und würde mit dem Geld sogar legalisiert werden. Es gibt eine Möglichkeit, die Eltern mit Chilevisen herzuholen, die ebenfalls viele Pesos kosten würden. Ist das nicht fürchterlich? Legale Wege gibt es nicht mehr, aber auf diesem Umweg kann man eben noch jeden hereinkriegen, wenn man die nötigen Beziehungen hat und die haben wir glücklicherweise. Es ist das alles besonders schwer, wenn man dann so gar nichts tun kann, quält es einen sehr. Hinzu kommt, dass ich immer fürchte, eines Tages geht es überhaupt nicht mehr. Aber es hilft ja alles nichts, was nutzt es, wenn man Tag und Nacht darüber nachdenkt, man kann eigentlich nur auf ein Wunder hoffen, der Präsident kann abgelöst werden, ein anderer könnte drankommen, der dieses enge Netz von Einwanderungsbestimmungen entwirrt, oder wir können das große Los gewinnen. Unser Heimleiter sagte mir vor

einer Viertelstunde, wenn er 100.000 Pesos hätte, wäre das Problem Eltern für alle 50 Leute der Heimgemeinschaft gelöst, denn inzwischen sind 25 neue Leute hier angekommen, aber es werden die letzten sein. Hier in B.A. gibt es sehr viele reiche Leute, sie sperren sich hermetisch ab, man kommt ihnen selbst auf gesellschaftlicher Basis nicht nahe. Wir möchten so gerne mal bei richtigen Argentinern oder schon lange ansässigen Leuten eingeladen werden, um überhaupt Beziehungen menschlicher, gesellschaftlicher und vielleicht auch beruflicher Art zu bekommen, es scheint unmöglich zu sein. Man ist eben der Einwanderer, der Herr von Habenicht, Bildung gilt nichts, entscheidend ist nur das Geld für den gesellschaftlichen Erfolg. Manchmal fragt man sich, ob es überhaupt lohnt, dieses Leben so weiter zu kämpfen, immer als Fremder, immer unten, immer mit Sorgen und bei jeder kleinen Freude, die man sich leistet, das Gefühl: eigentlich darfst Du das gar nicht. Wenn wir nicht alle so stark hofften, dass es vielleicht eines Tages doch wieder bergauf geht, es wäre manchmal nicht leicht, weiter zu machen. Und doch weiß man ganz genau, dass nicht alle wieder hochkommen. Wir sind nicht undankbar, wir wissen es wohl zu schätzen, dass wir hier in Ruhe und Frieden leben können, aber wir finden nicht die innere Ruhe, solange man die Sorgen um die Angehörigen nicht los wird.

Das sollte nun eigentlich ein Geburtstagsbrief für Dich werden, liebe Ruth. Verzeih, dass wieder einmal nur von meinen Sorgen drinsteht, es geht fast nicht mehr, dass man einen Brief schreibt, in dem andere Dinge stehen, wenn er nicht an ganz gleichgültige Menschen gerichtet ist. Und bei Euch weiß ich doch, dass ich über die Eltern mit Euch reden darf. Nach Hause muss man immer zuversichtliche Briefe schreiben, sie dürfen um alles in der Welt die Hoffnung nicht verlieren, dass wir sie holen können. Ich wünsche Dir, dass Du Deinen Geburtstag froh und schön verlebst und dass Du in diesem Jahr viel Gutes und Schönes erleben sollst, damit all das ausgelöscht wird, was Du an hässlichen Erinnerungen in Dir trägst.

Brief von Edith an Ilse Gimnicher, Burnley / GB vom 17. Juli 1939

Und nun will ich Dir ein wenig von mir erzählen. Ich bin also Gouvernante bei drei Kindern, ein Junge sieben Jahre, zwei Mädels 11 und 13 Jahre, sehr reiche und well educated argentinische Juden. Ich muss morgens um halb acht hier sein, die Kinder wecken, mit ihnen frühstücken, dann mit dem Jungen Schulaufgaben machen. Das große Mädels arbeitet alleine, die Kleine geht morgens zur Schule. Nach dem Mittagessen geht der Junge, und ich muss mit dem Mädels arbeiten. Morgens gehen wir immer ein bis zwei Stunden spazieren. Am Nachmittag gehe ich dann mit der Kleinen entweder zur Klavierstunde oder zur Tanzstunde oder mal zum Zahnarzt. Um 5 Uhr kriegen wir den Tee serviert, um acht Uhr müssen alle gebadet und im Nachtgewand sein. Mittags essen wir mit der Mutter zusammen, abends ist die Miss mit ihnen alleine. Um halb neun Uhr sind sie im Bett und aus der Miss und Mademoiselle wird wieder Edita. Sie geht dann nämlich nach Hause. Sonntags habe ich von halb bis elf Uhr morgens Dienst. Ich habe rote Fingernägel, bin immer ein wenig kriegsbemalt und muss immer gut angezogen sein. Dafür tue ich den ganzen Tag nichts, womit ich mir die Hände schmutzig mache. Und abends bin ich todmüde. Kein Wunder, denn ich spreche vier Sprachen am Tag: mit den Kindern nur englisch, mit der Großen englisch und französisch und mit der Mutter französisch und spanisch und mit den anderen nur spanisch und zu Hause deutsch. Der Haushalt ist vornehm, die Kinder sehr gut erzogen mit fabelhaften Manieren bei Tisch – und wehe, wenn sie sich daneben benehmen. Wir fahren entweder mit unserem fabelhaften Auto oder mit einem Taxi. Es ist alles so selbstverständlich. Wir gehen in die schönsten Kinos auf die teuersten Plätze (auch das gehört zu meinem Dienst), und ich beneide die Kinder um die Sicherheit, mit der sie ihr Leben in diesem Rahmen hinnehmen. Und

wie es mir gefällt? Gut natürlich, denn ich verdiene gut und lerne unerhört viel und leicht ist es von dem Augenblick an, wo ich zu Hause die Tür hinter mir zuklappte, noch nie gewesen. Hier in diesem Hause respektiert man wenigstens meine Bildung, sonst nicht so selbstverständlich in Argentinien, wenn man nicht dazu auch Geld hat.

Brief von Edith an Kurt, London vom 2. Mai 1940

Von mir selbst will ich Dir nur noch sagen, dass meine Rolle als Miss ausgespielt ist. Meine Chefin hat versucht, mir das zu nehmen, was ich als das Wertvollste schätzen gelernt habe: Selbstständigkeit und Stolz. Da musste ich aufhören, denn um nicht gedemütigt zu werden, sind wir ja fortgegangen. Die Stelle hatte auch insofern ihren Zweck erfüllt, als sie mir so viel Spanisch beigebracht haben, wie ich bei ihnen lernen konnte. Nun beginnt der zweite Start, und ich hoffe, Dir in der nächsten Woche schreiben zu können, dass meine Pläne geklappt haben und ich irgendwo wohlbestallte Sekretärin bin und damit die erste Etappe erreicht habe, die zum endlichen Wieder-sicher-werden führt, wenn es so etwas überhaupt noch einmal für uns gibt.

Brief von Ilse Gimnicher, London an Edith vom 20. August 1939

Du bis wenigstens eine mitleidige Seele gewesen, die meine Position nicht ein wenig hübsch dort oben in Nordengland fand. Wenig hübsch ist noch sehr sachte, denn ich flüstere Dir weiter, dass mich die Headmistress geschlagen hat, mir das Gehalt (15 sh) keeping und feeding zum Vorwurf machte und auch das Permit (10 sh) jeden Tag erwähnte. Nun, nachdem wir uns dann nicht mehr wörtlich gefochten haben, sondern tätlich, da zahlte ich ihr das 10 sh Permit zurück, und sagte während der Frist adieu, auf Nimmerwiedersehen, ganz davon abgesehen, dass sie mich einiger Dinge beschuldigte, die ich nie getan habe und desgleichen, weil ich gänzlich herunter war.

Ich habe natürlich das nicht heimgeschrieben, aber es genügt Dir ja wohl, wenn ich Dir erzähle, dass Steffi und ich eines mittags uns in den Bahnhofswartesaal setzten und pennten, weil wir das Haus verlassen mussten, wenn wir unseren freien Mittag hatten. Eines Morgens bin ich ohnmächtig gewesen, das erste Mal in meinem Leben. So fand ich es angebracht, meine Gesundheit nicht dort kaputt zu machen, und ich bin doch nicht eine von denen, die rasch die Flinte ins Korn werfen.

Drei Monate war ich dort. Gegen Ende des dritten Monats lernte ich die Leiterin des Burnleyer Arbeitsamtes kennen, bei der ich dann jeden freien Mittag eingeladen war und die mir meine jetzige Stelle verschafft hat, nämlich bei ihren besten Freunden. Ich bin nun bereits sechs Wochen in London und habe eine Stelle angetroffen, die ich recht vielen von uns wünschte zu bekommen. Mein Chef ist Bauunternehmer, unser Haus eine dollschöne Villa in einem besonders schön gelegenen Teil Londons in Middlesex. Mann, Frau, Sohn (25) plus Braut (19), Tochter (23) plus Bräutigam (23). Alle sind sie schrecklich nett zu mir und die soziale Stufenleiter, wie Du es so nett und gut ausdrückst, ist hier nicht vorhanden. Ist das nicht fein? Ich selbst habe ein knorkes Zimmer, so ungefähr, wie Ola es in Krefeld hatte, nagelneue moderne Möbel in Schleiflack und sogar einen Kleiderschrank, den doch wenige unserer Leutchen in England besitzen. Das Haus hat acht Zimmer, einen großen Garten, Veranda, zwei Autos, zwei Vögel, Hunde besitzen wir nicht, G. s. D. Kochen brauche ich nicht, bloß alles sauber halten und morgens jedem Teil der Familie das Frühstück um zehn Uhr ans Bett bringen. Um 12.30 Uhr kann ich erst anfangen, die Betten zu machen, und diese scheußlichen englischen Blankets anstatt unserer Federbetten, die doch wie ein geölter Blitz



Ilse Gimnicher aus Krefeld in Burnley/England im August 1939.
Sie heiratet im November 1947 Otto Strauß in Sydney/Australien.
Anschließend lebt das Paar in Melbourne.

zurecht gestreift sind, sind wahrlich keine Freude. Aber ist ja egal, es ist keine schwere Arbeit, verdiene ein Pfund per Woche, Versicherung bezahlen sie 100 Prozent für mich, und wenn ich meinen freien Nachmittag habe, dann gibt mir Mr. Smith meistens drei Shilling mit, damit ich in einem Hotel meinen Lunch haben kann. Ich werde wie die eigene Tochter im Hause behandelt. Samstagabend wird musiziert. Der Sohn spielt Geige, die Tochter sehr ordentlich Klavier, und unser Flügel ist auch nicht schlecht. Sie verlangen von mir, dass ich jeden Freitagabend zur Synagoge gehe und überhaupt, ich kann haben, was ich möchte, sie erklärten mir, sie seien sehr zufrieden, ich wäre quick, und wenn die Arbeit eben getan wäre, könnte ich ausgehen. Die erste Zeit musste ich um halb zehn Uhr zu Hause sein und bekam keinen Schlüssel mit, nach vier Wochen, in denen ich auf die Minute pünktlich war, und das heißt viel in London, bekam ich einen Schlüssel und muss nun erst um zehn Uhr da sein. Einmal ließ ich Ernst und Georg allein im Kino sitzen, weil ich doch um halb zehn da sein musste. Außerdem darf mich kein Junge abholen, so habe ich denn Ernst, der mir am Nächsten wohnt, den Titel „Vetter“ verliehen, und wenn einer der Jungs telefoniert, dann sind sie alle Vettern. Dein Bruder Kurt wollte direkt schon Onkel von mir sein, und wir haben Tränen über die „list of honors“ gelacht. Überhaupt, ich habe beinahe geheult vor Freude, als ich alle inklusive Lia wiedersah. Aber ebenso traurig wird es in wenigen Jahren sein, nochmals auf Wiedersehen zu sagen. Nun, augenblicklich bin ich bestrebt, mich hier gut einzuleben und nicht so viel zu trauern, das haben wir noch genug vor uns.

Zum Schluss möchte ich Dir ein recht herzliches „Leschono Asuwoh“ wünschen. Ein sehr böser Traum war das vergangene Jahr und auf Besserung keine Aussicht, vermute ich. Leider kann ich dieses Jahr nicht den Tradition gewordenen Gang zur Dreikönigen Straße 30 zu Deinen Eltern machen, aber besser draußen, als ihn in Deutschland gehen.

Brief von Rolf Exiner, Melbourne an Edith vom 26. Juli 1939

Der zweite und wichtigere Grund (Dir zu schreiben) ist, Dir gerne zu sagen, dass mich Dein letzter Brief, den mir Otto gezeigt hat, mehr „angesprochen“ hat, als viele, die persönlich an mich gerichtet waren.

Wir haben über das, was der Begriff „Heimweh“ umfasst, wohl aus einer stillen Verabredung heraus nie gesprochen, jeder von uns fühlt es wohl in irgend einer Form mehr oder weniger, aber je weniger man davon spricht, desto besser ist es. Es ist dies eine Sache, die jeder mit sich selbst auszumachen hat und in der einem kein anderer helfen kann. Ich schreibe Dir das jetzt nur, damit Du siehst, dass auch die Schnoddrigkeit von „Berliner Großschnauzen“ ihre Grenzen hat und auch Leute, die den Gemeinschaftsweg nicht wählen konnten oder wollten, nicht verschont bleiben. Natürlich muss ein Gemeinschaftshaus wie das Eure, bewohnt von Menschen mit einer mehr oder minder gemeinsamen Vergangenheit, eine ideale Brutstätte für diese „Bakterien“ bei an und für sich schon von vorne herein „Infizierten“ sein. Jedenfalls habe ich gesehen, dass auch das schönste blaue Meer, herrliche Eukalyptusbäume, tropische Palmen und Farne mir auf die Dauer nicht den ärmlichen Sandboden „meiner Mark“ ersetzen können. Von Birken an Chausseerändern, Roggenfeldern, Rehen am Waldrand, alten Dorfstraßen mit blühenden Kirschbäumen und dunkelblauen Seen in schwarzen Kiefernwäldern ganz zu schweigen.

Das Eigenartigste aber ist, dass ich in diesem Lande gar nicht das Bedürfnis habe, sonntags die Stadt abzuschütteln, obgleich wir es landschaftlich sicher noch schöner haben als ihr. Diese Landschaft aber ist stumm, sie spricht nicht zu mir. Hier erst habe ich empfunden, dass es neben traditionslosen Städten und Dörfern auch eine traditionslose Landschaft gibt, zu der man kein inneres Verhältnis gewinnen kann, weil sie zu jung ist und nicht der Ausdruck einer vieltausendjährigen Kultur ist, zu der man eben in einem inneren Verhältnis steht.

Brief von Otto Strauß, Melbourne an Edith vom 12. August 1939

Ich entnahm Deinen Zeilen mit einer gewissen Sorge, Du habest Dich im Bett befunden. Ich hoffe, dass das wieder in Ordnung ist und Deine Gesundheit, die Voraussetzung alles Wohlergehens, intakt ist, denn an sie werden sicherlich allerhand Anforderungen gestellt bei dem, was Du zu leisten hast.

Gestern kam ein Brief meiner Mutter – einer der letzten aus Krefeld, und damit schwindet nicht nur eine Familie aus Krefeld, die dort ungefähr 60 Jahre vertreten war, sondern die letzte Freimarke kündigt das Ende eines Familienstammes in Deutschland an, so ein Ende und hoffentlich einen Beginn markierend.

Mein Bruder ist seit vier Wochen hier und versucht sich einzuleben. Wir übereilen die Entscheidung nicht. Du vernahmst aus den Berichten, dass ich die Permits für Mutter und Ola erhalten habe. Sie werden sich, wenn alles klappt, am 1. September in London einschiffen und Anfang Oktober hier sein. Ich bin ein wenig stolz darauf, dass ich das in weniger als einem Jahr geschafft habe, obwohl bis 1938 niemand von uns draußen war. Es bestätigt meinen Riecher für Australien, denn woanders wäre mir das nicht geglückt. Immerhin, ich weiß, dass das eine ganz unverdiente Glückschance war, für deren Gelingen ich ebenso wenig kann wie für ihr Misslingen. Ich freue mich auf ihr Kommen. Dann können wir auf der solidesten Grundlage, der Familienbasis, etwas beginnen, und wenn wir Glück haben, können wir nach 25 Jahren soweit sein, den ersten Schutt hinter uns zu haben.

So, nun bin ich da, wo ich wollte. Planen für die Zukunft, Sorgen und Hoffnungen und Last der Verantwortung, das ist es, was auf mir lastet. Ich bin ein Mann geworden, Edith, nicht länger ein Junge mehr, und wenn mich jemand einen boy nennt, dann lächle ich ein wenig, halb heiter, halb schmerzlich mit der Seligkeit, mit der ein alter Herr seiner Fuchsenjugend gedenkt oder ein Staatsmann, ein old boy, der days now by gone, da er selbst die stolzen Farben seines Colleges trug. Realität heißt meine Devise heute, und ich habe zu viel in die gemeine Niedrigkeit der Menschen geschaut, als dass ich nicht mit nüchternem Blick das immer sehen werde. Pessimismus ist die Folge. Ich habe tief über die Erfahrungen der Zeit nachgedacht. Was mein Bruder mir aus dem K.Z. erzählte – und es wird nicht alles gewesen sein, was er sah – hat das tief beeinflusst. Schweigen wir von der arischen Seite, dem verbrecherischen Austoben perverser, sadistischer Sexualtriebe, bewusst losgelassen. Da ist jedes Wort zu viel und gilt nur das Gelöbnis, dabei zu sein, wenn der Kriegsgott seine Fuchtel wieder schwingt und wir wieder waten müssen bis zum Knöchel im Most des großen Kelterns. Die Ausrottung dieser Art von SS-Verbänden (nur die meine ich) ist ein gottgefälliges Werk.

Nein, was er von der jüdischen Seite berichtete und darin von anderen bestätigt wurde, ist so deprimierend. Ich schweige von dem Dutzend Schiebern und Verbrechern aus Wien. Was bleibt ist genug. Und wenn ich mir hier die Emigranten ansehe ... na, das hast Du ja selbst geschrieben und Kuju früher in den Rundbriefen beschrieben. Der Ekel steigt mir hoch, wenn ich die feindlichen Blicke sehe, mit denen sie sich gegenseitig mustern und an die Kehlen springen möchten. Zur Führung dieser Menschen fühle ich keine Berufung. So tue ich nun das, was Du einst, in einem bewegten Gespräch auf dem Frankenring vorgeschlagen hattest: Ich ziehe mich zurück, um mein eigenes Leben zu führen. Als Du es damals vorschlugst, habe ich es zornig abgewiesen; es ging damals nicht, wo tausend Berufungen jeden Tag an uns ergingen. Heute kann ich es. Ich habe wieder Kräfte zu sammeln, für mich zu säen und für mich und an mir selbst zu arbeiten, einsame Jahre lang. Ich fühle nämlich sehr genau, dass man eines Tages mich wieder brauchen wird und wieder der Einsatz des Ganzen verlangt wird. Ich werde nicht mehr so leicht den Anspruch auf Autorität mit der Herkunft aus guter Familie, Bildung und dem Ruf aufrechten Charakters begründen können. Man wird mich fragen: Wenn Du das gemeinsame Haus bestellen willst, wie hast Du dein eigenes bestellt, wie mit deinem Pfunde gewuchert, was aus dir gemacht? Politiker im Wartestand, das bin ich jetzt.

Vielleicht ergeht der Ruf nicht mehr auf dieser Erde. Dann gilt es ein Erbgut zu bewahren, das ich stolz genug bin, für erhaltenswert zu erachten. Das bin ich jetzt ecce homo. Ich fühle mich nicht müde und dekadent, im Gegenteil, auch nicht vergrößert, bar aller edleren Regungen, die eine reiche Jugend erfüllten. Ich bin feinfühlig wie je zuvor, aufgeschlossen und offen, und ich fühle, dass mir die Herzen immer noch so zu schwingen wie den andern. Ich nehme mich zwar ernst, aber nicht wichtig, ich sehe meine Grenzen klarer als je und vergeude keine Kräfte mehr, an Toren zu rütteln, die mir doch verschlossen bleiben. Ich bemühe mich nur schlicht und recht, meine Grenzen zu erkennen. Diese Grundgefühle erfüllen mich, und sie werden bei der Fällung wichtiger Entscheidungen das erste Wort zu sagen haben, vor allem in beruflicher Hinsicht. Vielleicht kommen wir da zu ganz überraschenden Ergebnissen.

Ich habe von diesem Standpunkt aus Euer Gefühl des Heimwehs betrachtet. Ich habe einen tiefen Glauben an das Schicksal und seinen ewigen Lauf. Das hat mich nach Australien verschlagen, und hier habe ich zu stehen. Das ist bei mir nicht nur eine Sache des Wissens und der Vernunft. Es ist eine Sache des Schicksalsgefühl und des Willens. Assimilation ist nicht nur die – passive – Fähigkeit, angepasst zu werden. Ich spüre diese positive Kraft in mir, auch wenn in Winterszeit der Keim schläft. Er schläft, aber er lebt und hat seine Funktionen des Lebens. Ich vermisse diese Kraft bei den anderen. Ich sehe die Zeichen mangelnder Assimilationskraft an den Symptomen. Appetitlosigkeit, Magenschmerzen, Verdauungsbeschwerden sind die Anzeichen ernster Stoffwechselerkrankungen. Sie befragen den falschen Doktor und verordnen sich ein Opiat: Musik. Mein Ideal der Musik war das musikantische, die Freude am Erklängen innerer Kraft und die Meisterung der dunklen Wallungen in ernster Selbstbemühung: Klassischer Fall ist das Musizieren im Streichquartett. Ihr Ideal ist, passiv auf dem Sofa zu liegen und durch Musik in Gefühlen zu schwelgen und – ihr Heimweh zu lieben. Darum verstehen wir uns nicht.

Nie habe ich im Camp gesehen oder auch nur später je eine Andeutung gehört, dass sie ein Auge gehabt hätten für diese Landschaft, das war nicht die blaue Serenität von azurblauer Meeresbucht mit Palme, Farn, Eukalyptus und der Pracht der Blumen. Das war eine „Wiese mit Kühen“ und sanfte Berge, eine Landschaft wie sie Ruysdael schilderte, mit der einsamen Farm, den Wegen am Waldesrande, der einsamen Eiche auf dem Hügel, den Rindern auf der Wiese und dem Bächlein mitten durch eine Landschaft, die sich in leidenschaftliche Falten warf. Ich habe sie, die immer und gern Cricket und Karten spielten und redeten und lasen und Unsinn machten und am Feuer saßen, auch nie sich wegstehlen sehnen aus der Runde. Der Sonnenuntergang in Waratah Bay gehört zu dem vollkommensten, was ich je sah. Sie hatten kein Aug´ für das, und „die Augen sind doch das Schönste“.

Man schelte mich nicht roh, auch ich bin oft morbid und müde, habe ein Ohr für romantische Landschaft und für Musik. Auch ich habe Heimweh. Bin ich doch länger durch Deutschland gewandelt denn sie, habe fühlend sein Wesen er – fahren und habe wahrscheinlich innigere und zartere Beziehungen zu seinen Menschen gehabt als sie alle. Aber ich weiß, das hatte seine Zeit. Wenn ich zurückkäme, es wäre tot oder belastet mit der Erinnerung an Blut und Tränen. Nach 14 Tagen würde mir die Freiheit fehlen und der feste Grund, der hier mein ist, wirklich mein und mein allein und wo ich nicht nach Polizei und neidischen Nachbarn zu fragen habe. Ich lache ob der Phantasie, in Deutschland dem Lande zu leben und keinen Umgang mit seinen Menschen zu haben. Das hat ein Mensch versucht – der späte Hölderlin, und hat dafür mit Wahnsinn bezahlen müssen. Wir könnten es nicht. Den Glauben aber an die Menschen habe ich verloren. Ich möchte nicht zu ihnen zurück. Nicht einmal Coriolanus möchte ich sein, obwohl die Rache oft in meinem Blute kocht. Ich würde nicht umkehren vor dem Sieg, wenn mir die alte Geliebte entgegenträte, und ich würde nach der Schlacht zurückgehen nach Australien. Der Bildhauer Gott hat zugeschlagen, aber ich war von hartem Stoff.

Ich schäme mich nicht meiner alten Heimat und tilge ihr Herdenken nicht aus meinem Bewusstsein: Ich habe die

damnation memoriae stets für töricht und undankbar gegenüber alten Wirklichkeiten gehalten. Das ist einiges von dem, was ich Berlinern nicht sage, weil es sie verletzt, ohne aufzubauen. Ich habe Partikularismen und Provinzialismen nie geschätzt, sie in meiner Gruppe – wie schwer war es bis zuletzt! – bekämpft und sehe mit einer gewissen Sorge die Kirchturmspolitik noch wirksam, vor allem bei den Leuten in London.

Wir deutschen Juden können uns das heut nicht mehr leisten, wenn wir unsere Geschichte und Tradition draußen rechtfertigen wollen; es geht um die Übertragung der geistigen Substanzen. Aber der Unterschied in der Struktur bleibt, im „Wie“ des Lebens. Längst bin ich mir darüber klar, dass wir in Krefeld einen eigenen Bund hatten, einen Bund im Bunde. Wir waren reichstreu wie nur eine Gruppe, und ich sehe keinen Grund, an unserer alten Haltung etwas zu ändern. Ich weiß, dass Ihr nur eurer eigenen Art gemäß lebt und keine geistigen Sonderbelange vertreten wollt. Ich tue ein Gleiches.

Zum (jüdischen) Jahreswechsel die ernstesten und aufrichtigsten Wünsche; wir alle stehen immer noch in einer Reihe und schütteln uns so die Hände: I'schanah towah tikatewu.

Brief von Edith an Josef und Käthe Wilczek, Frankfurt von 1939

Am Freitag in der Synagoge traf ich Frau Cohen und Sohn dann beide wieder. Es war das erste Mal, dass ich Zeit hatte, zum Freitag-Abendgottesdienst zu gehen. Die Synagoge war bis zum letzten Platz gefüllt, zur Hälfte waren es Argentinier und die übrige Hälfte waren eingewanderte Juden. Das Ergreifendste an dem sehr schönen Gottesdienst ist das große Kaddisch (Gebet für die Toten), bei dem unzählige Männer nach vorne gehen, und die vielen weinenden Frauen. Die Orgel hier ist wunderschön und vor allem der Chor ist so unerhört gut, dass man davon mitgerissen wird. Der Kantor hat ebenfalls eine besonders schöne Stimme, er ist Ostjude und seine Melodien sind meistens auch ostjüdisch. Unser Empfinden ist geschärft für die Tragik, die in diesen Melodien liegt, und seine Ergriffenheit, die wohl ohne Zweifel echt ist, überträgt sich auf die Gemeinde. Man sieht kaum, dass die Frauen zusammen tuscheln, und wo es vereinzelt geschieht, sind es deutsche Frauen, die von den Argentinierinnen missbilligend angesehen werden. Sie haben hier wohl noch eine tiefe Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Synagoge, man merkt es an verschiedenen Gebräuchen, die uns unbekannt sind, jedenfalls habe ich es so noch nirgendwo in Deutschland gefunden.

Kurz vor dem Kiddusch treten zwei Knaben nach vorne, sie sind gekleidet wie der Kantor. Einer von ihnen nimmt den Becher von einem seitlich stehenden Tischchen und trägt ihn mit hoch emporgehobenen Händen und feierlichem Gang dem Kantor hin. Während des Kiddusch stehen die Jungs unbeweglich, und dann nimmt erst der eine den Becher, führt ihn mit feierlich-langsamere Bewegung zum Mund, trinkt und bringt ihn wieder mit hoch emporgehobenen Händen dem anderen Jungen, der, nachdem er ebenfalls getrunken hat, den Becher wieder auf den Tisch stellt. Es wirkt sehr schön und sehr feierlich. Außerdem singen sie das ganze „Lecho daudi“, immer mit anderen Melodien (es ist absolut der Höhepunkt des Gottesdienstes), und bei der letzten Strophe dreht man sich zur Tür. (Das ist im Osten auch üblich, nicht wahr?).

Der Rabbiner Dr. Schlesinger, ehemals Berlin, hat überhaupt nichts zu tun, wenn er nicht gerade mal predigt. Die Predigt klingt so nach Lehrvortrag, er muss sie selbstverständlich ablesen, und man merkt ihm die Mühe an, die es ihn kostet, in der fremden Sprache zu predigen. Er wirkt überhaupt nicht besonders sympathisch, aber das ist ein Vorurteil, das sich bei mir nur auf die entfernte Beobachtung stützt, ich habe ihn noch nicht kennen gelernt. Jedenfalls besteht von der Gemeinde zu ihm kein spürbarer Kontakt.



Edith und Käthe im Fenster von Haus Nr. 104 von Jo und Käthe Wilczek, Krefeld. „Wilczek Rechtsanwalt“. (Fotoalbum Edit Silber, Buenos Aires).

Ab und zu singt der Chor am Schluss des Gottesdienstes noch ein Lied, so haben sie beim letzten Mal nach der Melodie: Tochter Zion, freue Dich ..., ein Lied gesungen, dessen Text ich aber nicht verstehen konnte. Der Gottesdienst ist im Ganzen feierlich und sehr schön, was ja auch durch den zahlreichen Besuch dokumentiert wird. Samstags hingegen ist es vollkommen leer, ein paar alte Männer, die mit Inbrunst den Gebeten und der Vorlesung folgen, vier Frauen, die ebenfalls in ihren Büchern vollkommen folgen können, kein Chor, keine Orgel und selbst die Stimme des Kantors klingt weniger voll. An Feiertagen soll es ebenfalls voll sein. Im Allgemeinen sind die argentinischen Juden sehr liberal, allerdings gibt es natürlich auch kleinere Gemeinden hier die orthodox sind. Demnächst möchte ich mir mal den Gottesdienst bei der chassidischen Gemeinde ansehen.

Sehr herzliche Grüße habe ich für Sie von Herrn und Frau Dr. Steinthal (früherer Münsteraner Rabbiner). Die Kinder waren früher bei uns im Bund, die Eltern, die seit Januar hier sind, waren zu unserer Einweihungsfeier im Heim, wir haben unsere Landsmannschaft festgestellt und ein paar Tage später hat mich Frau Dr. Steinthal eingeladen. Die Frau ist so nett, wie mir noch nie jemand in dem Alter begegnet ist, und ich glaube, sie mag mich auch sehr gerne. Es war das erste Mal seit ich hier bin, dass ich mal wieder an einem richtig gemütlich gedeckten Tisch saß, mit Menschen um mich herum, bei denen ich einmal nach Herzenslust zuhören konnte und die mit feinem Takt und Verständnis gefragt und geredet haben. Auch die Kinder sind besonders nett, wir haben gleich den Kontakt zueinander gefunden, und Manfred und ich haben uns beide gleich so wohl dort gefühlt, dass wir bald wieder hingehen. Es ist ein Haus, wo man das Gefühl von Geborgenheit nicht wieder los wird.

Herr Steinthal kannte alle meine Jugendtorheiten, was er nicht von ihnen wusste, hatte ihm Herr Dr. Bluhm erzählt. Ich bin so froh, dass ich diese Menschen hier gefunden habe, denn es ist oft so schwer, alles mit sich allein abmachen zu müssen. Wenn ich auch mit meinen ganzen Freunden sehr gut stehe, so ist es doch selbstverständlich, dass man ab und zu auch ältere Freunde braucht. Und so sind beide so, dass ich gleich Vertrauen zu ihnen gewonnen habe, ein kleiner Ersatz für meine beiden Elternpaare in Deutschland.

Herr Dr. Steinthal gibt in der jüdischen Kulturgemeinschaft einen Lehrkurs über biblisches Schrifttum, der in unserem Haus stattfindet. Es tut direkt gut, einmal wieder etwas zu hören und zu erarbeiten, was einen über die Alltagsorgen hinaushebt. Er macht es auch so, dass man gut folgen kann, und so freuen wir uns von einem Abend zum anderen. Beim ersten Mal gab es eine heftige Diskussion mit einem orthodoxen Juden, der natürlich die liberale Auffassung von Herrn Dr. Steinthal nicht gelten lassen wollte. (Er streifte zum Beispiel die Bibelkritik, und da hat sich der junge Mann wüst zur Wehr gesetzt. Sie haben jetzt ein Abkommen geschlossen, nicht mehr zu debattieren. Es ist ja auch sinnlos, da es wohl kaum eine Einigung gibt, wo diese beiden Meinungen aufeinanderstoßen, umso mehr, als dieser junge Mann wohl aus der Frankfurter Austrittsgemeinde kommt. Es war für die anderen Zuhörer recht unerquicklich). Und ob das alles wirklich so notwendig ist? Es ist uns manches verschüttet worden, von dem was früher als unantastbar und unverrückbar schien, und erst allmählich lässt sich das alles zurückgewinnen.

Brief von Hugo Becker, Barranquilla / Argentinien an Edith vom 12. September 1940

Als ich im Juli 1939 bei Wilczeks in Frankfurt war, notierte ich mir Ihre Adresse. Ich nehme an, dass Sie durch Ihre Korrespondenz mit Wilczeks informiert sind, dass ich hier eine Webereileiterstellung erhielt und mit meiner Frau und Kind vor dem Ausbruch des von Hitler entfesselten Krieges (frei nach BBC) noch ankam. Ein Jahr ist schnell, und ich kann behaupten – für mich – gut verlaufen. Ich verdiene hier 400 Pesos, das im Durchschnitts Kaufwert einem Verdienst von 800 – 1000 Reichsmark in Deutschland (1938) entspricht. Wie das Leben hier im Allgemeinen ist, habe ich auch an Wilczeks noch im Februar dieses Jahres geschildert.

Ich bitte Sie, liebe Edith, mir drei Fragen zu beantworten. Was machen Sie? Wie geht es Ihrer lieben Familie, inklusive Kurt? Leben noch die Wilczeks? Als wir in Frankfurt/Main waren, war es mir ein harter Kampf, sie von ihren Selbstmordplänen abzubringen. Sie wissen, wie ich Wilczek verehere, und ich kann Ihnen sagen, dass der dort verbrachte Tiso Beaw (welcher Zufall) eine traurige Ergänzung der Familienabschiedsschmerzen war.

Wilczeks haben auf meinen Brief nicht geantwortet. Ich bot ihnen Geld und Lebensmittel (über Ungarn) an. Ich glaube, dass mein Brief dort ankam, denn es überfiel mich damals eine Briefschreibwut, sodass ich gleichzeitig nach Venlo (Roosen), Wien, Zürich und Paris schrieb. Auf den Wiener Brief kam die Antwort aus New York, auf den Venloer (vor zwei Wochen erst) aus einer kleinen Stadt neben Amsterdam, auf den Pariser aus Melbourne/Australien usw.

Ich bitte Sie, liebe Edith Zanders, schreiben Sie mir ausführlich und mit der Ihnen natürlichen Offenheit und Aufrichtigkeit.

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld von Januar 1939

Meine liebe Hannelore, ... ich habe mich gefreut, dass Du mir endlich geschrieben hast, aber mit dem Brief an sich habe ich mich nicht gefreut. Er hat mir meine Befürchtungen zu sehr bestätigt. Aber ich sehe absolut nicht ein, dass es so sein muss. Gerade in solchen Zeiten braucht man den Freund neben sich doppelt. Ich glaube, dass es den Andern genau so geht, und mir scheint, keiner findet den Dreh. Warum sollt Ihr nicht mal wieder den Anstoß geben? Erinnerst Du Dich denn nicht mehr, wie oft wir immer wieder anfangen mussten und wie „aufdringlich“ man manchmal mahnen musste? Du schreibst, Du bist gleichgültig geworden.

Ob es den Andern nicht auch so geht? Ich möchte Euch so gerne ein wenig helfen, und Du wirst mir glauben, dass ich in den schlimmsten Tagen das Gefühl hatte, ich gehöre eigentlich zu Euch, dort wäre mein Platz, und dort habe ich ja wohl auch ein wenig gefehlt. Wenn ich hier wenigstens etwas für Euch tun könnte!! Ich habe es mir so ganz anders vorgestellt und hätte nicht den Mut gehabt zu gehen, wenn ich das alles gewusst hätte. Und meine Auswanderung erscheint mir erst dann berechtigt, wenn es mir gelungen ist, wenigstens meine Eltern herzuholen. Es sieht auch da böse aus, aber wir hoffen immer wieder auf einen Umweg oder eine grundsätzliche Änderung. Darüber habe ich Kui ja geschrieben.

Und nun will ich Deine vielen Fragen einmal der Reihe nach beantworten. Der Kreis ist im Allgemeinen sehr fein, es sind ein paar Leute darunter, mit denen ich sehr gut stehe und die mich manchmal an unsere besten Zeiten mit Ernst, Georg, Dachs und die Andern erinnern. Mit den Mädels ist es weniger leicht. Du kannst Dir denken, dass es im täglichen miteinander leben nicht immer leicht ist, sich zu bezähmen und selbstsüchtige Wünsche zu unterdrücken. Unsere Gemeinschaft kann aber nicht anders existieren, und da gerade die Mädels das schwerer

lernen als die Jungs, ist es nicht immer leicht für uns Ältere. Diese Gruppe ist zwar eine Auslese, aber beinahe war es schon zu spät. Diese Hast und Ungewissheit der letzten Jahre hat doch viele Menschen und vielleicht gerade viele Mädels dazu gebracht, im Vergnügen die leeren Stunden zu betäuben. Manchmal graut mir vor den Möglichkeiten und ihren Fähigkeiten zu vergessen. Es ist vieles nur Rausch, aber auf Dauer kann man sich auch daran gewöhnen, und Buenos Aires ist ein gefährliches Pflaster in dieser Beziehung. Die Natur bietet wenig Anziehungspunkte, alte Kultur gibt es nicht, alles ist noch im Aufbau begriffen, und die wenigsten Menschen wollen Pionierarbeit leisten (auch unsere nicht, obwohl das eigentlich unsere vornehmste Aufgabe ist). Es gibt hunderte und aberhunderte von Kinos und Vergnügungsstätten aller Art, in denen man sich gut betäuben kann. Wir haben manchen harten Kampf darum, denn Du kannst Dir denken, dass das nicht unser Ziel sein soll. Auf der anderen Seite ist es ja nur zu verständlich, dass junge Menschen sich auch einmal freuen wollen. Nur dass wir es noch nicht können, sollte uns hindern, diese Vergnügungen dennoch zu suchen. Es gibt noch einige andere Probleme des Zusammenlebens, aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen, denn alles was wir bisher schaffen konnten, war Aufbau, Vorarbeit im wahrsten Sinne des Wortes, und es wäre vermessen von mir, wenn ich mich darüber beklagen wollte, dass es nicht so ist, wie ich es mir vorgestellt habe. Zum Teil bin ich ja auch dazu da, dass es so werden soll, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Die Stunden unserer geistigen Arbeit sind karg bemessen, denn wenn die Jungs den ganzen Tag gearbeitet haben, sind sie oft abends beinahe zu müde zum Essen. Die Luft strengt nämlich sehr an, und die meisten haben weite Fahrwege, und wenn man körperlich schwer gearbeitet hat, strengt solch eine Fahrt doppelt an. Außerdem ist ein wenig verlockend, sich dahin zu assimilieren, dass man sich nicht allzu sehr um geistige Dinge bemüht, da es der Argentinier auch nicht tut. Wir haben einmal in der Woche einen spanischen Kursus abends, einmal einen Kursus über Argentinienkunde, Geschichte, Erdkunde und politische Entwicklung. Da das sehr interessant ist, haben daran alle Freude. Dann sind wir Freitagabends immer lange zusammen (der Freitagabend ist überhaupt sehr schön). Und sonnabends haben wir „Oneg“ und dabei eine Arbeitsgemeinschaft, in der wir im wahrsten Sinne des Wortes um unseren jüdischen Weg ringen, denn es ist keineswegs so klar und selbstverständlich für uns alle. Es ist keiner dabei, der von zu Hause aus alles mitbringt, wir müssen uns Schritt für Schritt vortasten und erkämpfen, nichts wird vorausgesetzt und nichts wird ohne weiteres hingenommen. Es ist den meisten bitter ernst, und ich glaube es geht auch nicht anders, sonst schwimmt einem der Halt unter den Füßen fort. Es ist nicht damit getan, dass wir „koscher“ leben wollen, wenn kaum einer weiß, wozu eigentlich. Selbstverständlich ist nur die positive Grundeinstellung fast aller, und darauf bauen wir auf.

Bisher waren immer wieder Einige ohne Stellung, es geht so auf und ab. Jetzt ist Hochsommer, die stille Zeit, wo jeder, der es sich leisten kann, verreist. Und dann wird unerhört viel verlangt. Wer hierher kommt, mit der freundlichen Absicht, den „Wilden“ etwas beizubringen, muss tief enttäuscht wieder abziehen. Man arbeitet hier außerdem sehr schnell, und daran muss man sich erst gewöhnen.

Und was wird nun mit Dir? Es ist wirklich schade, dass Du so schnell aufhören musstest. Hat Dir denn diese gewiss nicht leichte Arbeit Freude gemacht? Auf der anderen Seite kannst Du ja mit dem, was Du zu Hause lernst, überall in der Welt etwas anfangen, und das ist doch auch ein beruhigendes Gefühl. Es bleibt Dir ja auch keine andere Wahl, solange Deine Mutter keine andere Hilfe hat. Aber ich gäbe etwas darum, wenn ich Dich vor dem „Versauern“ bewahren könnte. Ich glaube aber, es muss nicht unbedingt. Du gerade bist doch ein Mensch mit einem sehr reichen Innenleben und einer reichen Phantasie. Willst Du nicht mal versuchen, sie nutzbar zu machen? Willst Du Dich nicht einmal hinsetzen in Deinen stillen Stunden und niederschreiben, was so durch Deine Gedanken zieht? Ich war noch ein wenig jünger als Du, da hatte ich einen Freund, dem ich viel von dem erzählt hatte, immer,

was ich dachte und was mich bewegte. Dann sah ich ihn während meiner Herbstferien nicht. Er hatte mich vorher gebeten, so eine Art Tagebuch für ihn zu schreiben. Das habe ich dann auch getan, zwar nicht in Tagebuchform, sondern als Briefe. Ich habe jeden Tag lange Briefe geschrieben und zwar nicht nur meine Erlebnisse geschildert sondern beinahe alles dazu gedichtet. Wir standen so miteinander, dass ich es ihm nachher wirklich geschickt habe. Lange Zeit nachher wollte ich es noch einmal durcharbeiten, und er wollte es dann veröffentlichen, weil es wirklich beinahe geeignet war. Ich war dann zu feige und habe es gelassen, weil ich hinterher der Meinung war, dass ich noch was Besseres zustande bringen könnte. Die Zeit hat mir dann einen Strich durch die Rechnung gemacht, und vielleicht habe ich wirklich nicht genug gekonnt. Aber damals in diesen langweiligen Ferien hat diese Beschäftigung doppelt ihren Zweck erfüllt; sie hat meinem Freund eine große Freude gemacht und mir das Gefühl der Einsamkeit und Langeweile genommen, weil ich mir dabei immer eingebildet hatte, ich hätte wirklich einen Gesprächspartner gegenüber, mit dem ich mich unterhalte. Könntest Du das nicht auch, denn Du hast eine weit größere Begabung, und was Du als Überschwang bezeichnest, ist doch das Allernatürlichste? Warum sollst Du nur sachlich und nüchtern sein? Es ist doch wirklich eines der wenigen Vorrechte, die unserer Jugend noch gehören, dass sie oben und unten, hoch und tief leidenschaftlicher erleben als die älteren Leute. Willst Du es einmal versuchen? Wenn Du es für mich könntest, würdest Du mich sehr glücklich machen, und wenn Du es auf der Basis nicht kannst, so versuche es auf einer anderen. Ich habe das feste Gefühl, selbst wenn es einmal nicht für eine große Öffentlichkeit bestimmt sein sollte, dass es Dir selbst eine Freude machen würde, und wie gesagt, ich glaube an Deine Begabung. Du hast ja noch viel Zeit zum Feilen und Ausreifen.

Dein Geschenk vom vergangenen Jahr hat mich bisher getreulich begleitet und mir hier schon manche nachdenkliche Stunde „erhellte“. Ich wünsche Euch nichts sehnlicher, als dass Ihr im nächsten Jahr, möglichst zusammen, irgendwo anders verbringen mögt.

Brief von Hannelore Daniels an Edith von März 1939

*Edith, meine liebe Edith,
ja der Messias wird nicht aus dem jüdischen Volk
erstehen, weil es alle Völker überlebt und das
tiefste Leid trägt, aber es wird die Menschheit
nur um ihrer Selbstwillen zur Selbstüberwindung
bringen, die Erlösung beschützt und wir sollen
selbst ihr Wegbereiter sein. ...
Edith, dass ich dir schreibe, ist schon ein Wunder,
denn ich bringe zu nichts mehr die Kraft auf und lebe
unten, ganz tief unten.
Hannelore*

„Nicht was wir erleben, sondern wie wir es erleben,
macht unser Leben aus.“

Edith Zanders 1939

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld vom 1. April 1939

Meine liebe Hannelore, am liebsten wäre ich mit Deinem Brief in der Hand zu Dir geeilt und selten habe ich die große Entfernung schmerzlicher empfunden, als in diesen Stunden, wo ich Deinen Brief mit mir herumtrug. Es ist so schwer, schriftlich darauf zu antworten. Wenn ich bei Dir wäre, würden die rechten Worte ganz von selbst sich finden, und so muss ich Dich heute bitten, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit auch das zu lesen, was ich gerne sagen möchte aber nicht schreiben kann (da immerhin die Möglichkeit besteht, dass außer Dir irgend jemand sonst noch diesen Brief liest, lasse ihn deshalb auch nicht zu Hause herumliegen).

Weißt Du, irgendwie habe ich erwartet, dass eines Tages einmal eine Reaktion bei Dir erfolgen würde, weil sie unweigerlich erfolgen muss bei Menschen, die sich mit ihrem Wollen und ihren Gedanken in so hohen Sphären bewegen. Es soll Dir kein Trost sein, Du sollst es nur wissen, dass Schiller z. B. ganz tiefe Depressionen hatte, weil die Menschen ihn nicht verstanden haben, das heißt, weil sie nicht seine sittlichen Forderungen anerkannt haben und seine besten Gedanken mit Hohn und Spott in irgendwelchen Schriften gezeißelt haben. Aber dorthin brauche ich mich eigentlich gar nicht zu versteigen. Nimm Dir doch einmal die Bibel und lies die ersten Kapitel des Buches Mose, nein, ich meine die Kapitel, wo es sich um Moses Berufung handelt, wo er einwilligt unter großer Selbstüberwindung, Gottes Ruf Folge zu leisten. Dann lies die Kapitel, wo das Volk in der Wüste murrte und sich gegen ihn und gegen Gott auflehnte. Glaubst Du, dass es für ihn leicht zu tragen war, dieses Schicksal des Menschen, der seinen ersten Weg völlig aufgegeben hatte, weil Gottes Ruf an ihn ergangen war, der Menschheit zu helfen? Du findest auch bei ihm diese tiefe Depression, als er z. B. die Tafeln zerstört – aber Du findest, dass es gegen Gottes Wille war, und darauf kommt es an.

Wir, die wir glauben, kraft Einsicht oder irgendeiner besonderen Gabe manche Dinge zu sehen oder zu spüren, wo die anderen achtlos vorübergehen, wir haben nicht das Recht, die Tafeln zu zerbrechen, denn es war nicht unsere Entscheidung, dass wir so wurden wie wir geworden sind (nicht in allem meine ich), und es hat nicht unsere Entscheidung zu sein, den Kram hinzuwerfen, wenn wir sehen, dass wir uns vielleicht getäuscht haben oder keinen Erfolg hatten, wobei es auch noch nicht ganz klar ist, ob es nicht doch ein Erfolg war, auch wenn wir ihn nicht gleich sehen.

Du findest es bei den Propheten immer wieder, lies mal die harten Strafpredigten, die Jeremias seinem über alles geliebten Volk hält, und lies die verzweifelten Ausbrüche, wenn er einsehen muss, dass wieder einmal alles vergebens war. Im Kleinen besteht unser Leben doch auch aus helfen wollen und nicht helfen können. Wenn Du wüsstest, wie schmerzlich ich das hier empfinde. Und trotzdem müssen wir immer weiter, nicht weil wir eben müssen und nicht anders können, sondern weil das das Leben ist und weil wir nie empfinden könnten, wie schön dieses Leben sein kann, wenn wir seine Tiefen nicht auch kennen lernen würden.

Allerdings in einem hast Du Recht: Es gehört auch zu meinen schmerzlichsten Reifeprozessen, wenn ich irgendwo von Menschen, Ideen oder Dingen ganz abgrundtief enttäuscht worden bin, aber es gehört eben zu dem Reifwerden wie die Schmerzen zur Geburt. Ich bitte Dich einmal, mit aller Liebe mir zu vertrauen und mir zu glauben, dass Du eines Tages und vielleicht schon bald einsehen wirst, wie reich diese Zeit trotz aller Not und trotz allen Schmerzes

für Dich war. Und ich muss Dir leider auch dazu sagen, dass es bestimmt nicht die letzte Attacke war, wenn Du es nicht vorziehen solltest, in das Lager der völlig Oberflächlichen zu übersiedeln.

Und auch Deine Selbstvorwürfe sind ungerechtfertigt. Mich wundert daran nur, dass Du, ohne ausgewandert zu sein, Ähnliches erlebt hast wie wir alle hier. Auch wir haben Wochen hinter uns, in denen unser Pflicht- und Verantwortungsgefühl völlig verschüttet war, nicht dass wir unverantwortlich gehandelt haben, aber die Gedanken waren doch meist unkontrolliert und gleichgültig, wo sie früher irgendwie entflammt wären. Vielleicht, meine liebe Hannelore, ist das der Selbsterhaltungstrieb der Seele, die ja wohl sonst zerbrechen würde vor Schmerz und die aus diesen Kämpfen tiefe Narben behält. Das ist gewiss. Und wo liegt der Sinn? Denke einmal an Heine. Jahrelang hat er eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat und nach dem verratenen Glauben der Väter mit sich herumgetragen, bis er spät noch die Brücke erkannte, die ihn trotz allem mit der Vergangenheit und auch mit der Zukunft seines Volkes verband. Es lässt sich schwer in Worte fassen, und Worte vermögen auch nicht, verlorengegangenes Vertrauen neu zu wecken.

Wenn Dr. Bluhm noch dort wäre, müsstest Du ihn um einen Brief bitten, den ich ihm vor drei Jahren einmal geschrieben habe. Ich stand damals dort, wo Du jetzt stehst. Die einzige Antwort, die er mir gab, war die, in Ruhe und Klarheit meine Entwicklung abzuwarten. Es sagte mir, es wäre ihm ein Leichtes, mich mit den richtigen Worten zu meinem Judentum zurückzuführen. Er hat es nicht getan und sagte, dass nur das Bestand hat, was man sich in schweren verzweifelten Stunden selbst erkämpft. Es würde mir immer wieder passieren, dass ich an dem Sinn allen Geschehens zweifelte, und auch ihm wäre es manchmal im Leben geschehen. Und da wollte ich wissen, wie man denn Jude sein kann, doch nicht ab und zu mal, sondern immer. Man ist es immer, weil alles aus dieser Quelle stammt, man weiß es manchmal nicht, und manchmal will man es nicht, aber ich glaube, es ist kein Verrat, wenn wir armen kleinen Menschlein manchmal eine Pause einlegen, wenn wir glauben, es geht nicht mehr. Verstehst Du wie ich es meine? Du sollst einmal eine Zeitlang nichts anders sein als das Lebewesen Hannelore, Du sollst Dir vor allem keine Gedanken über Deine Gedankenlosigkeit machen, und Du sollst daran denken, dass eine verlorene Schlacht kein verlorenes Leben bedeutet. Ich glaube ganz tief, dass nichts verloren geht, auch wenn wir selbst den Weg nicht sofort verfolgen können. Ich habe es schon zu oft erlebt, dass dann, wenn ich glaubte, es wäre alles vergebens gewesen, sich irgendwo Früchte zeigen, wo ich sie zuletzt erwartet hätte. Und jetzt muss Dir doch die ganze Natur dort helfen. Jetzt wird es doch Frühling bei Euch. Hier wird es kalt, und dort werden die Bäume langsam grün. Wenn man gut beobachtet, kann man von Tag zu Tag das Wachstum verfolgen. Diese Zeit habe ich am meisten geliebt. Wenn man ganz früh morgens aufsteht, und einen Spaziergang über taufrische Wiesen macht, wo man sich kaum traut, fest aufzutreten, da wird langsam wieder alles ins rechte Licht gerückt, ein wenig ahnt man dann vom Sinn des Geschehens, und oft ist es mir dann klar geworden, dass mit uns geschieht, was mit der Natur um uns geschieht, deren Teil wir ja sind. Und ein wenig von der Demut und dem Sichfügen der Bäume und Pflanzen lernt man wohl immer dabei. Siehst Du, es kommt immer wieder auf das Wort hinaus, das ich mir zum Wahlspruch erkoren habe: Nicht was wir erleben, sondern wie wir es erleben, macht unser Leben aus. Du wirst auch nach diesem Brief, bei dessen Lektüre ich gerne Deine Hand nehmen möchte, den Kopf schütteln und die ergreifendste aller Entdeckungen machen: dass uns nämlich ein Mensch noch so lieb haben kann und er uns vielleicht besser verstehen kann, als er zugeben möchte, dass wir aber trotzdem im tiefen Grunde immer alleine sind und erst recht allein, je tiefer ein Schmerz oder eine Freude geht. Trotzdem habe ich den Versuch einer Antwort gemacht und dabei erkannt, wie gut es war, dass auch ich einst dort stand, wo Du heute stehst (und vielleicht stehe ich eines Tages wieder dort). Für heute aber gebe ich die Fackel in Deine Hand und bitte Dich, diesen Berg zu ersteigen, der sich auf Deinem Lebensweg aufgetürmt hat. Es mag leicht sein, dass Du unterwegs

Wandergenossen antriffst, die sich mit ihrer wenigen Kraft an Deine Kraft anklammern, und wenn Du oben bist oder die andere Seite des Berges wieder heruntergeklettert bist und nun Deinen Weg eine Zeitlang auf ebener Straße fortsetzen kannst, dann gib das Licht weiter und vergiss nicht, einen Wegweiser aufzustellen für diejenigen, die nach Dir diesen Weg gehen müssen. Und denke daran, dass Du auf Schritt und Tritt von Menschen umgeben bist, die Deine Liebe brauchen. Gewusst habe ich das immer schon, aber so erlebt wie hier habe ich es noch nie. So alleine ist nämlich kein Mensch, dass nicht noch unzählige seine Liebe verlangen. Vielleicht lohnt darum alles. Leb wohl für heute, ich warte sehnsüchtig auf Deinen nächsten Brief. Dir mache ich in Gedanken jeden Tag einen Besuch, ob Du es wohl spürst? Schreibe mir bald wieder, und vergiss nicht, dass ich für Dich bin und bleibe Deine Edith.

Sage Kui, dass ich ihn herzlich grüße und dass ich die bittere Erkenntnis gewonnen habe, dass er allemal mit seiner Haltung hierher gepasst hätte, denn so gut wie alle anderen gelernt haben, hätte er auch gelernt. Ich tröste mich damit, dass es ihm gelingen möge, auf einem schöneren Fleckchen Erde seine neue Heimat zu finden, denn ich glaube, er würde wohl noch mehr empfinden als ich, wie arm dieses Land an Naturschönheiten ist. Man muss weit fahren, ehe man Berge und Wälder sieht, und ob wir uns das je leisten können, ist eine große Frage. Und trotzdem bin ich gerne hier.

Brief Hannelore Daniels, Krefeld an Edith vom 30. April 1939

Gerade habe ich Deinen lieben Brief noch mal zur Hand genommen. Edith, er ist wunderbar, ja wirklich wunderbar. Er hat mich sofort geläutert, er hat gewiss seinen Zweck nicht verfehlt. Was hätte mich sonst wohl aufrichten können. Mit Deinen Zeilen, die so wirklich tiefgeföhlt und empfunden sind, lerne ich das Leben wieder lieben. Mich aus seinem Schutt und seiner Asche wieder zu erheben. Dass solches möglich werden kann ist wunderbar schön, und wiederum möchte ich mit Walter Flex sagen: „Rein bleiben und reif werden, das ist schönste und schwerste Lebenskunst.“ Ob ich es wohl sagen darf? Vielleicht darf es jeder, der guten Willens ist, und vielleicht muss, ja muss wirklich manchmal im Leben da eine Pause sein, wo man meint, es geht einfach nicht mehr. Und das ist dann nicht so schlimm. Es geht wohl jedem so. Aber mit dem Verurteilen der Fehler anderer haben wir, glaube ich, auf jeden Fall immer Unrecht. Ich glaube das irgendwie ganz bestimmt. Das ist schon Recht, dass in der Handlungsweise des Menschen seine größte Religiosität liegt. Nun aber will ich mit all der schönen, hohen Philosophie aufhören. Nimm nur die Gewissheit und zugleich den Dank, dass mich Dein Brief ungeheuer gestärkt hat. Ich danke Dir wirklich und will nun ganz ruhig der weiteren Entwicklung entgegensehen.

Manchmal, wenn ich gerade Zeit finde, nehme ich mir wieder einen der Argentinienbriefe zur Hand, die Kui mir jetzt gab, und dann bewundere ich immer wieder den Weitblick und den Scharfsinn, mit dem dieser Kuju doch alle Dinge betrachtet. Ihr werdet sicher alle durch seinen Umgang kolossal viel profitieren.

Nach jenem letzten, an Dich gesandten Brief, hat sich so manches hier ereignet. Die liebe Mutti hat man nämlich durch die Zollfahndung wegen einer Devisenangelegenheit verhaftet, und sie befindet sich bis jetzt immer noch in Untersuchungshaft. Jetzt Dienstag ist allerdings die Verhandlung, und wir alle hoffen und glauben natürlich sehr, dass damit die Sache erledigt sein wird.

Nach jenem Geschehnis also, habe ich zu Hause den Haushalt natürlich allein führen müssen. Es war, wie Du Dir wohl denken magst, allerhand zu tun. Hilfe hätte ich mehr als genug haben können, denn sofort strömte es von

allen Seiten her auf mich zu, wie es ja bei derartigen Gelegenheiten meistens der Fall ist. Aber die liebe Hannelore wusste nichts mit all den vielen Leutchen anzufangen, die natürlich zuallererst aus den Verwandten, dann den Kameraden und sonstigen Bekannten bestanden. Daher blieb allmählich die Hilfe aus, denn dass es bei mir seit jeher an Organisationstalent gemangelt hat, weißt Du doch sicher auch. Peu à peu musste ich mich schließlich doch dazu bequemen, irgendwo anzufangen, sollte die Arbeit mir nicht noch mehr über den Kopf wachsen. Dass nun eine ganz tolle Hetzjagd begann, wird Dir wohl auch verständlich sein.

Inzwischen hatte ich mich noch nach England gewandt, um mich um eine Stelle als Lehrschwester dort zu bewerben. Das Committee gab mir schon sehr bald Antwort, dass es gerne bereit wäre, mir zu helfen, mein Vorhaben auszuführen, ich müsste allerdings nach dreimonatigem Aufenthalt in einem Krankenhaus dort ein Eintrittsexamen bestehen, wenn noch kein Abitur im eigenen Lande bestanden sei. Sie sandten mir zum Zweck einer Orientierung einen Übungsprüfungsbogen ein, der ähnliche Fragen enthielt wie die, welche mir dort zur Beantwortung vorgelegt würden. Es betraf hauptsächlich Arithmetik, englisch und Allgemeinwissen, nebenbei aber auch physikalisches. In Arithmetik wurde genaueste Kenntnis aller englischen Maße und Gewichte, Hohlmaße etc., dann aber auch engl. Bruchrechnen und das Rechnen nach dem Dezimalsystem verlangt. Für Englisch und Allgemeinwissen Aufsätze wie: „Der Unterschied, den das Radio in unser tägliches Leben gebracht hat“, ferner „Die Beschreibung eines Staates oder bürgerlichen Umzuges“, oder „Die Beschreibung eines idealen Hauses für vier Personen, Eltern mit zwei Kindern“ usw.

Brief von Hede Israel, Krefeld an Edith vom 7. Oktober 1939

Unser Junge ist seit Ende Juli in Sheffield bei einem ganz jungen Ehepaar, die total verrückt mit ihm sind und ihn famos erziehen. Eva wäre auch nach Sheffield gekommen, wenn nicht durch die Ereignisse in der hohen Politik ihre Abreise verhindert worden wäre. Für mich ist es ein Trost, dass sie bei mir ist – für sie selbst wäre es anders vielleicht besser gewesen. Inliegendes Bildchen ist am Tage vor Bernds Abreise aufgenommen worden. Ich hatte in der Eile nicht mal Zeit, mir ein Kleid anzuziehen und muss betonen, dass ich in Wirklichkeit nicht ganz so matronenhaft aussehe, wie mit diesem Bürokittel. Aber die Hauptsache ist ja das Gesicht, und den Rest musst Du Dir wegdenken. Eva ist so groß wie ich und ein bisschen flapsig, was auf Konto ihrer 12 ½ Jahre kommt. Im Übrigen ist sie ein intelligentes Mädels, der alles glückt, was sie versucht, und die mir schon recht nett helfen kann. Auch in der Schule ist sie immer auf der Höhe, und meine Kollegen mögen sie sehr gern. (Du weißt doch, dass ich an unserer Volksschule angestellt bin?)

Mein Mann hat seine Ausbildung als Masseur beendet und wird seine Prüfung machen, sobald er den Kursus in Anatomie abgeschlossen hat. Es macht ihm viel Freude, und er kann seine Sache ausgezeichnet. Wir wären nur froh, wenn er eine Betätigungsmöglichkeit hätte. Aber daran ist leider z. Zt. nicht zu denken.

Was unser Leben im Allgemeinen betrifft, so steht es unter einem wenig schönen Stern: der ständigen Sorge um das, was die Zukunft bringen wird. Die Gedanken kommen nicht zur Ruhe; und man tut alles, was der Tag von uns verlangt, ohne Elan. Man wacht mit Beklemmung auf und geht schlafen in der Angst, dass die Gedanken uns auch noch die Nachtruhe nehmen werden. Du wirst vielleicht sagen, dass Du solche Worte und Gedanken, – solchen Mangel an „Haltung“ bei mir nicht gewohnt bist und befremdlich findest. Du würdest dies nicht sagen, wenn Du unser Leben während des letzten Jahres miterlebt hättest. Das reißt auch den Stärksten um, und wenn man ständig nicht nur sein eigenes Schicksal, sondern auch noch das von einigen Dutzend anderen Menschen zu



Hede Israel mit Ehemann, Tochter Eva und Sohn Bernd in Krefeld. Das Foto wurde im Juli 1939 am Tage vor Abreise des Jungen nach England aufgenommen und war dem Brief beigefügt.

tragen hat, dann kommt eben einmal irgendwo der Punkt, wo die Kraft nicht mehr ausreicht, und wo die Reste der Kraft nur noch dazu gebraucht werden können, den totalen Zusammenbruch noch etwas hinauszuschieben. Mit mir ist nicht mehr sehr viel los, und wenn ich nicht bald weg kann – wozu keinerlei Aussicht vorhanden ist – dann fürchte ich, dass es böse enden wird. Ich weiß: Ihr jungen Menschen seid uns böse, weil wir so viehisch leiden, wenn unsere Kinder weggehen. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen: Ich bin kaputtgegangen an dem Tage, als mein kleiner Junge wegging. Und die beiden Großen – Du weißt ja. Sie gehören genau so zu mir wie der Kleine. Ich habe solche unmenschliche Angst davor, meinen Jungen nicht mehr wieder zu sehen. Was aus mir geworden wäre, wenn jetzt auch Eva nicht mehr bei mir wäre – unter diesen Verhältnissen, wo man nur unter den größten Schwierigkeiten Nachrichten bekommen kann, die so lange unterwegs sind, dass sie kaum mehr gelten, wenn sie uns erreichen – das wage ich nicht auszudenken. Vielleicht wäre es wirklich besser gewesen, wenn sie weg gekonnt hätte und ich nicht mehr lebte. Denn solange ich da bin, wird mich der Gedanke quälen, meinen Mann in seinem Fortkommen zu hemmen, weil ich alter Krüppel mit aller ärztlichen Hilfe nicht mehr richtig auf die Beine zu stellen bin. Und auf andere Menschen verlasse ich mich längst nicht mehr, seit ich gesehen habe, dass auch in unserer Situation immer nur denjenigen geholfen worden ist, die materiell auch ebenso gut sich selbst hätten helfen können. Man verfährt wohl heute so, wie es Nietzsche gefordert hat: „Was fällt, soll man auch noch stoßen.“ Und ich spüre die Stöße doppelt schmerzhaft.

Was machst Du? Seid Ihr noch alle zusammen, die damals zusammen fortgingen? Habt Ihr Beschäftigung – ich

meine auch diejenigen, die nicht mit der Haushaltsführung zu tun haben?

Liebe Edith, vor einer unendlich langen Zeit habe ich Dir versprochen, Dich zu rufen, wenn ich Dich brauche. Ich habe es schon früher manchmal getan, ich tue es auch heute. Lass mich ein Wort haben, das mir hilft. Ich glaube es geht nicht mehr weiter.

Wenn Du an Kurt schreibst, grüße ihn von mir. Er soll Gerd sagen, wie saumäßig schlecht es mir geht, und soll ihn bitten, meinen kleinen Jungen nicht im Stich zu lassen.

Brief von Ruth und Hans, Windhoek/Süd-Westafrika an Edith vom 14. Februar 1939

Aber wie gerne tut man alles, wenn man einen deutschen Juden aus dieser Hölle raus holen kann. Briefe haben wir aus Holland und Schweden bekommen, die man für Hirngespinnste halten sollte – aber es ist bitterste und blutigste Wahrheit.

„Die errungene Freiheit macht sich in meinen rapiden Fortschritten bemerkbar, auf geistigem und wohl auch charakterlichem Gebiet.“

Ellen Wistinetzki 1940

Auszug aus Briefen von Ellen Wistinetzki , New York (später Oberlin/Ohio) an Edith vom 17. März 1939, 21. Juli 1939 und 12. Januar 1940

Herr Grunewald kam letzte Woche hier an, um nach Los Angeles weiter zu gehen.

Ich habe mich sehr gefreut, dass Du doch scheinbar zufrieden bist, und die innere Ruhe, die aus Deinem Brief spricht, hat sehr auf mich eingewirkt.

Ich bin sehr traurig, so Entsetzliches von Lolo zu hören.

Grunewalds sind übergücklich in Los Angeles.

Die errungene Freiheit macht sich in meinen rapiden Fortschritten bemerkbar, auf geistigem und wohl auch charakterlichem Gebiet.

Brief von Kurt, London an Edith vom 29. Mai 1940

Ich habe Deine Briefe vom 11. 4. und 2. 5. erhalten und hatte bisher keine Lust, Dir zu antworten, weshalb ich Dich um Entschuldigung bitte. Die Ereignisse jagen sich von Tag zu Tag, sodass einem keine Zeit bleibt, sich zu sammeln und nachzudenken.

Ich hoffe, dass Ruth Kauders diesen Brief Dir von Amerika zuschicken wird, und ich kann deshalb etwas freier schreiben, da er ja keine Zensur zu passieren hat. Nachdem gestern der König von Belgien so schmähslich sein Land verraten hat, sieht es im Moment sehr schwarz aus. Nicht als ob es bisher einmal rosig für die Alliierten gewesen wäre. Wir mit unserer deutschen Erziehung stehen hier einfach sprachlos vor den vielen Dingen, die unterlassen werden, vor der Langsamkeit der Entschlüsse, und vor dem immer viel zu späten Eingreifen. Bisher haben die Deutschen noch alle Erfolge eingesteckt, und stets hat man hier zugeben müssen, dass die Dinge vollkommen unerwartet kamen. Die Engländer haben eine unerschütterliche Ruhe, und wir Refugies (Flüchtlinge) machen uns viel größere Sorgen um den Krieg als die Eingeborenen. Unsere Lage hier als Zivilisten wird von Tag zu Tag unmöglicher.

Der Deutschenhass steigt unaufhörlich, und natürlich die Angst vor Verrätern. Jeden Tag werden unsere Leute interniert. Was wir am Anfang des Krieges alle erwartet hatten, trifft jetzt ein, und es trifft doppelt schwer, weil man sich bisher so sicher gefühlt hat. Selbstverständlich haben die Behörden recht, wenn sie uns einsperren. Wer weiß, wie viele Gestapoleute als Refugies mit herübergekommen sind. Vorigen Mittwoch habe ich meine ärztliche Untersuchung hinter mich gebracht, und ich warte nun auf den Bescheid, zur Ausbildung eingezogen zu werden. Helmut Strauß und fast alle meine Bekannten haben sich gemeldet. Es ist der einzige Weg der uns bleibt, wenn wir nicht interniert werden wollen. Im Übrigen ist von Geschäft gar keine Rede mehr. Als Deutscher kann man nicht mehr zur Kundschaft hingehen und Geschäfte machen. Im Übrigen gibt es uns allen ein Gefühl der Befriedigung, an der großen Sache mitzuhelfen. Es wird nicht so ganz einfach sein, aber wir kommen nicht an die Front, und das ist schon ein Trost. Zu Essen gibt es hier noch in Hülle und Fülle. Man kann haben was man will, das heißt verschiedene Artikel sind rationiert, aber die Rationen sind reichlich. An Delikatessen gibt es genau alles wie vor dem Krieg. Natürlich sind alle Preise enorm in die Höhe gegangen, und sie werden noch mehr steigen. Flüchtlinge aus Holland und Belgien sind hier angekommen. Sie erzählen grauenerregende Geschichten. Von den Deutschen Juden, die in Holland und Belgien gelebt haben, weiß keiner etwas. Keine offizielle Behörde kümmert sich um diese Leute, und Du kannst Dir vorstellen, dass viele unserer Bekannten sich die größte Sorge machen. Indem es hier noch einigermaßen geordnet zugeht, muss es auf dem Kontinent drunter und drüber gehen. Trotz allem habe ich Vertrauen in die Alliierten und glaube an ihren Sieg am Ende. Es ist nur manchmal schwer, den Mut oben zu behalten, vor allen Dingen, wenn man es sich zur Aufgabe gemacht hat, seine lieben Mitmenschen aufzumuntern. Ich habe mir das Denken ganz abgeschafft. Man kann nicht mehr von Stunde zu Stunde disponieren, denn jeden Augenblick können die Flugzeuge kommen, und dann ist die Hölle los.

Gleichgültigkeit ist das einzige, was einem weiterhilft. Heute verreckt Dein Nachbar, morgen Du selbst. Einzelschicksale spielen keine Rolle mehr. Who cares? Wenn nicht so viel Brutalität dabei wäre, könnte man noch sagen, dass wir wenigstens kein langweiliges Leben führen. So, jetzt will ich etwas persönlicher werden. Mit Hinblick auf die schöne Zukunft und auf meine baldige Soldatenkarriere, mache ich mir jetzt noch ein paar schöne Wochen, soweit das möglich ist. Wozu sparen? Nachher ist man tot und dann tut es einem leid, dass man noch etwas Geld auf dem Konto hat. Ergo. Ich gehe ins Kino und tanzen, und nicht alleine, auf sexuellem Gebiet komme ich auch nicht zu kurz wie Du siehst: Lockerung der Moral, der erste Schritt nach unten. Na, ganz so schlimm ist es

auch wieder nicht. Du weißt, bei uns hemmt immer noch ein kleines Teilchen Erbmasse. In den letzten Wochen habe ich mich etwas mit Ingelore Friedberg angefreundet. Äußerlich mein Typ, innerlich kenne ich sie nicht. Grete Samuel aus Hüls, meine frühere Kollegin von Merländer ist auch seit einigen Wochen hier in London und wir sind ziemlich oft zusammen. Mit Georg und Ernst komme ich leider etwas auseinander. Der Altersunterschied wird zu groß. Es hat tatsächlich den Anschein, als ob die Kerle sich nicht weiterentwickeln würden, sondern immer auf demselben Niveau stehen bleiben.

Marianne, die in Bristol im Säuglingshospital ausgebildet wird, schrieb mir dieser Tage mal wieder nach langer Zeit. Sie weiß nun auch nicht mehr, wo ihre Eltern stecken, sonst habe ich aus ihrem Brief den Anschein, dass sie etwas reifer geworden ist. Paul hat natürlich von seinen Eltern auch nichts gehört. Er weiß nicht, ob sie noch am Leben sind oder nicht. Dasselbe gilt effektiv für alle, die in Holland und Belgien sind. Ich denke dabei an Wolfs, Daniels, Erna, Ruth, Kurt, und viele, viele andere. Ich habe von Taylors einen Brief bekommen, dass sie nochmals meine Affidavit und alle Papiere nach Stuttgart geschickt und dort dringendst reklamiert hätten. Sie schreiben weiterhin, dass sie es für richtiger halten, wenn ich zuerst nach dort komme, und dann wollen sie etwas für Helmut tun, der alleine wohl noch etwas jung ist. Ich habe nun heute geantwortet, dass ich vorläufig bis Kriegsende nicht kommen werde, und sie nochmals gebeten, sich Helmut's anzunehmen. Ich habe nun noch die große Bitte an Dich, niemanden etwas davon zu erzählen, dass ich in die Army gehe. Die Welt ist voller Spitzel, und Du kannst Dir denken, was geschieht, wenn man in Krefeld wüsste, wo ich bin. Außerdem bitte ich Dich den Eltern hin und wieder zu schreiben, dass es mir gut geht, Du regelmäßig von mir hörst, bei mir alles beim Alten ist und meine Einwanderung nach Amerika sich durch den Krieg verzögert. Ich weiß nicht, ob ich als Soldat mit Dir in ständigem Schriftwechsel bleiben kann. Ich hoffe es. Wenn nicht, so bitte ich Dich, mir hin und wieder doch zu schreiben, auch wenn Du keine Antwort bekommst. Als nächsten Verwandten werde ich Dich angeben, damit man Dich benachrichtigt, wenn etwas passiert.

Ich hoffe, Du hast Deine neue Stelle mit viel Glück angefangen und kommst gut voran. Lass den Mut nicht sinken. Irgendwie geht es weiter, und wir werden auch mal wieder auf dieser Welt zusammen kommen.

Brief von Edith an Hannelore Daniels, Krefeld von 1940

Ich will es wieder einmal versuchen, Dir ein paar Grüße zu senden. Ich habe schon öfter einen Brief für Dich bei den Eltern eingelegt, aber vermutlich sind viele Briefe verloren gegangen. Wie es mir geht, weißt Du gewiss von den Eltern, und ich kann eigentlich recht wenig hinzufügen. Meine neue Arbeit macht mir sehr viel Freude, und sie ist so abwechslungsreich, dass ich nie Langeweile habe. Es gehören auch recht hübsche Dinge dazu, da es sich um eine Sociedad Cultural handelt. So habe ich z. B. in dieser Woche die Vorbereitungen zu einem Konzertabend zu machen. An jedem ersten Mittwoch im Monat haben wir einen großen Kulturabend, meist musikalischer Art. Es ist sehr interessant, dafür alles vorzubereiten und manchmal sehr lehrreich, so hinter die Kulissen zu sehen, und ich lerne in jeder Beziehung eine ganze Menge dazu. Außerdem haben wir ungefähr jede Woche einen großen Vortrag, entweder allgemeiner Art oder von Rabbinern. Und da es immer meine Aufgabe ist zu stenographieren, lerne ich auch dabei eine Menge. Es ist aber auch gut, dass meine Tage so ausgefüllt sind, denn sonst fällt man gar zu leicht in nutzloses Grübeln. Von unseren Freunden draußen höre ich fast gar nichts. Die Jungs schreiben neuerdings lakonische Berichte, aber man sieht wenigstens daraus, dass es ihnen gesundheitlich gut geht. Dachs schreibt vergnügte Briefe aus Bahia Blanca, er lernt viel, braucht sich nicht zu überarbeiten, ist ein wenig

alleine noch, da es sehr schwer ist, wirklich an Argentinier heranzukommen außerberuflich. Und wenn man mal jemand gefunden hat, kann man meist nach der dritten Begegnung nichts mehr miteinander anfangen, weil sie wirklich zu verschieden sind von uns, zu kindlich, zu unbelastet und auch zu unreif, um nur ein wenig zu verstehen, warum wir so sind wie wir sind und warum wir ihre kindischen Spiele nicht mitmachen können. Selbst die Chicas, die hübschen kleinen Mädchen, auf die sich das Dächlein gefreut hatte, langweilen ihn schon, weil sie wirklich dümmer sind als es die Polizei erlaubt. Seine Briefe sind für uns alle eine Freude, und seine scharfe Beobachtungsgabe gibt uns ein anschauliches Bild von dem Teil Argentiniens, den wir alle noch nicht kennen. Und auch Werner C. geht es gut. Er hat mit seinem Beruf großes Glück gehabt, und auch mit den Leuten hier verträgt er sich gut, wenn sie ihn auch hier wieder aufziehen, wie es unsere Jungs früher getan haben. Und nun bitte ich Dich recht sehr, mir auch einmal einen kleinen Brief einzulegen und mir zu erzählen, wie es Dir geht und was Du tust innerhalb des kleinen Kreises, der Dir geblieben ist.

„Nur der immer gleiche Gedanke lässt sich nicht ausmerzen: das Warten auf Post und der Gedanke an die Spielsucht des Lebens, die uns hierher in Sicherheit gebracht hat, vorläufig wenigstens ...“

Edith Zanders 1940

Brief von Edith an Ruth Kauders, London vom 25. Mai 1940

Du kannst Dir denken, dass von all den schweren Gedanken über die fürchterliche Not immer noch die am nächsten sind, die meine Leute betreffen. Von den Eltern habe ich lange nichts mehr gehört, hoffe aber, dass es ihnen noch ebenso gut geht wie vorher. Was aus meinem Bruder Helmut geworden ist, weiß ich nicht, den Gerüchten zufolge, hat man Jungs in seinem Alter jetzt auch herangezogen.

Du weißt, dass bei all den Gedanken Kurt immer mein Ruhepunkt war. Man sagt hier, alle jungen Leute wären interniert (in staatlichen Gewahrsam genommen). Wenn das stimmt und er dabei ist, ist es ja gut, denn die Engländer sind Gentlemen, und er kann dann keine Dummheiten machen, die an sich Leuten unserer Gemütsart ein wenig im Blut liegen.

Worum ich Dich von Herzen bitte ist, dass Du mir ab und zu einmal schreibst wie es ihm geht und vielleicht wo er ist, selbst wenn es ihm aus irgendwelchen Gründen nicht gut gehen sollte. Du weißt, dass ich kein wandelndes Nervenbündel bin, und Du weißt auch, dass ich nichts so hasse wie Mitleid, Du tätest mir also einen schlechten Liebesdienst, wenn Du mir aus Schonung etwas nicht sagen würdest.

Von mir persönlich kann ich Dir eigentlich nur Nettos berichten, und wenn die Sorgen nicht wären, hätte ich ein unverdient gutes Leben. Seit Mitte des Monats bin ich Sekretärin in der Jüdischen Kulturgemeinschaft, eine Arbeit, die mich völlig in Anspruch nimmt und voll und ganz ausfüllt. Der Ton zwischen meinen Vorgesetzten und mir ist kameradschaftlich und höflich. Man lässt mich sehr selbstständig arbeiten, und so freue ich mich von einem Tag zum andern auf die Arbeit. Es ist gerade so etwas wie ich es mir immer mal geträumt habe, und so etwas in der Emigration zu finden, ist doch wirklich ein Glück. Darüber hinaus bringt mich die Arbeit mit klugen und feinen Leuten zusammen, so dass ich allmählich beginne, wieder ein wenig Hoffnung zu schöpfen bei dem Gedanken, doch noch einmal außerhalb der Heimgemeinschaft einen kleinen Kreis von älteren Menschen zu finden,

in deren Gesellschaft ich mich nicht zu Tode langweile. Nur der immer gleiche Gedanke lässt sich nicht ausmerzen: das Warten auf Post und der Gedanke an die Spielsucht des Lebens, die uns hierher in Sicherheit gebracht hat, vorläufig wenigstens, und die uns zwingt, uns mit Problemen zu befassen, die vor den Nöten unserer Menschen in Europa völlig verblässen würden. Aber das Leben ist immer stärker als unser Wille, und die Gedanken in uns lassen sich nicht vergewaltigen. Ich denke oft, ich gehöre zu Euch und nicht hierher.

„Aber seither wundere ich mich, dass die Frauen der Welt sich den Krieg gefallen lassen ...“

Edith Zanders 1940

Brief von Edith an Ruth Kauders, USA vom 27. August 1940

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich gefreut habe, als ich erfuhr, dass Du glücklich in U.S.A. gelandet bis. Ganz im Geheimen hatte ich die stille Hoffnung, dass vielleicht Kurt auch noch hingekommt hätte. Aber diese Hoffnung hat dieser Brief dann gründlich zerstört. Ich habe übrigens seither nichts mehr von ihm gehört, und manchmal komme ich mir vor wie in der Folter. Ich habe eine irrsinnige Angst, diesen Bruder zu verlieren, obwohl mir manchmal wohl dämmert, dass es zwischen uns wohl nie wieder so werden kann wie es früher war. Aber schon das bloße Bewusstsein, es gibt ihn irgendwo in der Welt, hilft mir manchmal.

Ich habe ihm geschrieben, ich könnte ihn sogar verstehen, wenn er meint, er müsste den vielleicht letzten Tagen seines Lebens noch einen Sinn geben und deshalb in die Army gehen. Aber seither wundere ich mich, dass die Frauen der Welt sich den Krieg gefallen lassen, wobei ihn viele zum zweiten Mal erleben. Ich verstehe das nicht. Heute müssen sie um die Söhne ihrer Männer bangen, um die sie sich damals gesorgt haben. Kannst Du verstehen, dass man das aushält?

Gerade jetzt in diesen Tagen des Bombardements habe ich immerzu diese Bilder vor mir gesehen. Es ist jetzt schon nicht mehr viel der Menschlichkeit übrig und von der Art zu leben und zu denken, die wir früher gemeinsam hatten. Was mag von einem Menschen übrig bleiben, wenn sein Körper auch dieses alles überstanden hat? Ob man diese Bilder und dieses Entsetzen je wieder vergisst? Und man davon nicht ganz und gar umgeformt wird? Ich weiß ja, dass es sinnlos ist, darüber nachzudenken, aber mir kommen halt die Gedanken, und mir kommt dann die alte Phrase von der Sinnlosigkeit des Lebens manchmal gar nicht mehr so sinnlos vor. Genug davon, wir müssen es ja doch hinter uns bringen, und wir werden es auch auf eine Weise schaffen, solange es noch Dinge gibt, die man braucht und Menschen, die einen brauchen.

Von meiner Arbeit habe ich schon öfter berichtet. Sie macht mir immer mehr Freude, und das ist solch ein unverdientes Geschenk, das ich zum Ausgleich für vieles andere gefunden habe. Da ich morgens immer frei war, hat mich nun Günther, der allein Heimleiter ist seit einem Monat, morgens für das Heim und die Gemeinde engagiert. So habe ich das seltene Glück, meinen Tag mit einer Arbeit ausgefüllt zu haben, die so sehr meine Arbeit ist. Ich nehme daher gerne in Kauf, dass meine finanzielle Lage nicht so ist, wie bei einer kaufmännischen Angestellten oder einer Arbeit mit Kindern. Was ich verdiene reicht zum Leben und zu einer kleinen Freude ab und an, und ich glaube, das ist schon viel. Wie es wird, wenn es mir doch gelingen sollte, die Eltern zu holen, darüber kann ich mir heute noch nicht den Kopf zerbrechen. Vielleicht helfen mir dann die Leute, denen ich heute helfe.

Brief von Edith an Ruth Hess (Frau von Gerhard Neubeck), USA vom 27. August 1940

Es sind jetzt genau zwei Jahre her, dass ich zum ersten Mal einen Geburtstag mit Dir gefeiert habe. Heiß war der Tag, erinnerst Du Dich noch der nächtlichen Telefongespräche Günthers und all der vielen ernsten Gespräche an diesem Tag? Ich habe früher immer gesagt, wenn mir etwas nicht nach Wunsch gegangen ist: Wer weiß, wozu es gut ist. Und das möchte ich heute auch sagen. Wenn wir Euch auch oft sehr entbehren, so denke ich trotzdem manchmal, ob es nicht vielleicht doch irgendwie gut war, dass Ihr dort und wir hierhin gekommen sind. Wir wissen es noch nicht, aber die Wege unserer Zukunft kennen wir ja nicht. Ich möchte mir nur eins wünschen, und zwar, dass unser Kontakt nicht reißt und wir einander nicht verlieren.

Ich denke gerade in diesen Tagen immerzu an meinen Bruder in England, und mich quält die Sorge um ihn so, dass ich nachts aufschreke und von Bomben und Feuer träume. Wir werden auch das überstehen müssen und vielleicht einmal wieder einen richtigen Sinn in unser Leben bringen können, damit es sich gelohnt hat, dass wir wenigstens äußerlich in Frieden leben konnten, während überall sonst die Bomben alles zerstört haben, was einst den Inhalt unseres Lebens ausmachte. Manchmal kann ich das alles überhaupt nicht fassen. Aber die meisten unserer Leute machen sich nicht so sehr viele Gedanken darüber, und vielleicht ist das gut so. Mir jedenfalls kommen diese Gedanken, und dann muss ich mich eben mit ihnen auseinandersetzen. Und wenn man einem Menschen zu seinem Geburtstag etwas Gutes wünschen möchte, fällt einem ein, wie viel Gutes es zu wünschen gibt, und dass das schönste von allem Guten, ein wenig Frieden ist und ein fröhlicher Alltag, dem die Liebe den Inhalt gibt. Vielleicht ist es nicht immer leicht, mit den Eltern gemeinsam die Sorgen zu tragen, aber sie allein zu tragen ist fast noch schwerer.

Nun, Du sollst nicht glauben, dass ich immer in solch dunkler Stimmung bin, aber diese beiden letzten Tage mit ihrem Geschehen drüben, kann ich halt doch nicht von mir abschütteln. Im Übrigen habe ich meine Arbeit, die mir soviel Freude macht, dass ich mir oft wie ein echter Glückspilz vorkomme. Und sie bringt mich mit vielen netten und manchmal auch klugen Menschen zusammen. Aber der Mensch, der die Erinnerungen zum Verblässen bringt und den Wunsch erweckt, mit ihm gemeinsam einen neuen Weg zu beginnen, den habe ich hier noch nicht gefunden und glaube auch beinahe, dass es ihn nicht gibt. Aber ich habe ja noch viel Zeit zum Warten, wenn ich auch schon bald 27 Jahre alt werde und so lange ich eine Arbeit habe, die mich so ausfüllt wie meine augenblickliche und daneben noch das Heim mit seinen Ansprüchen, lässt sich dieser Zustand ertragen, ohne dass die „Alte Jungfer“ ein Schreckgespenst für ihre Umgebung ist, hoffe ich. Und später soll mich mein Humor bewahren, hoffe ich.

Brief von Edith an Ruth Kauders, USA vom 6. April 1941

Du schreibst in Deinem Brief: „Dr. Bluhm sendet Dir his love!“ Weißt Du auch Ruth, was das bedeutet? Du hast mich einmal gefragt, ob ich nicht mal irgendwann einen Menschen sehr lieb gehabt habe. Wenn es irgendeinen gibt, dann bist Du diejenige, die das Recht hat, einmal ein wenig von mir zu wissen. Immer habe ich mir eine Schwester gewünscht, Du hast alle ihre Pflichten übernommen, so restlos selbstverständlich, und so will ich Dir erzählen, was nicht einmal Kurt in seiner ganzen Tragweite wusste, weil ich ihnen allen nicht zeigen wollte, was damals mit mir war, weil es wohl für mich alleine tragbar war. Inzwischen hast Du vielleicht ein wenig von Dr. Bluhm kennen gelernt. Ich lernte ihn kennen, als ich 14 Jahre alt und in einer fürchterlichen seelischen Verfassung war. Viele Frauen waren um und neben mir, er als Mann hat als einziger gemerkt, in welcher Verfassung ich war

und hat mir geholfen mit einer Güte und einem Verständnis, wie ich dann immer wieder nur bei ihm gefunden habe. Ich habe dann durch ihn das Erlebnis der Freundschaft kennen gelernt, wie Du es Dir schöner nicht vorstellen kannst. Wir haben miteinander gearbeitet, gelernt, ich habe ihm helfen dürfen, alles was aus mir geworden ist, ist sein Werk. Einmal habe ich es ihm gesagt, dass ich mich als sein Werk betrachte. Als ich 19 Jahre alt war, merkte ich, dass es mehr als Freundschaft war, was mich innerlich an ihn band. Ich versuchte dann für eine Zeit, aus Krefeld fortzugehen, weil ich seine Frau ganz gerne mochte und ihn für glücklich mit ihr hielt und vor mir selbst ein wenig Furcht hatte. Zwei Jahre später habe ich versucht, meine schon seit langem bestehende Freundschaft mit Kurt Halle in eine andere Form von ihm wandeln zu lassen, weil es doch irgendwann einmal sein musste, dass ich mich einem Manne wenigstens ein wenig zuwende. Es ging nicht, dass andere war tiefer und lügen konnte ich nicht.

Ich ging dann wieder nach Hause, sah Dr. Bluhm etwas seltener und nur wenn wir einander zu irgendeiner Arbeit brauchten. Immer noch glaubte ich, dass ich für ihn der Kamerad sei und benahm mich entsprechend. Bis ich mich von ihm verabschiedet habe. Damals kannten wir uns ungefähr zehn Jahre, in denen alles Wesentliche eigentlich er war, nie hat er mir zu verstehen gegeben, dass ich ihm mehr war als die manchmal ein wenig zur Mitarbeiterin gewordene Schülerin. Es durfte ja nicht anders sein, und dadurch hat er uns wenigstens unsere Freundschaft gerettet. Nun weißt Du es Ruthchen, und nun weißt Du auch, warum mir so leicht kein Mann wieder innerlich näher kommen kann. Die ersten zwei Jahre hier habe ich überhaupt nicht gewusst, dass es Männer gibt, ich war völlig ohne jede Aufnahmefähigkeit für einen Menschen als Mann. Du sollst Dr. Bluhm nicht sagen, dass ich es Dir erzählt habe. Wie mir zumute war, als ich die Nachricht erfuhr, dass er im Lager sei, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es war alles fürchterlich schwer. Meine Briefe mussten für beide sein, er durfte mir alleine schreiben, und nie konnte ich antworten. Mein allergrößter Wunsch ist, dass er mit seiner Frau in Frieden leben kann, und was ich dazu tun kann, will ich tun. Ein ganzes Jahr lang habe ich nicht geschrieben, weil ich wollte, dass er mich vergisst, jetzt ist er wieder der Freund geworden, alles andere ist in mir versunken. Als Kurt mich zum Zug gebracht hat, damals als ich fortfuhr gab ich ihm einen Brief für Dr. B., den einzigen in meinem Leben, der nur für ihn war. Da hat Kurt etwas geahnt, sich aber nicht getraut zu fragen, ich glaube, er hat sich gefürchtet, die Wahrheit zu erfahren. Und es war ja auch besser so, helfen hat mir kein Mensch gekonnt. Und hergeben möchte ich diese Zeit und all ihren Schmerz und ihre Freude um nichts in der Welt. Einmal im Leben möchte ich wieder mit ihm zusammen sein, wieder mit ihm arbeiten, lesen oder spazieren gehen. Nichts weiter, so wie es immer war. Unter meinen jetzigen Chefs ist einer, der ihm in seiner Art ein wenig ähnlich ist und den ich lieb gewonnen habe. Er ist ungefähr 20 Jahre älter als ich, ein einsamer Mann, den das Leben hart hergenommen hat und der manchmal verwundert feststellt, dass er bei mir ein wenig auftaut. Das ist alles. Einmal hat er mir geschrieben, ich sollte mich verheiraten, wenn ich könnte. Es sind mir viele Männer über den Weg gelaufen, aber bisher hatte ich noch nie den Wunsch, einem näher zu kommen. Es ist gut so, wie es ist.

Brief von Edith an Heiner und Edith vom 29. Januar 1941
(Die Nachnamen sind zur Zeit unbekannt.)

Im Augenblick – und darum habe ich mit der Antwort solange gewartet – bin ich dabei, die Llamada für die Eltern zu bekommen. Fast jede Woche zweimal muss ich zur Inmigración gehen, bis jetzt hat es noch nicht geklappt, allerdings hat mir der Beamte gestern fest zugesagt, dass sie im Laufe der nächsten Woche fertig wird. Prinzipielle Schwierigkeiten gibt es nicht mehr (Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie viel Wege man vergebens machen und was man alles zusammen bringen muss). Ich habe Pech, dass wir gerade hier die heißeste Zeit haben und die Herren dann mal zwischendurch, wenn es zu warm wird, für ein paar Tage aufs Camp fahren und ihre Arbeit liegen lassen. Man muss sich da eben gedulden. Jedenfalls hat man mir Mut gemacht, und ich glaube selbst, dass es nun klappt. Dann allerdings kommt die größte Schwierigkeit, die der Passage. Aber ich hoffe, auch da irgendeinen Ausweg zu finden. Hoffentlich gelingt es, dass Helmut mitkommen kann, von hier aus konnte ich nichts weiter tun, als dem Konsul in Düsseldorf einen Brief schreiben, den Rest müssen Mutter und Helmut gemeinsam bei ihm durchsetzen. Er kann von drüben aus befürworten, dass der Junge, da er noch unmündig ist, mit den Eltern reisen soll, da er keinerlei nahe Angehörige mehr drüben hat. Wenn das gelingt, bin ich meine Hauptsorge los, denn ob die Eltern ohne den Jungen überhaupt kommen werden, bezweifle ich sehr. Außerdem wird es für uns beide leichter sein, die Eltern zu ernähren, denn Helmut würde sehr schnell eine Arbeit finden, während das für Vater sehr viel schwerer sein wird.

Das fällt mir ab und zu ein bisschen auf, dass so alle alten Bindungen zerrissen sind, umso mehr, da ich jetzt erst merke, wie konservativ ich bin und wie schwer es mir fällt, neuen Menschen näher zu kommen. Jetzt nach zwei Jahren gelingt es mir allmählich. Sehr viel trägt dazu meine augenblickliche Arbeit bei. Seit Mai bin ich Sekretärin der „Jüdischen Kulturgemeinschaft“, einer von den Einwanderern geschaffenen Organisation, der größten, die es hier gibt neben dem Hilfsverein. Ihr könnt Euch vorstellen, wie sehr mich die Arbeit befriedigt, denn sie ist mehr als nur ein Job. Der Präsident der J.K.G. ist ein Herr Zweig, der Bruder des Schriftstellers Arnold Zweig. Die übrigen Herren, meine so genannten Chefs sind zum Teil schon sehr lange hier (15 und 20 Jahre) zum Teil aber auch erst drei, vier, fünf Jahre, (haben sich aber alle schon gesettelt und arbeiten für die Dinge, die die Einwanderer hier so unendlich entbehren, weil hier „Kultur“ unerschwinglich teuer ist. Wir haben im Winter in jedem Monat ein großes Konzert, alle 14 Tage einen Vortrag über kulturelle, religiöse oder auch rein praktische Dinge des täglichen Lebens, Sprachkurse für Spanisch, Englisch und Französisch, Religionsunterricht und im Sommer einen Weekend-Platz am Ufer des Rio de la Plata, auf dem während der drei Ferienmonate die Kinder unserer Mitglieder bei sogenannten „Ferienkinderspieltage“ unter Leitung von Kindergärtnerinnen ihre Ferien verbringen, da man doch hier nicht so ohne weiteres verreisen kann, denn bei den großen Entfernungen sind die Reisen unerschwinglich teuer.

Ihr könnt Euch denken, dass mir diese Arbeit Freude macht, umso mehr, da man mich nicht als Angestellte, sondern als Mitarbeiterin behandelt. In diesem Kreis habe ich auch manchen Menschen gefunden, der mir so allmählich meine alten Freunde ersetzt hat. Wenn nicht die große Sorge um die Eltern und vor allem um Kurt wäre, würde mich das Leben, das ich jetzt führe, sehr glücklich machen.

Im Laufe des Februar wird unser Heim aufgelöst, die Leute haben sich fast alle jetzt so eingelebt, dass sie alleine einmal ihr Leben in die Hand nehmen müssen, Günther Friedländer selbst hat durch seine Arbeit (er gibt die einzige deutsch-jüdische Zeitung hier mit heraus) so viel andere Interessen, dass er sich dem Heim nicht so widmen konnte, wie es notwendig gewesen ist. Einige Leute können jetzt auch ihre Eltern herholen und so wird es schwierig für das Heim, sich finanziell zu halten.

Brief von Hannelore Daniels, Linn (Krefeld) an Edith vom 10. September 1941

Nachdem ich Dein Bild gesehen habe, kann ich nicht umhin, Dir einmal wieder zu schreiben. Wie oft ich aber trotzdem an Dich denke, wirst Du kaum wissen. Du hättest gewiss schon öfter von mir gehört, wäre die Angelegenheit eine weniger kostspielige. So aber danke ich Deinen lieben Eltern von ganzem Herzen, dass sie mir ein paar Zeilen an Dich gestatten. Dein Bild löste solchen Eindruck auf mich aus. Alle Erinnerungen wurden wach in mir. Die Hauptempfindung aber ist die gewesen: Wie denkt Edith jetzt über alles, was sie erlebt? Früher entsinnst Du dich, wie schüchtern ich war? Ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, als Dich irgendetwas gefragt. Und jetzt, jetzt täte ich es oft so gerne, aber es geht halt nicht mehr. So frug ich auch die Photographie. Die ist ganz wundervoll. Eigentlich müsste ja drunter stehen: „Einmal eine große Dame sein.“ Wenigstens früher muss dieser Anzug für Dich doch etwas Ungewöhnliches gewesen sein. Wenn ich nicht wüsste, wer und was Du bist, würde ich fragen, ob Du Dich innerlich etwas gewandelt hast. Schrecklich gern wüsste ich einmal, wie Du über das Leben denkst, ob Du ein wirkliches Ziel besitzt? Weißt Du, dass Ellens Mutter Frau Wistinetzki gestorben ist? Von Ellen habe ich nie mehr etwas gehört. Ich habe eine Freundin in Düsseldorf wohnen und bin öfters mit Edith Isaacson zusammen. Ich freue mich sehr, bei meinen geliebten Eltern sein zu können.

Es ist in mir der Plan gereift, die jüngeren Mädels, die noch hier sind, einmal wöchentlich zu versammeln und mit ihnen zu singen, zu lesen und zu reden, nach Deinem Vorbild. Es müsste eine innere Sammlung werden für das, was uns noch bevorsteht. Ob mir die Sache gelingen wird, ist eine Frage. Elementarwissen wie Du besitze ich ja keins. Aber man kann sich ja vieles noch aneignen.

Auf Deinen Bruder Helmut kannst Du sehr stolz sein. Er ist bewundernswürdig klug und wissend für sein Alter. Leider entbehrt er gleichaltriger Freunde.

Brief von Gerhard (Gerd) Neubeck, New York an Edith vom 6. Oktober 1942

Manchmal kommen die Erinnerungen, man ist wie vor den Kopf geschlagen; ist es möglich, dass man das alles erlebt, durch alles das gegangen ist, mit so vielen Menschen zusammen gewesen und nichts als Erinnerung zurückgeblieben ist?

(Mein Bruder) Klaus, oder wie er hier heißt Nickie, arbeitet in einem Hotel und geht zur Kunstschule. Der Junge scheint enormes Talent zu haben. Wie weit er mit seinen Studien vorwärts kommen kann, bleibt abzuwarten, denn die Dienstpflicht wird auch ihn bald rufen. Das ist wichtiger. Ihr in einem neutralen Lande könnt das wahrscheinlich noch kaum verstehen, aber der Krieg ist für uns längst der Maßstab aller Dinge geworden. Unser aller Zukunft hängt davon ab, und darüber seid Ihr Euch ja auch klar, auch Eure. Argentinien selbst wird ja wohl über kurz oder lang zu wählen haben, und es besteht kein Zweifel, dass es mit dem Rest Amerikas gegen die Barbaren und Erzschufte gehen muss.

Brief von Edith an Kurt, London vom 2. April 1945
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Gestern erhielt ich Deinen Brief vom 28. Januar, den mir Marianne endlich weitergeleitet hat. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie froh ich war. Du irrst, wenn Du meinst, dass ich mir solch einen Brief nicht wünsche. Natürlich möchte ich, dass Du schreibst was Du denkst und wie Du Dich fühlst. Ich verstehe vollkommen, dass Dein jetziges Leben nicht sehr angenehm ist, dennoch teile ich Deine Ansichten nicht in allen Punkten. Glaube bitte nicht, dass ich Dich trösten oder tolle Reden halten möchte, denn es geht hier nicht um Trost oder Ähnliches, sondern um Deinen Standpunkt und Deine Einstellung insgesamt. Ein Mensch braucht Trost, wenn ihm ein persönliches Unglück widerfährt oder wenn er spezielle Sorgen hat, während Du und wir, und viele Menschen dieser Welt, mehr oder weniger unter den gleichen bedrückenden Bedingungen leben. Du denkst, dass wir hier nicht mit den gleichen Problemen zu kämpfen haben wie Du, nur weil wir etwas weiter entfernt sind.

Ich verstehe vollkommen, warum Du so denkst. Du hast nichts über Dein jetziges Leben mit Deinen Kameraden erzählt und ob Du einen Freund unter ihnen gefunden hast. Ich vermute, es gibt niemanden, mit dem Du über Dinge reden kannst. Genau das ist es, was Du brauchst. Die äußeren Bedingungen sind für uns alle gleich. Vielleicht lebt manch einer unter stärkerer Belastung – das Einzige, was uns helfen kann ist, eine Lebensweise zu finden, um die Zeit zu überstehen. Wir als junge Menschen haben bestimmt den großen Vorteil, in einer anderen Welt oder einem so genannten „neuen Zeitalter“ zu leben.

Ich hatte nie die Hoffnung, dass sich die Welt nach Kriegsende nur von ihrer besten Seite zeigen wird, aber es wird interessant sein, zu beobachten und vielleicht daran Teil zu haben, wie sich die Lebensbedingungen verändern werden. Ich mache mir insofern keine Illusionen, glaube auch nicht, dass es einfach sein wird, bin aber sicher, dass es sich bestimmt lohnen wird, selbstverständlich nicht von heute auf morgen. Das ist möglicherweise der Unterschied zwischen uns, ich verliere nie die Hoffnung, dass das Leben immer noch etwas Gutes für mich bereit hält. Du erinnerst Dich an unsere endlosen Gespräche über dieses Thema? Ich bin noch stets der Meinung, dass wir nicht leben, um glücklich zu sein, sondern um glücklich zu machen. Und mir ist noch etwas klar geworden: Das Leben ist nicht immer nur positiv, im Allgemeinen hat jeder zu kämpfen gegen schwere Zeiten, Schicksalsschläge, Mitmenschen und gegen sich selbst. Glückliche Augenblicke sind selten, aber nur das zählt. Du solltest gegen Deine Neigung angehen, nur die Schattenseiten des Lebens zu sehen. Dabei musst Du nicht glauben, dass ich gerade wunschlos glücklich bin. Vielleicht kommt bald der Tag, auf den ich besonders an meinen schwarzen Tagen immer gehofft habe: wenn wir wieder zusammen sein können. Dann kann ich Dir erzählen, dass es nicht leicht für mich war, hier alleine zu leben, fürchterlich einsam. Immer dann, und auch jetzt geht es mir manchmal so, wurde mir bewusst, dass wir zwei gegensätzliche Vorbilder in unserem früheren Leben hatten: Vater und Mutter. Das Leben hat es nicht allzu gut mit ihnen gemeint. Obwohl sie die gleichen Sorgen teilten, war Vater immer der Glücklichere von Beiden, sicherlich nicht, weil er die drohenden Konsequenzen nicht wahrhaben wollte, sondern um sich nicht unterkriegen zu lassen. Du erinnerst Dich: Er traf immer den richtigen Ton, wenn er abends heimkam, müde und verschwitzt, aber stets mit einer netten Anekdote oder einem Erlebnis. Ich erinnere mich sehr gut an eine bestimmte Zeit, als das Leben besonders hart für uns war und Mutter fast verzweifelte. Sie stritten sich, und schließlich zog Vater sich um und ging zu seinen Freunden, um Skat zu spielen, worauf Mutter ständig zeterte: „Wie kannst Du nur, wie kannst Du dich nur schick machen und einfach verschwinden, um Karten zu spielen?“ Siehst Du, das ist der Unterschied zwischen den Beiden und wahrscheinlich auch zwischen uns. Er ging in die Stadt und hatte nur das Bedürfnis auf andere Gedanken zu kommen, während Mutter an ihrem Kummer festhielt. Mir

ist es genau so gegangen, wenn es so aussah, als fände ich keinen Ausweg aus einer schwierigen Situation und dachte, es gäbe nichts mehr, was das Leben lebenswert macht – dann machte ich mich hübsch zurecht, zog mein bestes Kleid an und besuchte alleine eine Show, oder ein Café, oder machte einen großen Spaziergang – und wenn ich zurückkam, war alles einfacher, ich ertrug die Gedanken, die zuvor unerträglich waren. Du weißt, dies ist keine Standpauke, sondern eine Art Philosophie, und wir können gerne darüber reden.

Ich erinnere mich an einen anderen Fall. Du warst das erste Mal von zu Hause weg, alleine in London, und alles in Deinem Leben war düster. Du schriebst mir, ich schrieb zurück und versuchte Dir klar zu machen, dass das Leben nicht immer nur negativ ist. Du kamst wieder nach Hause zurück, und wir verlebten trotz aller Schwierigkeiten eine gute Zeit – Du hattest Deine Arbeit, lerntest schließlich Ola kennen, und wenn ich mich nicht täusche, war das Deine beste Zeit. Und so läuft es immer. Das Leben kann mal hell und mal dunkel sein, und die schweren Zeiten können länger dauern als die guten, aber es kommt darauf an, sich die positiven Dinge bewusst zu machen und sie mit aller Kraft fest zu halten. Wir kleinen Leute können den Lauf der Welt nicht ändern und haben keinen Einfluss auf die großen Ereignisse, aber es ist meine feste Überzeugung, dass wir die kleinen Dinge sehr wohl beeinflussen können, und es durchaus in unserer Hand liegt, was daraus zu machen. Du weißt, der Krieg dauert nicht ewig, und Du bist immer noch jung genug, um neu anzufangen. Ich muss Dich wieder an Vater erinnern, er war 35 bei Kriegsende 1918, hatte Frau und zwei Kinder und begann unter sehr schweren Bedingungen von vorne, und ich glaube, er hatte seine Freude dran. Wir haben keine Wahl, Kurt, wir sind in diese Zeit hineingeboren, und alles was wir tun können ist, nach dem Glück Ausschau zu halten und uns nicht von Depressionen unterkriegen zu lassen. Es ist eine Art Überlebenskunst.

Sobald der Krieg vorbei ist, möchten wir uns mit Dir treffen. Mein Mann Seppel ist gerade dabei, Geschäftsbeziehungen mit England zu knüpfen. Wir werden seinem Schwager schreiben, und falls Du möchtest, kannst Du vielleicht später mit ihm und uns zusammenarbeiten. Wir planen ein Import- /Exportgeschäft mit England, ich weiß, dass es nicht einfach sein wird, aber auch wir müssen wegen des Krieges von Neuem beginnen.

Aber zurück zu Deinem Brief. Ich würde Dir gerne eine Menge Fragen stellen, wann, wo und wie es Dir ergangen ist und was Deine Aufgabe war, jedoch weiß ich, dass Du diese Fragen noch nicht beantworten kannst. Ein Bekannter hier erhielt den Brief eines Freundes, der in ähnlicher Lage war wie Du und später darüber berichten konnte. Daher kann ich mir vorstellen, wie es war, und außerdem sehen wir eine Menge Berichte im Kino.

Du erinnerst Dich an unseren Geschichtsunterricht über Völker, die Kriege führten und bedeutende Kulturen, die untergingen. Neue Länder und Zivilisationen mit anderen Menschen wurden entdeckt oder entstanden in anderen Teilen der Welt. Für mich ist es keine Frage, dass der alte Kontinent Europa ausgespielt hat und ein neues Kapitel der Menschheit auf einer anderen Bühne aufgeschlagen werden muss, mindestens für die nächsten Jahre. Es reizt mich, die weitere Entwicklung zu verfolgen und zu sehen, was als nächstes passiert. Sozusagen als Zuschauer, wie Du es bezeichnest, nur mit dem großen Unterschied, dass ich am Leben teilhaben möchte und willens bin, dafür zu arbeiten und Opfer zu bringen.

Nach allem, was passiert ist, Kurt, haben wir großes Glück gehabt, denn ein gütiges Schicksal hat uns vor den schrecklichen Demütigungen bewahrt, die die Ärmsten erleiden mussten, die nicht entkommen konnten. Wenn ich nicht gut drauf bin, wird mir bewusst, dass ich gerettet wurde, obwohl ich es nicht mehr verdient habe als die Unglücklichen, die es nicht schafften zu fliehen. Es ist eigenartig, aber ich spüre eine gewisse Verpflichtung, das Gefühl, einen Ausgleich zahlen zu müssen, und vielleicht wird sich hierfür in meinem Leben eine Möglichkeit finden. Es muss schwer sein, in einen Krieg verwickelt zu sein, aber irgendwie muss es Dich befriedigen, einen Beitrag zu leisten – und sei er noch so gering – gegen diese Teutonen zu kämpfen und die Finsternis, die sie uns gebracht

haben. Das gute Schicksal gab Dir in dieser schwierigen Phase Deines Lebens die Möglichkeit, nicht mit gebundenen Händen dazustehen, sondern aktiv mitzuwirken, Du hast getan, was zu tun war. Was immer jetzt folgt, und ich sagte schon, alles braucht seine Zeit, kann nur besser sein, und ich meine, diese Perspektive muss auch Deinem Leben einen Sinn geben. Es ist kein purer Idealismus, Kurt, sondern meine feste Überzeugung, dass auch wir Juden eine Rolle spielen in diesem Krieg. Erinnerst Du Dich noch an unsere Diskussionen über die Notwendigkeit von Religion und Riten? Wie oft hast Du wiederholt, dass eine starke Persönlichkeit keine Religion braucht, sie weiß von sich aus, was richtig und falsch ist. Nun ja, auch ich habe vieles von meiner alten Überzeugung eingeübt und meine Meinung bei allem Respekt vor vielen religiösen Bräuchen geändert. Aber ich glaube mehr denn je, dass wir Unterstützung brauchen, und was für mich sogar noch wichtiger ist, ich glaube, es ist ganz besonders gut, Jude zu sein und in diesen Zeiten zum jüdischen Volk zu gehören. Es gibt neue Hoffnung, und selbst wenn der Krieg nicht mehr bringen sollte, es wird bestimmt Freiheit geben und besser noch eine neue „Gleichberechtigung“ (égalité) gegenüber den zuvor Unterdrückten und Minderheiten in der ganzen Welt. Nicht sofort, nicht über Nacht, aber ich glaube, die Menschen und Nationen haben gelernt, wie falsch es ist, andere Menschen wegen ihrer Hautfarbe oder Religion zu unterdrücken. Das wird eine der Konsequenzen sein, und ich glaube, es kommt noch mehr auf den Prüfstand, zum Beispiel das große Gefälle zwischen arm und reich. War das nicht immer eine Deiner festen Überzeugungen, dass das auf Dauer nicht gut gehen kann? Nun, ich hoffe, auch dieses Problem wird sich im Laufe der Zeit zum Besseren wenden.

Ich habe nicht den Eindruck, dass Du den Brief nur aus einer gewissen Stimmung heraus geschrieben hast. Hinzu kommt, dass ich ein Schreiben keineswegs als dürftiges Ausdrucksmittel betrachte. Denn diese Themen haben nichts mit Launen zu tun, sie vertreten eine Lebensphilosophie, und diese Weltanschauung müssen wir immer wieder neu überdenken und verändern. Darum ist es gut, sich darüber auszutauschen, um Missverständnisse zu vermeiden, oder sich vielleicht auch in bestimmten Fällen gegenseitig zu helfen. Vielleicht verlangst Du zu viel vom Leben, ohne bereit zu sein, entsprechend viel einzubringen?

Bitte antworte bald, schreibe ohne irgendwas vorzutäuschen, und wenn Du böse auf meine Gardinenpredigt bist, hast Du umso mehr Grund, es mir mitzuteilen. Ich habe mich so bemüht, mich in Englisch verständlich zu machen, und ich hoffe, Du verstehst mich, auch wenn Dein Englisch viel perfekter ist, was ich zutiefst bewundere. Ich möchte nochmals betonen: Ich habe Deinen Brief nicht missverstanden, und ich wollte Dich auch nicht trösten. Ich möchte mit Dir darum kämpfen, die „Bähr Mentalität in die Zanders Mentalität“ umzuwandeln.

Wenn ich das nicht schaffen kann, solltest Du mindestens einsehen, dass es keinen Grund gibt, nur auf Deinem Standpunkt zu beharren und zu meinen, immer Recht zu haben, auch wenn es manchmal schwer fällt, sich damit abzufinden, dass man nicht mehr im Mittelalter, sondern im Jahre 1945 lebt. Bei bisherigen Meinungsverschiedenheiten war das Recht auf beiden Seiten, und vielleicht kann es so bleiben.

Brief von Kurt, Brüssel/Belgien an Edith vom 30. August 1945
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Als ich letzte Woche von meinem Urlaub in London zurückkam, fand ich Deinen Brief vom 30. Juli, für den ich Dir sehr danke. Ich bin sehr froh, dass wir jetzt in der Lage sind, gegenseitig Verbindung aufzunehmen, ohne die Einschaltung einer dritten Person. Ich habe keine weiteren Informationen über unsere Angehörigen, da sich an meinem Wissensstand nichts geändert hat. Ich weiß nur von Postkarten, die 1942 eingegangen sind, dass Onkel Hermann und Tante Lilly zusammen mit unseren Eltern im Konzentrationslager waren. Tante Lilly schrieb, dass Mutter sehr tapfer war. Tante Selma schrieb eine letzte Postkarte, um Lebewohl zu sagen, weil sie eine große Reise antreten musste, und Du kannst Dir vorstellen, was das bedeutet.

Es gibt keine weiteren Nachrichten über Helmut und Heinz, aber ich hoffe, dass sich beide auf russischem Territorium befinden, und bis jetzt haben die Russen keine Informationen über verschleppte Personen auf ihrem Gebiet veröffentlicht. Ich habe alle Einzelheiten an die zuständigen Behörden übergeben, und jetzt können wir nur warten.

Während des Urlaubs besuchte ich Deine Schwägerin und ihre Familie. Es sind nette Leute, die mir ein bisschen von ihrer Familie erzählten und mich baten, wiederzukommen und sie zu besuchen. Die Kusine Dr. Lucie Adelsberger ist zurück in Amsterdam, und sie bekommt Pakete von meiner Freundin Grete Samuel, die für das Niederländische Rote Kreuz in London arbeitet, wo enorm viel getan wird, um allen möglichen Leuten zu helfen. Obwohl es wie ein Wunder zu sein scheint, dass Menschen die Gräueltaten von Bergen-Belsen und Auschwitz überlebt haben sollen, gibt es dennoch einige, die das geschafft haben und dazu zählt die Tatsache, dass Adelsberger als Ärztin lebend rausgekommen ist, wenn auch offenbar in schlechtem Zustand. Ich möchte nicht weiter über das Thema reden, damit Du nicht zu viel davon erfährst, um Dich vor Depressionen zu bewahren, unter denen ich zu leiden hatte.

Brief von Ilse Gimnicher-Strauß, Melbourne an Edith vom 6. Juli 1948
(Sinngemäße Übersetzung des englischen Originalbriefs)

Obwohl ich noch ziemlich firm in der deutschen Sprache bin, traue ich mich nicht mehr, in der alten Sprache zu schreiben, da meine Rechtschreibung etwas schwach geworden ist. So lange ich nicht in Chinesisch schreibe, hast Du sicher nichts dagegen, nehme ich an.

Vor allen Dingen entschuldige, dass ich Deinen Brief vom 4. September 1947 nicht beantwortet habe, der mich zu meiner großen Freude an Bord der RMS „Aquitana“ erreichte und zwar am Tag meiner Abreise von England ins große Glück. Einfach fantastisch, einen Brief von Dir und Otto ausgerechnet an so einem bedeutsamen Tag zu empfangen, unglaublich schön!

Bevor ich eine kurze Beschreibung meiner Seereise um die halbe Welt gebe, danke ich Dir und Deinem Mann für eure Gratulation und besten Wünsche, über die wir uns sehr gefreut haben, denn wir sind zutiefst glücklich, und es gibt nichts, was wir uns mehr wünschen. Dein Hochzeitstag ist drei Tage später als unserer: 16. November!? Dr. and Mrs. Bluhm gratulierten uns relativ schnell aus den USA und teilten uns alles Wissenswerte über ihre Aktivitäten mit.

Miss (Elisabeth) Hay (frühere Englischlehrerin) hat mir zu meiner Hochzeit gratuliert und erzählte mir einige Neuigkeiten von meinen früheren Schulkameradinnen, deren Leid mich mehr als kalt lässt und für die ich einfach

nur ein Achselzucken übrig habe. Miss Hay selbst war immer anständig zu mir bis in die gefährliche Zeit. Sie schrieb mir in Englisch, nicht schlecht.

Gelegentlich treffen wir Georgy (Georg Kaufmann), der auf der anderen Seite der riesigen Stadt Melbourne wohnt, viel weiter als unsere früheren Adressen in Krefeld Hohen Haus 21 von Preußenring 13 entfernt waren. Er ist immer noch Single.

Ich habe mich sehr gefreut, dass es Günther Friedländer gut geht und seine Leistungen so bedeutend sind. Ich kann mich sehr gut an ihn erinnern.

Die Adressen von Lolo (Hannelore) Daniels in Krefeld-Linn, Britische Zone 22.A und Marburg/Lahn, U.S. Zone, Hessen füge ich bei. Ich höre regelmäßig von ihr. Sie ist die einzige deutsch-jüdische Medizinstudentin an der Universität Marburg und hat gerade das Vorphysikum absolviert. Die anderen Studenten jüdischen Glaubens sind polnische und russische Juden. In Kürze wird sie acht Ferienwochen bei Kui und seiner Frau Irmgard in Wiltshire/England verbringen. Ich habe große Bewunderung für ihren Mut und ihre konsequente Lebensweise und Einstellung. Nach ihrem Examen beabsichtigt sie, nach Israel auszuwandern. Ich weiß nicht genau, wovon sie lebt, aber ich wage zu behaupten, dass sie den von den Nazis beschlagnahmten früheren Besitz ihrer Eltern zurückbekommen hat, da sie dort während ihrer Semesterferien wohnt. Es war immer schon ihr geheimer und sehnsüchtiger Wunsch, Medizin zu studieren, und ich vermute, sie hat das durch eine Entschädigung der Deutschen oder Finanzierung irgendeiner Organisation geschafft.

UND NUN, der Vorhang hebt sich, und die Show beginnt:

Ich verließ Southampton am 13. September 1947, einen Tag vor unseren Hohen Feiertagen „Erew Rosh Hashana“ (jüdisches Neujahrsfest), die sonderbarste Feier, die ich je erlebt habe, auf See! Ich war in Begleitung meiner Freundin Bertie Lichtmann aus Gelsenkirchen, die ich 1939 in Lancashire/GB kennen gelernt hatte und die auf dem Weg nach New York war. An Bord war eine Mischung internationaler Passagier und eine ziemliche Anzahl jüdischer Flüchtlinge. Zu meinem Bedauern gab es keinen „Jentof-Service“. Ich hatte eine wunderbare Reise und verbrachte die Zeit mit lesen, stricken (Socken für Otto), spielen, sonnenbaden, herum spazieren, erzählen, schreiben und essen, gute, abwechslungsreiche Kost, und so endeten die Tage quer über den Atlantik mit dem ständigen Wechsel der Farben beim Wetter und den hohen Wellen der See am 18. September, als wir um Mitternacht in den Hafen von Halifax/Neuschottland/Kanada einliefen. Ich war zu Tränen gerührt, ich konnte es kaum fassen, dass ich nun wirklich in der Neuen Welt angekommen war, meine erste Etappe auf dem langen Weg zu Otto. Ich rieb mir die Augen, es war kein Traum – nein, ich hatte unterwegs wahrhaftig das phänomenale Nordlicht gesehen, jetzt erblickte ich die Lichter einer großen Stadt, im Gegensatz zum europäischen Black-Out. Während unsere flotte „Lady“ zu ihrem Anlegeplatz rauschte, bereiteten uns die Kanadier einen begeisterten Empfang, der mitternächtlichen Stunde zum Trotz. In meinen Gebeten dankte ich für eine sichere Überfahrt und glückliche Ankunft.

Nachdem die Einreiseformalitäten am nächsten Tag erledigt waren, setzte ich meine Reise in einem Zug mit Pullman-Liegewagen über Quebec und Montreal nach New York fort. Die Schönheit der kanadischen Provinzen in Küstennähe ist atemberaubend, und der Schwarzwald ist nur eine Miniaturausgabe verglichen mit den Dimensionen der Wälder, die ich auf der Reise zu sehen bekam. Die Augen konnten sich bei der Weiterfahrt nicht satt sehen, besonders an dem unvergesslichen Anblick des azurblauen St. Lawrence Stroms, der alle meine Erwartungen übertraf.

Am Samstagmittag, 20. September, kam ich am Pennsylvania Station in New York an und wurde wieder von meinen Gefühlen überwältigt, als Tante Henny mich in die Arme schloss, beinahe wie Mutter. Fast meine ganze Familie hatte sich versammelt, um mich zu begrüßen, und natürlich bekam Kurt (Jumbo) den ersten dicken Kuss

nach der Tante. Er war ebenfalls den Tränen nahe.

New York beeindruckte mich – aber leider nur in negativer Hinsicht. Vom Augenblick meiner Ankunft an, mochte ich diese Stadt nicht, und sie konnte meine Gunst nicht mehr erringen. Ich traf dort eine Menge Leute, aber unglücklicherweise nicht Marianne, jetzt Mrs. Spiegel.

Ich blieb zwei Wochen in New York (über die Feiertage Jom Kippur – Versöhnungstag), und dank Kurts selbstlosem Einsatz bekam ich ungewöhnlich viel von der Stadt zu sehen. Er und Ruth fuhren mich fast jeden Abend durch die Gegend, Tage an denen ich ohnehin sehr beschäftigt war mit Einkäufen, Schaufenster gucken, Leute besuchen, kurz gesagt, ich suchte für mich Abenteuer und Unterhaltung. Tante und Onkel arrangierten einige Partys zu meinen Ehren, und ich bezweifle, ob ich während meiner Zeit dort mehr als drei bis vier Stunden pro Nacht geschlafen habe. Dennoch ist mir alles exzellent bekommen.

Am Tag meiner Abreise flossen viele Tränen, bevor ich in den Zug nach Chicago stieg mit Weiterfahrt nach St. Louis/Missouri, dem Wohnsitz meiner Cousins aus Frankfurt/ a.M. Während meines dreistündigen Aufenthalts in Chicago traf ich Ruth Meyer und Doris Servos, beide haben Kinder, auch telefonierte ich mit meinem Lehrer Stern und seiner Frau. Im Nachhinein bedauere ich meinen kurzen Zwischenstopp, denn ich hätte liebend gerne mehr Leute getroffen. Mit dem Zug „Abraham Lincoln“ ging es weiter nach St. Louis, wo es ein denkwürdiges Wiedersehen mit meinen Cousins gab, mit denen ich drei Tage zusammen war. Ich hatte Glück, denn zum Zeitpunkt meines Besuchs erlebte ich den spektakulären St. Louis Karneval, eine wahrhaft amerikanische Show. Es folgten wieder Partys, und ich spazierte am Ufer des Mississippi, von dem ich ziemlich enttäuscht war, denn er ist dort nicht breiter als der Rhein bei Krefeld-Ürdingen (wohl aber breiter als der Breyeller See bei Lobberich, Mrs. Silber).

St. Louis ist eine Stadt, in der ich auf jeden Fall gerne wohnen würde. Ich konnte mich nicht gut von meinen Verwandten trennen, aber wir hoffen, dass Herta und Norbert in drei bis vier Jahren sechs Monate in Australien verbringen werden, so war der Abschied nicht allzu traurig.

Wenn mich jemand fragen würde, welchen Teil der USA er für eine wunderbare und abwechslungsreiche Reise wählen sollte, würde ich ohne zu zögern empfehlen: VON MISSOURI NACH KALIFORNIEN. Schon die Landschaft zwischen Missouri und dem Nachbarland Kansas ist so verschieden wie die von Italien und Island. Tatsächlich, während meiner Reise durch Kansas, Colorado, Utah, Nevada bis nach Kalifornien kamen mir die vielfältigsten Gedanken und Eindrücke in den Sinn in Bezug auf Wissenschaft, Religion, Politik und den Lebensbedingungen der Menschen, die alle eng verbunden sind mit der Geschichte der Indianer als Ureinwohner und der Besiedlung des Wilden Westens durch die Europäer. Es wurde mir bewusst, welche außergewöhnliche Schöpfung die Vereinigten Staaten von Amerika wirklich sind. Am besten gefielen mir Colorado und Utah mit den Rocky Mountains, vielen Canyons und Nationalparks. Ich könnte die Eigenarten der spektakulären Landschaft und Naturschönheiten stundenlang beschreiben, aber wie soll ich das auf fünf Seiten bewerkstelligen, wo noch 6.000 Meilen bis Australien vor mir liegen?

So muss ich mich leider darauf beschränken, möchte aber noch hinzuzufügen: Es war in jeder Weise phantastisch schön, Amerika zu durchqueren, und ich hoffe, dass ich die Reise noch mal wiederholen kann, spätestens, bevor ich alt und grau bin!

In Oakland/California verließen wir den Zug und überquerten die Bay mit einer Fähre nach San Francisco, wo mich Julius, ein Bruder meines Vaters, erwartete (er stammte aus Hamburg und überlebte in Shanghai). Dort verbrachte ich 14 sagenhafte Tage und Nächte. Ich betone Nächte, denn ich sah kaum mein Bett. Es klingt zwar wüst, aber insgesamt war ich ein braves Mädchen während der gesamten Zeit. San Francisco ist für mich ein absolutes

Paradies. Ich liebe diese Stadt am Pacific Ocean mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten. Neben anderen Personen traf ich Dr. Heilbronn, Margrit, seinen Bruder mit Frau, ebenso Heinz Kiefers Familie (früher haben wir ihn „Pimpf“ genannt, jetzt sind sie alle erwachsen). An einem Sonntag machte meine Familie eine Tour mit mir Richtung Los Angeles. Ich war fasziniert von der urwüchsigen Küstenlandschaft um mich herum, atmete die frische Meeresluft tief ein und sagte: „Irgendwann werden Träume wahr!“ Mein Onkel schaute mich an und antwortete: „Ja, aber der Preis ist zu hoch, den wir dafür bezahlt haben!“

Der Abschied von meinem Onkel, meiner Tante und den Cousins am 21. Oktober 1947, gegen 17 Uhr war der traurigste, den ich bisher erlebte, vor meiner dritten und letzten Etappe auf meiner Seereise nach Australien. Bunte Fähnchen und Luftschlangen wurden von den Decks über die Reling geworfen, als die 10.000 Tonnen große „Marine Phoenix“ sich vom Pier löste und in die Bay einschwenkte. Eine Musikkapelle spielte, und viele Angehörige und Schaulustige hatten sich zum Abschied versammelt, um bis zuletzt zu winken und gute Wünsche hinüber zu rufen. Das Schiff fuhr unter der kilometerlangen Bay Bridge durch, die San Francisco mit Oakland verbindet, vorbei an der Zuchthausinsel Alcatraz, und bevor wir die Golden Gate Bridge passierten und das offene Meer erreichten, erlebte ich den phantastischsten Sonnenuntergang, von dem man in seinem Leben nur träumen kann. Das Meer war in Gold getaucht, auch die berühmte Brücke schien in leuchtendem Rot, und ich wünschte mir, ich hätte dieses einzigartige wunderschöne Schauspiel für immer festhalten können. Bis spät in die Nacht verbrachte ich an Deck und schaute hinüber auf die hell erleuchtete Stadt, bis diese nicht mehr zu sehen war.

Zehn Tage vergingen, bis wir wieder einen Fuß an Land setzen konnten – diesmal in Pago–Pago, dem amerikanischen Teil von Samoa im Südpazifik, nachdem wir über den Äquator auf die südliche Halbkugel der Erde gefahren waren. Ich machte die Bekanntschaft von Flüchtlingen aus Europa, Kanadiern, Engländern, Australiern und Amerikanern, darunter einige Missionare der Mormonen, (Angehörige einer amerikanischen Sekte), junge Burschen, die uns inzwischen hier zu Hause in Australien mehrmals besuchten und uns sehr sympathisch sind. Die Inseln der Südsee sind wunderschön, aber als wir in Samoa anlegten, war es teuflisch heiß.

Nach Überqueren der Datumsgrenze legten wir für drei Stunden im Hafen von Suva an, der Hauptstadt von Fidschi auf der Insel Viti Levu. Die Stadt präsentierte sich ziemlich modern, und ich empfand das Klima verträglicher. Ein Offizier unseres Schiffes, ein hawaiischer Jude und netter Typ, machte mit mir eine Inselrundfahrt, und so sah ich mehr als die meisten Passagiere. Ich machte auch die Bekanntschaft des Kapitäns, dessen Kabine sich neben meiner befand. Durch ihn konnte ich den Maschinenraum im Inneren des Schiffes besichtigen. Er stellte mir den zweiten Ingenieur zur Seite, der mir die Maschine und die Welle zeigte und erklärte, wie die Schraube angetrieben wird. Du siehst, es war nie langweilig, immer gab es Abwechslung und was zu sehen und zu hören.

*Drei Tage nach Fidschi legten wir neun Stunden im Hafen von Auckland an, der Nordinsel Neuseelands. Diesmal sah ich nicht allzu viel von der Stadt, denn ich ging zu einem Friseursalon, um mein Haar schneiden und frisieren zu lassen für den GROSSEN TAG. Nur noch vier Tage durch die stürmische Tasmanische See, bis ich ENDLICH mit meinem Schatz vereint sein würde, für immer. Zwei weitere Tage, noch ein Tag, eine Nacht – oh Edith, ich fand keine Minute Ruhe vom 9. zum 10. November. Um vier Uhr war ich auf den Beinen, um die Einfahrt in den herrlichen Hafen von Sydney/Australien zu erleben, der sicher einzigartig ist auf dieser Welt. Ich stellte mich mindestens zwei Stunden ohne Frühstück an den Ausgang, um das Schiff als eine der Ersten zu verlassen. Dann war es endlich so weit, und nach einer Weile hörte ich plötzlich eine zutiefst aufgeregte und gerührte Stimme rufen: *Ilś, Ilś*. Das war der Augenblick, auf den wir so lange gewartet hatten, und den Rest der Geschichte überlasse ich Deiner Phantasie. Ob Otto und ich uns wiedererkannt haben? Alles stimmte in jeder Beziehung. Keiner von uns hatte sich wesentlich verändert, wie die beigefügten Fotos beweisen.*

Wir erledigten die Pass- und Einreiseformalitäten, gingen durch die Zollkontrolle und begaben uns zum Hotel, wo wir zum ersten Mal beim Lunch zusammen waren und uns viel zu erzählen hatten. Alles war so völlig neu, und tatsächlich waren wir von meiner Ankunft bis zu unserer Hochzeit nur zweieinhalb Tage verlobt.

Dank Ottos Freunden verbrachten wir eine sehr amüsante Zeit in Sydney, und ich würde die Stadt gerne wieder besuchen und näher kennen lernen. Wir bestimmten unseren Hochzeitstag sofort und vereinbarten einen Termin für die Trauung im Tempel Emanuel am 13. November 1947 um 11:30 Uhr. Die Zeremonie war kurz und schlicht, Ottos Freunde und ebenso Ruth Samuel, geb. Gompertz (Düsseldorf, später KZ Riga), Heinz Samuels Frau (Hüls) waren anwesend. Wir verbrachten einen Abend mit den Beiden. Auch Heinz überlebte Riga wie sein Bruder, der jetzt in Schweden lebt.

Wir verließen Sydney um 16:00 Uhr nach einem sehr netten Hochzeits-Diner im Kreise unserer Freunde und reisten in die Blue Mountains, 110 km westlich von Sydney in New South Wales, als frischvermählte, glückliche Mr. and Mrs. Otto K. Strauß. Ich schwebte im siebten Himmel, und unser Glück kannte keine Grenzen. Wir verbrachten unsere Flitterwochen in Katoomba, einem Ort mit spektakulären Felsformationen, Canyons, Wasserfällen, Eukalyptuswäldern sowie Ausflügen und Wanderungen in den australischen Bush. Nach einer Woche begaben wir uns nach Melbourne, wo wir jetzt und für immer bleiben werden – AMEN!

Ich hoffe, ich habe jetzt Deinen Wunsch erfüllt, nämlich „Ils'chens Reise übern großen Teich" zu beschreiben, worum Du mich gebeten hast.

Ich befürchte, eine nähere Ausführung über das Problem Palästina würde zu viele Seiten in Anspruch nehmen, aber ich glaube, von England aus erwähnt zu haben, dass ich mehrere Jahre als aktive Zionistin im WIZO Committee in Preston tätig war. Otto sieht in „Erez" (Israel) keine Lösung des jüdischen Problems. Aber ich muss ihm seine eigene Denkweise und Argumentation zugestehen. Du weißt, was mein Vater von Zionismus hielt! Nun ja, es hat keinen Sinn, darüber zu streiten, was von größerem Vorteil gewesen sein könnte, nach allem, was geschehen ist, haben wir so weit es in unserer Macht steht die Pflicht, dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder passiert. Mehr können wir nicht tun.

Edith, ich sehe Dich gerade vor mir bei uns in Krefeld, Hohen Haus 21. Ich öffnete die Tür, und Du fragtest: „Sind Sie das Mädchen, das das Schwarze Fähnlein angefangen hat? Darf ich Du sagen?" Ich nahm Dich mit nach oben, wo ich gerade meine Schularbeiten machte.

Eine andere Episode: Auf dem Weg zum Hülser Sprudel zeichnetest Du ein Quadrat in den Schnee, um meinem geringen mathematischen Verständnis auf die Sprünge zu helfen.

Du verdankst dieses „Megillah" (Kapitel) dem Umstand, dass Otto Spätschicht hat und erst um 1.15 Uhr nachts nach Hause kommt. Er arbeitet unheimlich hart.

Herzliche Grüße an Dich, Deinen Mann und an unsere gemeinsamen Freunde und Bekannte. „Hasta la vista (Auf Wiedersehen) – in Liebe, Deine treue Freundin und „Pimpf" Ilse.

Brief Edith an Ilse und Otto Strauß, Melbourne/Australien vom 7. Juni 1948

Also zuerst einmal wünsche ich Euch, dass ihr miteinander so glücklich werdet, wie ich es geworden bin (ich bin nun schon eine alte Ehefrau, fast vier Jahre) und dass Ihr für die langen Jahre entschädigt werdet durch ein langes, friedvolles und glückliches gemeinsames Leben.

Kurt und Ola haben am 14. Mai (1948) in London geheiratet, auch at last! Und ich bin sehr glücklich darüber. Sie schreiben sehr vergnügt, obwohl sie noch ein bisschen a la Boheme leben ... Ich glaube, es geht Kurt geschäftlich ganz gut, er arbeitet in einer Londoner Im- & Exportfirma, mit dessen einem Inhaber er sich während seiner Soldatenzeit angefreundet hat und der ihn dann als Partner in die Firma aufgenommen hat.

Wahrscheinlich möchtet Ihr auch etwas von den hiesigen gemeinsamen Freunden wissen. Wir kommen ziemlich viel mit Günther Friedländer zusammen, der eine deutsch-jüdische Zeitung hier herausgibt, einen Verlag dazu hat, in welchem er unter anderem eine großartige Leistung vollbracht hat, indem er die erste komplette spanisch-hebräische Bibel, die Ferrara Bibel wieder herausgebracht hat. Es war eine ungeheure Arbeit und eine große Leistung in jeder Hinsicht. Er hat sich zu einem glänzenden Redner entwickelt und ist ganz entschieden sowohl der beste Prediger (was er allerdings nur zu den Hohen Feiertagen macht) als auch der beste Redner in deutscher Sprache in Buenos Aires. Er hat zwei entzückende Kinder, ein Mädels und einen Jungen, die wir beide sehr lieben. Sie wohnen seit einem Jahr etwas außerhalb von B.A., und dadurch sehen wir die Kinder leider nicht mehr so oft. Es ist ein Jammer, dass es für Günther so recht Niemand hier gibt, der ihm etwas geben und ihm weiterhelfen kann. Es fehlen ihm sehr die Lehrer, die er eigentlich noch brauchte, denn auch zum Lesen und Arbeiten kommt er nicht so, wie er eigentlich müsste.

Werner Cohen hat ein Zeichenatelier, und es geht ihm sehr gut. Er hat immer gut verdient und sich auch beruflich einen Namen gemacht. Sonst ist er noch sehr kindlich und unreif geblieben, viel mehr, als er seinem Alter nach sein dürfte.

Dachs habe ich völlig aus den Augen verloren. Er arbeitet schon seit Jahren als Dekorateur bei einer großen Firma, und es scheint ihm beruflich sehr gut zu gehen. Menschlich ist er für uns verloren. Er hat sich völlig getrennt von allen gemeinsamen Freunden, soll auch seit kurzer Zeit mit einer Christin verheiratet sein und ist wohl ganz für die jüdische Gemeinschaft verloren. Es tut ein bisschen weh, wenn man daran denkt, dass wir ihn dafür herausgeholt haben – während andere umkommen mussten, obwohl ja jedes Menschenleben zählt.

Heinz Krombach hat auch eine sehr unerfreuliche Entwicklung durchgemacht. Durch seinen fanatischen sozialen Ehrgeiz ist er mit einem sehr schnell sehr reich gewordenen Herrn zusammen gekommen, der sein Geld hauptsächlich mit Nazis verdient hat und auch mit diesen verkehrt. Ein unmöglicher Mensch für unsere Begriffe. Jedenfalls hat er unglaublich viel Geld verdient und Heinz, der in den ersten Jahren hier sehr fleißig gearbeitet und im Abendstudium ein Baumeister-Examen gemacht hat, arbeitet für ihn und kommt auch privat mit ihm zusammen, ist so eine Art „Meschore“ für ihn. Durch seine ganze Lebenshaltung verleugnet er vollkommen sein Elternhaus und den Geist, der darin herrschte. Als ich ihn kürzlich einmal zufällig traf, erklärte er mir, dass er unbedenklich eine Nichtjüdin heiraten und sich sogar taufen lassen würde – was man vielleicht als Psychoanalytiker durchaus erklären kann mit geistiger Flucht vor seiner ganzen Vergangenheit. Seine Eltern und sein Bruder sind umgekommen, es wohnen einige Tanten und Onkel von ihm hier, die ihm aber nicht „fein“ genug sind, dem Snob. Manchmal denke ich, wenn man sich intensiv um ihn kümmerte, würde man ihn vielleicht „retten“ können. Aber ich kann es nicht, aus vielen Gründen.

Manfred Frank, den ich auch nie mehr sehe, ist nicht so recht weiter gekommen. Seine Musik hat er ganz aufgegeben,

er arbeitet als Setzer bei einer deutschen Zeitung, schon so lange wir hier sind und wird jetzt wahrscheinlich zu seinen Eltern nach USA gehen.

Von Gerhard Neubeck höre ich regelmäßig. Es geht ihm recht gut, er hat auch zwei – nach den Bildern – entzückende Kinder. Auch beruflich ist er schön weitergekommen, er ist social worker und hat sogar eine Professur an der Universität in St. Paul, Minnesota.

Außerdem höre ich noch ziemlich regelmäßig von unserem Dr. Bluhm. Auch ihm geht es recht gut. Jetzt hat ihm seine Gemeinde in Amarilla, Texas ein Haus gebaut, und sie sind sehr glücklich.

Und nun will ich noch ein wenig von mir berichten. Ich arbeite mit meinem Mann zusammen, als seine Sekretärin und Mädchen für alles. Das Geschäft ist nicht so leicht, da seine Branche in der Hauptsache Metalle sind, die es noch nicht wieder wie früher gibt. Außerdem kann er nicht wie so viele Menschen hier Geld verdienen, gleich auf welche Weise. Obwohl wir dadurch keine reichen Leute sind, bin ich doch sehr froh darüber, dass ihm trotz 30 Jahre Argentinien der gute Name wichtiger geblieben ist als das Bankkonto, was in Argentinien als einzige Visitenkarte gilt. Wir leben sehr glücklich miteinander, haben sehr viele gemeinsame Interessen, lesen viel, und mein Mann ist sehr musikalisch. Leider haben wir nicht so viel Zeit – und auch nicht so viel Geld – um all das mit zu genießen, was Buenos Aires in dieser Hinsicht zu bieten hat.

Die Argentinier sind sehr musikalisch. Allerdings kommen auch Künstler her, um die wir einen weiten Bogen machen. So war vor kurzem der Herr Kapellmeister Furtwängler hier. Das wunderschöne Teatro Colon war bis auf den letzten Platz ausverkauft, es waren auch, wie nicht anders zu erwarten war, viele Juden dort, „denn Herr Furtwängler ist doch entnazifiziert worden“. Günter hat in seiner Zeitung ein paar Worte geschrieben, dass wir nichts mit ihm zu tun haben wollen etc. Darauf hat er ihn anrufen lassen und ihn dringendst ersucht, ihn anzuhören, sich seine Rechtfertigung sagen zu lassen, seine Verteidigungsschrift durchzulesen, auf Grund welcher er entnazifiziert worden ist und ihm Gelegenheit zu geben, noch einmal ausdrücklich zu bekennen, dass er nie ein Nazi war. Günter hat sich mit ihm unterhalten, hat dabei festgestellt, dass es keine Möglichkeit einer Verständigung gibt und hat ihm gesagt, wir werden unser Bedürfnis für Musik bei den Künstlern befriedigen, die keine Musik in Deutschland gemacht haben, während die Gaskammern rauchten. Und im Übrigen sei ja das Colon auch ausverkauft, was er da von uns wolle. Nun, er sagte, er lege den allergrößten Wert auf die jüdischen Zuhörer und besonders auf seine alten Bewunderer von früher, denen er die Treue bewahrt habe. Günther sagte mir, es sei gewesen, als wenn einer chinesisch spricht, das der Andere nun überhaupt nicht versteht. Er hat ihm zum Schluss gesagt, selbst wenn wir nie mehr Musik hören könnten, gäbe es keine Brücke zu dem Herrn Staatsrat. Auch Clemens Kraus ist hier, und viele von unseren Menschen gehen hin. Ich kann es nicht verstehen, aber sie haben eben vergessen oder wollen vergessen. Die Argentinier sind sehr deutschfreundlich, sie lieben deutsche Musik und haben von früher her eine tiefe Vorliebe für deutsche Künstler und deutsche Industrie. Es ist ja auch für sie anders als für uns. In jedem Winter werden hier vier bis fünf Wagner-Opern hier gegeben, und dann gibt es keine Karten mehr im Colon. Dann kann man alle diese Gesichter sehen, die man nicht mehr sehen kann, deutsche Schwaben, Franken, Steiermärker etc., die sich in den 20–30 Jahren, wo sie hier sind, überhaupt nicht verändert haben. Ich kann es nicht mehr verstehen, dass wir einmal zu denen gehört haben, dass wir geglaubt haben, wir seien wie sie und uns nicht von ihnen trennen wollten. Heute steht mir der hiesige „Indio“ näher als diese Menschen. Wie wir uns verändert haben! Manchmal denke ich noch an Deinen ersten Brief, lieber Otto, in welchem Du von Deinen Zweifeln sprachst, ob wir richtig gehandelt haben und von Deiner ersten Begegnung mit den Juden, die wir Ostjuden genannt haben. Selbstverständlich haben wir nicht richtig gehandelt, aber das wussten wir ja damals nicht. Auf jeden Fall aber habe ich die Feststellung gemacht, dass hier die Menschen, die

sofort drüben weggegangen sind, auch hier wieder leben ohne Wurzeln, während wir doch wohl anders empfinden müssen, es sieht so aus, als ob wir nicht leben könnten, ohne eine Bindung zu fühlen zu Land, Menschen und Gewohnheiten.

Es würde mir sehr schwer fallen, dieses Land zu verlassen, und wenn es sein müsste, dann wohl nur, um nach Palästina zu gehen. Das ist aber schon der dritte Punkt meiner Wandlung. Der zweite sind die sogenannten Ostjuden. Ich habe hier jiddisch verstehen und lieben gelernt, zum Sprechen habe ich zu viel Hemmungen. Mein Mann, der schon 30 Jahre hier lebt (er ist in Kitzingen am Main geboren) hat viele Freunde unter diesen Menschen, die in ihrer ganzen Mentalität, Intelligenz und Herzlichkeit in der Gesamtheit und auch als Individuen so viel liebenswerter sind als unsere Spezie. Und wie sie Theater spielen! Es gibt viele ausgezeichnete Künstler hier und jedes Jahr kommen Ben Ami und Maurice Schwarz. Ich liebe besonders Ben Ami.

Es ist gar nicht zu verstehen, wenn man jetzt darüber nachdenkt, woher und wieso eigentlich unsere Erziehung drüben kam, und dass alles, was wir von diesen Menschen wussten, verzerrt war. Es gibt immer noch hier Juden, die aus Deutschland kommen und ihre lieben alten Vorurteile behalten haben. Es ist mir unverständlich. Und damit geht natürlich Hand in Hand ihre Einstellung zu Palästina. Weder mein Mann noch ich sind Mitglieder einer zionistischen Organisation, weil wir die Parteipolitik nicht mögen und den Hurrah-Patriotismus, aber ohne dass es uns bewusst geworden ist, sind wir so etwas wie „Palästinenser“ geworden (gemeint sind hiermit die Israeli als Angehörige des zukünftigen Staates Israel). Was wir alles dazu gelernt haben und unter welchen Umständen! Ich werde nie vergessen, was mir mein Vater (Sigmund Zanders) antwortete, als ich ihn eines Tages fragte – ich glaube ich war 14 Jahre alt – was Zionisten seien. Er hat sich aufgeregt, wer mit mir davon gesprochen hätte, er wolle das Wort nicht einmal in seinem Hause hören, von den Menschen dieser Gesinnung aber schon gar nichts wissen. Und dann hat er mir erklärt, was Zionismus sei und weshalb für „uns“ diese Bewegung gar nicht in Frage käme, dass ihre Anhänger weiter von uns entfernt seien als die Chinesen.

Es ist auch kein Trost für die Gedanken, die man wohl nie wieder los wird, wenn ich mir in Erinnerung rufe, dass er mir sagte, als ich meinen Entschluss gefasst hatte, wegzugehen, es sei eine Art von Verrat an den Ahnen, er würde lebendig das Land, das er unwiderruflich als das Seine betrachte, nicht verlassen. Manchmal frage ich mich, ob er jemals sich wohlgeföhlt hätte hier, wenn es mir gelungen wäre, die Eltern zu retten. Im Jahre 42 sind sie nach Polen gekommen, auch Helmut, und ich habe nie wieder etwas gehört. Fertig bin ich noch nicht damit geworden, ich glaube auch nicht, dass es jemals möglich ist, vor allem, weil man sich immer wieder fragt, ob man nicht doch etwas hätte ändern können. Wenn ich früher fortgegangen wäre ...

„Für mich bleibst Du unvergessen, vergessen kann ich niemals, was mir gerade durch Dich an Schönheit und Erkenntnis des Wesentlichen im Leben zugefallen ist.“

Hannelore Daniels 1948

Brief von Hannelore Daniels, Heer bei Maastricht/NL an Edith vom 17. September 1948

Über London, wo ich Kurt und Ola bei Freunden meiner Schwägerin traf, kam ich nach Amsterdam. Dort blieb ich 14 herrliche Tage und bin nun bei meinem Vetter Sally Kaufmann aus Hüls, der Dich herzlich grüßen lässt. Kurt und Ola sehen entzückend jung und frisch aus, wollen den nächsten Tag nach Paris, um ihre versäumte Hochzeitsreise nachzuholen. Wirst Du mir nun über Dich und Deinen lieben Mann bald erzählen?

Vor Jahren, ich gestehe es ehrlich, kannte ich schon Deine Adresse, aber ich wollte nicht schreiben, da mir klar war, dass Du viel zu tief mit allem verbunden bist, um nicht über manches übermäßig traurig zu werden. Auch jetzt mag ich Dir nur schreiben, was positiv und gut ist, weil ich weiß, dass auch Dein Leben dort in der Ferne mit Schwierigkeiten und Qualen erfüllt war, von denen Du nie berichtetest.

Für mich bleibst Du unvergessen, vergessen kann ich niemals, was mir gerade durch Dich an Schönheit und Erkenntnis des Wesentlichen im Leben zugefallen ist. Für heute verbleibe mit viel Liebe gegrüßt von Deiner Hannelore.

Die Familie Klaber aus Breyell



Jacob und Babette Klaber, Breyell 1902.

Fritz Klaber – Der weite Weg ins Heilige Land

Die Beschäftigung mit dem Schicksal der jüdischen Familien im hiesigen Raum zeigt, dass die Familien Sanders, Zanders, Levy und Klaber eng verwandt waren durch Eheschließung von Familienangehörigen im 19. Jahrhundert.

Hermann Klaber aus Zülpich und Frieda Zanders aus Bracht heiraten am 7. Mai 1868. Ihr Sohn Jacob, geb. am 18. August 1872 in Zülpich, heiratet 1901 Bernhardina „Babette“ Lichtenfeld aus Hochhausen/Baden, geb. 1872. Beide ziehen nach Breyell, wo Jacob ein Grundstück erwirbt, ein Haus baut und als Landwirt und Viehhändler tätig wird. Mit den Verwandten Levy und Zanders gehören sie zur jüdischen Gemeinde. Sohn Fritz wird am 6. November 1904 geboren und hat drei Brüder: Hermann (1902), Felix (1908) und Max (1917).

Da in der jüdischen Gemeinde inzwischen die Mindestzahl von zehn männlichen Personen, genannt „Minjan“, erreicht wird, die benötigt werden, um einen Gottesdienst abzuhalten, beschließen die Familien Levy, Klaber und Zanders, Lobberich, eine eigene Synagoge zu errichten. Da für die gläubigen Juden am „Sabbat“ zu Ehren des Schöpfers jede Arbeit und Tätigkeit ruht und sie auch nicht mit Pferd und Wagen fahren dürfen, gehen die Gläubigen bisher den Weg zur Synagoge Kaldenkirchen hin und zurück zu Fuß.

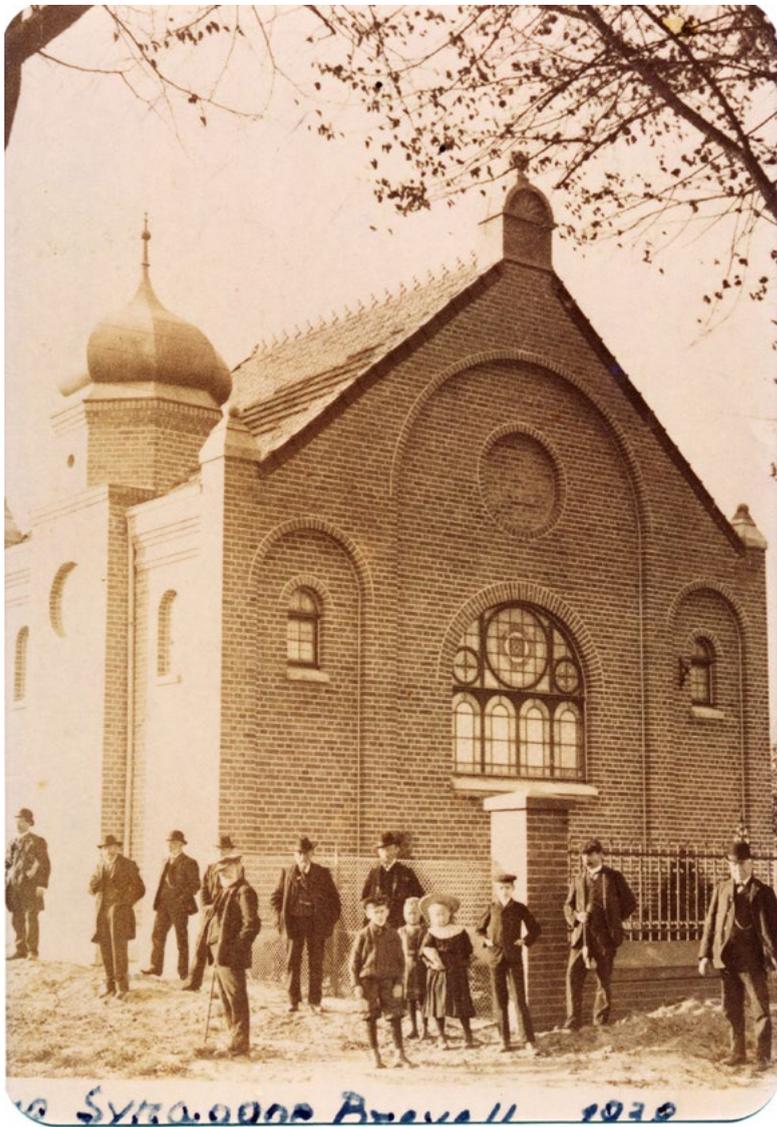
Jacob Klaber stellt das Grundstück für das Gebäude zur Verfügung. Nach der Fertigstellung im Jahre 1910 erfolgt die feierliche Einweihung des neuen Tempels mit den Gründungsmitgliedern und den anderen Bürgern von Breyell.

Hierzu Heini Abelen aus Kaldenkirchen in den neunziger Jahren:

In Breyell gab es drei Familien Levy, die wohnten in Bieth, Natt und Gier. Else Cohen stammte daher, ihr Vater hieß Bernhard Levy. In Bieth wohnten auch die



Die Brüder Hermann, Fritz und Felix 1910.
(Atelier Giskes, Breyell-Kaldenkirchen).



Die Synagoge von Breyell, errichtet 1910 bis zur Zerstörung 1938. Jack Klaber, Besitzer des schönen Fotos: „Der Großvater Jacob war der Mitbegründer der Synagoge und über viele Jahre im Vorstand, als Vorbeter und Kantor der israelitischen Gemeinde tätig.“



Das Grab von Jacob Klaber auf dem Breyeller Friedhof.

Viehhändler Salomon, Abraham, Friederike und Bella Levy. Wenn man da reinkam, damals die Küche schon in Platten, Sauberkeit. Ich habe oft genug gesehen, wie die beiden Männer draufstanden, wenn die samstags zur Synagoge gingen: Das waren Herren, Viehhändler und Herren! Daneben wohnte de rooije Jud in de Bieth, der hatte rote Haare und war etwas schwieriger.

Grüters, Hein gab das früher zum Besten: In Breyell

ist damals die Synagoge gebaut und eingeweiht worden. Die ganzen Honoratioren von Breyell, der Gemeinderat, alles dabei und drum herum.

Dann gab es einen Juden, der Vater von Klaber, Fritz, ein ganz großes Schlitzohr, das war allgemein bekannt. Nach der Einweihung stand ein Gemeinderatsmitglied neben dem Vater Jacob Klaber und fragte: Was heißt denn die hebräische Schrift auf der Synagoge?

Klaber hat geantwortet: Eingang nur für Gerechte!

Daraufhin hat der Mann ihn gefragt: Wo gehen Sie denn rein?

Jack Klaber, Israel, Enkel des Gründers Jacob Klaber hierzu: Diese nette Episode hat tatsächlich einen wahren Hintergrund. Der Text auf der früheren Breyeller Synagoge in Hebräisch steht auch auf vielen anderen Synagogen und stammt von Psalm 118.20 des Alten Testaments: „Das ist das Tor des HERRN; die Gerechten werden dahin eingehen.“

Viele Jahre im Dienst der Breyeller Synagoge

Edit Silber, Buenos Aires, geb. Edith Zanders, geb. 1914 in Lobberich erzählt über ihren Großvater Max Zanders:

In Lobberich wohnten meine Großeltern Maximilian (Max) und Sara Zanders. Der Großvater war über sehr viele Jahre der sogenannte geistig-religiöse Führer der kleinen jüdischen Gemeinde von Breyell. Er leitete den Gottesdienst und war der Vorbeter, der „Chasan“. Die Gemeinde, die hauptsächlich aus Verwandten bestand, war zu klein für eine eigene jüdische Einrichtung mit einem Rabbiner und Religionslehrer. Daher lag alles in seiner Hand. Heute frage ich mich, woher er seine Bildung und Kenntnisse hatte.

Meine lebendigsten Erinnerungen sind aus der Zeit, wo ich am Sabbat und an Hohen Feiertagen mit ihm von Lobberich zur Breyeller Synagoge spazierte, für mich ein ziemlich weiter Weg. Er erklärte mir die Bedeutung der Feiertage, den Inhalt des „Thora-Abschnitts“ (Thora – die fünf Bücher Moses), der in der Woche gelesen wurde, und erzählte mir biblische Geschichten aus dem Alten Testament. Natürlich begleitete ich auch die Eltern, aber ich sehe mich nur mit dem „Opapa“, der meine große Liebe war.

In der Breyeller Synagoge beteten und sangen alle zusammen, die Männer saßen unten im Hauptraum und die Frauen oben auf dem Balkon. Das war für mich alles selbstverständlich und normal in einem sehr katholischen Umfeld.

Im kleinen Nachbarort Bracht, dem Geburtsort meines Großvaters, ist immer noch der jüdische Friedhof, auf dem ich bei meinem kurzen Besuch 1982 nach langer Zeit wieder am Grab der Großeltern

und Urgroßeltern stand. Mein Großvater starb am 12. Juli 1926. Auf seinem Grabstein steht unten in hebräischer Schrift: Hier liegt begraben ein guter Mann in Wort und Tat. 26 Jahre war er Vorsteher der Gemeinde. Reb Mordechai, Sohn von Samuel Halevy. Möge seine Seele eingebunden sein im Buch des Lebens.

(Sinngemäße Übersetzung von Jack Klaber, Israel mit folgendem Kommentar: Der Titel „Reb“ ist eine Ehrenbezeichnung für Männer, die keine Rabbiner sind.)

Max Zanders ist 23 Jahre älter als Jacob Klaber, der im Laufe der Zeit die Leitung der Gottesdienste und das Amt des Vorbeters (Chasan) übernimmt, insbesondere nach dem Tod seines Vorgängers 1926.

Fritz wohnt mit seiner Familie in Breyell, Felderend 25. Ab 1910 besucht er die Volksschule. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 ist er 10 Jahre alt. Die Not in den nun folgenden Kriegsjahren bis 1918 ist für alle so groß, dass er während der Schulzeit morgens früh beim Melken der Kühe mitarbeitet, um der Familie finanziell zu helfen. Nach der fünften Klasse verlässt er die Schule und hilft seinem Vater auf dem Bauernhof mit Ackerbau und Viehzucht. Es folgen die schweren Jahre der massiven Geldentwertung durch die riesige Inflation. Aber auch das geht vorbei, und nach seinen Lehrjahren wird er ein erfolgreicher Landwirt und Viehhändler auf dem elterlichen Hof.

Jacob Klaber stirbt plötzlich am 24. Juni 1931 im Alter von 58 Jahren und wird in einem Einzelgrab auf dem Gemeindefriedhof von Breyell beerdigt.

Ab 1933, nur zwei Jahre nach seinem Tod, beginnt auch in Breyell die Verfolgung aller Mitglieder der

jüdischen Gemeinde, die dem Nazi-Terror wehrlos ausgeliefert sind. Die Toleranz gegenüber den Andersdenkenden ist beendet, und die weitere Entwicklung ist der Grund, warum Jacob Klaber der einzige Jude ist, dessen Grab sich auf dem Breyeller Friedhof befindet.

Fritz und Ilse Kaufmann aus Kornelimünster bei Aachen heiraten am 31. Dezember 1935. Ihr Sohn Werner wird am 17. Dezember 1936 in Aachen geboren.

Im November 1938 erreicht der Nazi-Terror in Breyell seinen Höhepunkt mit der Brandschatzung der Synagoge. Fritz wird wie so viele Mitglieder der jüdischen Gemeinden verhaftet und in das Gefängnis Anrath eingeliefert. Von dort erfolgt der Weitertransport am 17. November in das Konzentrationslager Dachau bei München, wo tausende Juden als KZ-Häftlinge in Gefangenschaft geraten unter der verharmlosenden Bezeichnung „Schutzhaft“. In Wirklichkeit verbirgt sich hinter dem Begriff die willkürliche Verhaftung von Juden und politischen Gegnern durch die Nationalsozialisten.

Für alle ist die Inhaftierung eine Katastrophe, und auch für Fritz beginnt eine sehr schwierige Zeit. Er freundet sich an mit dem Juristen Hans Ludwig Oettinger, der seit 1933 nicht mehr in seinem Beruf arbeiten darf. Oettinger erleidet schwere Erfrierungen an den Händen, und Fritz hilft ihm über die Leidenszeit hinweg. Nach seiner Entlassung aus dem KZ emigriert Oettinger 1939 nach Großbritannien. Dort nimmt er den Namen Henry Ormond an und wird nach dem Krieg als Anwalt in Deutschland eine bekannte Persönlichkeit.

In Breyell bemüht sich Ilse Klaber intensiv um die



Hochzeit Fritz Klaber und Ilse, geb. Kaufmann, am 31. Dezember 1935.



Wohnhaus und landwirtschaftlicher Betrieb der Klaber 1936 in Breyell, Felderend 25.

Freilassung ihres Mannes und mit Hilfe seines Bruders Felix gelingt es ihr, ein gefälschtes Visum für die Dominikanische Republik zu besorgen. Auf Grund dieses Visums wird Fritz im Februar 1939 aus dem KZ Dachau entlassen. Er muss sich verpflichten, Deutschland unverzüglich zu verlassen.

Nach seiner Rückkehr in Breyell soll er die Kosten für die Trümmerbeseitigung des in Schutt und Asche gelegten Gotteshauses übernehmen. Da er hierzu wegen der seit Jahren andauernden Boykottmaßnahmen und des Berufsverbots der Nazis nicht mehr in der Lage ist, wird das im Besitz seiner Familie befindliche Grundstück beschlagnahmt und enteignet.

Während Frau Ilse, Sohn Werner sowie Ilses Mutter und die Witwe Jacob Klaber, die Mutter von Fritz, vorläufig weiterhin in Breyell bleiben, wendet sich Fritz 1939 alleine nach Holland, um sich dort nach einem neuen Wohnsitz umzusehen. Er wohnt zunächst in Amsterdam, Hemonystraat 44-2.

Seinen beiden Brüdern Hermann und Max gelingt bereits 1938 und 39 die Flucht über Holland in die USA. Auch Fritz beabsichtigt, Europa in Richtung Süd- oder Nordamerika zu verlassen und bemüht sich um Visa zur Weiterreise mit seiner Familie.

In einem „Antrag an Justizminister auf Hereinlassung von Frau und Kind“ (handschriftliche Notiz auf dem Brief) vom 18. Dezember 1939, teilt er dem Ministerium mit, dass er sich seit dem 6. September 1939 in Holland aufhält.

Er schildert die dramatische Situation von Ilse und Werner in Breyell:

Dass sie nicht mehr in ihrer Wohnung bleiben können, sich in Gefahr befinden und nicht wissen, wo sie hinziehen sollen, und dass der Antragsteller in Kürze mit seiner Familie nach Chile auswandern wird, zumal er bereits im Besitz eines chilenischen Visums ist, erteilt vom Konsulat in Rotterdam.

Er bittet das Ministerium dringend, den im Brief genannten Angehörigen die sofortige Einreise nach Holland zu gestatten, um mit ihnen zusammen weiter auswandern zu können.

In der Zwischenzeit sucht Fritz eine Existenz in der Landwirtschaft und Viehzucht und findet eine Stelle im „Joodse Werkdorp Nieuwesluis (Wieringermeer)“ nördlich von Amsterdam unter der Leitung von Abel Herzberg. Dort arbeitet er vom 19. Februar bis 14. Oktober 1940 als landwirt-

schaftlicher Ausbilder, um hauptsächlich jüngere deutsch-jüdische Flüchtlinge auf eine Tätigkeit in einem Kibbuz in Palästina, dem zukünftigen Israel, vorzubereiten (Hachsjaralager).

In Holland hat Fritz Verbindung zu seiner Frau in Breyell. Abel Herzberg versucht angeblich ebenfalls, ein Transitvisum für die Familie Klaber in Breyell zu bekommen, solange die Möglichkeit einer Ausreise besteht, jedoch ohne Erfolg. Ilse teilt Fritz mit, dass ein illegaler Grenzübertritt nach Holland nicht möglich ist. Die holländische Grenze bei Venlo wird scharf bewacht und jüdische Flüchtlinge ohne gültige Einreisepapiere werden sofort wieder nach Deutschland zurückgeschickt.

Der Kriegsausbruch im September 1939 und der Überfall der Wehrmacht auf die Niederlande mit der Besetzung des Landes durch die deutschen Nationalsozialisten am 10. Mai 1940 machen alle Pläne und Hoffnungen zunichte. Fritz kann weder nach Deutschland zurück noch kurzfristig seine Familie nach Holland holen. So ergeht es unzähligen Flüchtlingen aus Deutschland, die es ebenfalls nicht schaffen, ihre Familien im Ausland in Sicherheit zu bringen.



Werner auf Papas Motorrad und im Garten 1939/40.



Babette Klaber mit Sohn Max.



Ilse, ihre Mutter Margarethe und Werner auf der Lobbericher Straße in Breyell.
(Stempel Rückseite: Gebr. Goertz, 18. Okt. 1938).

Ein letzter Gruß

von Ilse, Werner und Mutter aus der bisherigen Heimat.



Bregell den 30. 10. 41
Lieber Frits!
Da ich von Dir noch keine Post habe, sollst Du wieder etwas von uns hören. Zu Dinein kommenden Geburtstag habe Dir einen Brief geschrieben. Hoffentlich erhältst Du ihn auf der Zeit. Hier wird das Wetter auch schon kälter u. unfreundlich. Habe ein paar Tage ausgesetzt meine Kerren waren nicht ganz in Ordnung. Die Simons Mädels sind leider nicht mehr bei mir. Sonst geht es uns gesundheitlich noch gut das selbe auch von Dir hoffe. Freue mich immer auf Deine Post.

Roter Zensurstempel der Nazis: „Oberkommando der Wehrmacht- Geprüft“.

Ein letztes Andenken

das schöne Foto von Ilse und Werner zum Geburtstag von Ehemann und Papa Fritz in Westerbork, Oktober 1941. (Photoatelier und Kunsthandlung Johannes Goertz).



Inhaftierung von Fritz im Kamp Westerbork

Die niederländische Regierung errichtet ab 1939 das „Centraal Vluchtelingenkamp Westerbork“ im Nordosten Hollands, um den ab Ende 1938 immer stärker anwachsenden Strom von deutschen Flüchtlingen zentral unterzubringen. Inzwischen befinden sich etwa 30.000 jüdische Flüchtlinge im Land, verteilt auf 26 verschiedene Standorte. Für die deutschen Flüchtlinge ist das Nachbarland Holland ein ideales Ziel, obwohl es immer schwieriger wird, die Grenze zu überqueren. Das liberale Land war im Ersten Weltkrieg neutral und scheint ein sicherer Hafen auf der Flucht vor den weiter zunehmenden Gräueltaten der Nazis zu sein. Das gilt auch für die

Weiterreise in andere Länder oder nach Übersee.

Der Bau des Flüchtlingslagers erfolgt in der niederländischen Provinz Drenthe, weit entfernt von den Wohn- und Ballungsgebieten in einem großen nicht kultivierten Gebiet, einer trostlosen, einsamen und schwer zugänglichen Heidelandschaft. Die deutsche Grenze ist nicht weit entfernt.

Unter den jüdischen Flüchtlingen, die nach Palästina weiterreisen wollen, gibt es sicherlich einige, die diesem Lager in der Wildnis und Einöde etwas Positives abgewinnen können. Der Zuspruch wächst, als neue saubere Holzbaracken mit Zentralheizung und ausreichenden sanitären Einrichtungen sowie

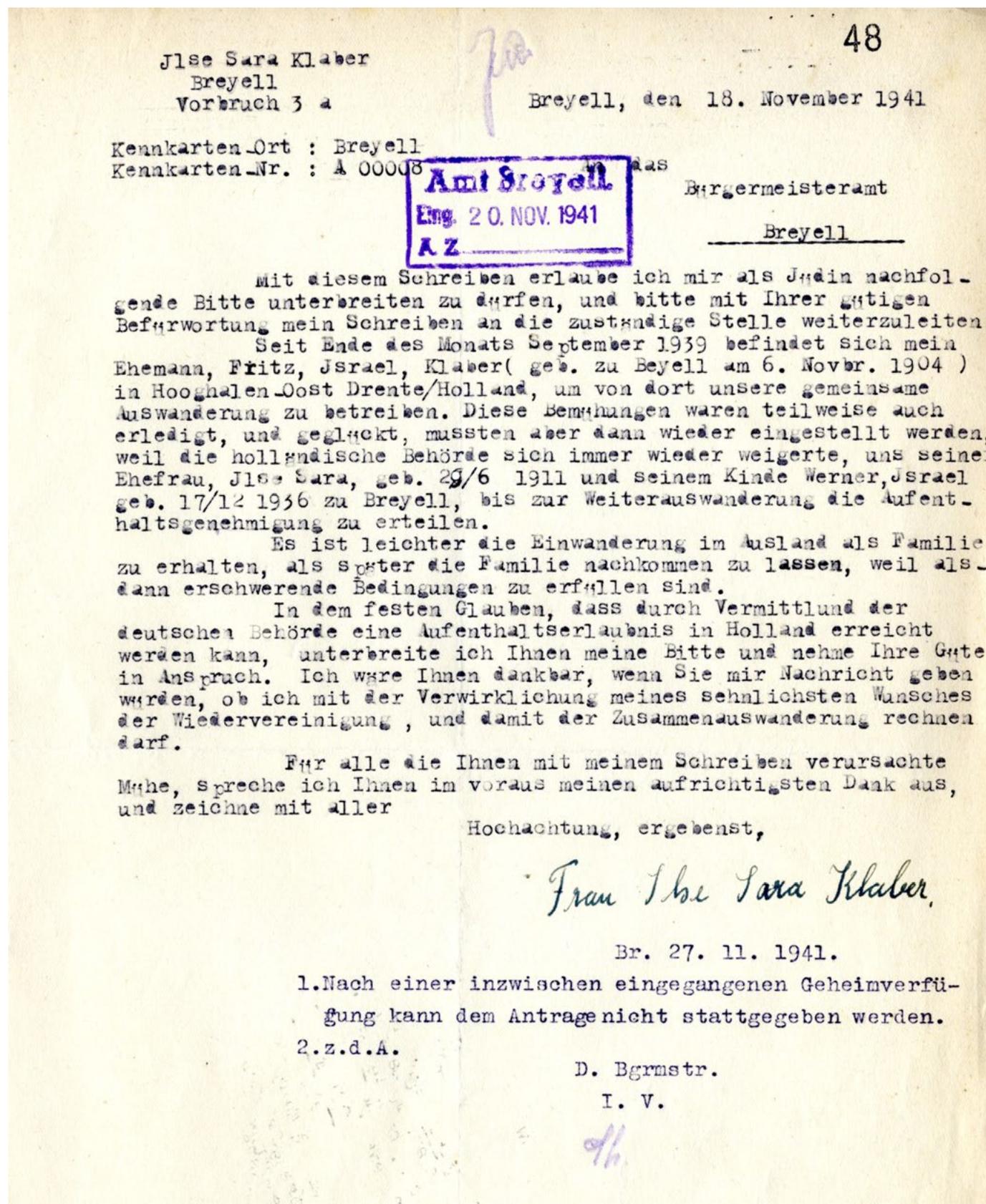
Einfamilienhäuser versprochen werden.

Die Aussicht auf ein neu einzurichtendes Dorf mit Ackerbau und Viehzucht, Hühnerhaltung, Schmiede, verschiedenen Werkstätten, Synagoge, Schule, Krankenversorgung und Freizeiteinrichtungen dient ebenfalls dazu, die Skepsis gegenüber dem Projekt zu zerstreuen.

Anfangs ist die jüdische Gemeinschaft, vertreten durch das Zentralkomitee für besondere jüdische Interessen und dem dazu gehörenden jüdischen Flüchtlingskomitee von der Idee und dem Standort alles andere als begeistert, zumal sie verpflichtet wird, sämtliche Kosten in Zukunft zu übernehmen.

Ein letzter vergeblicher Appell

an das Gewissen der „christlichen Gesellschaft“, vertreten durch den Bürgermeister und die Gemeindeverwaltung.



(Kreisarchiv Viersen, Kempen, KAV GA Breyell 1496, Blatt 48)

Aktennotiz „Geheimverfügung“: Ilse, ihre Mutter Margarethe und Sohn Werner werden am 10. Dezember 1941 nach Riga deportiert.

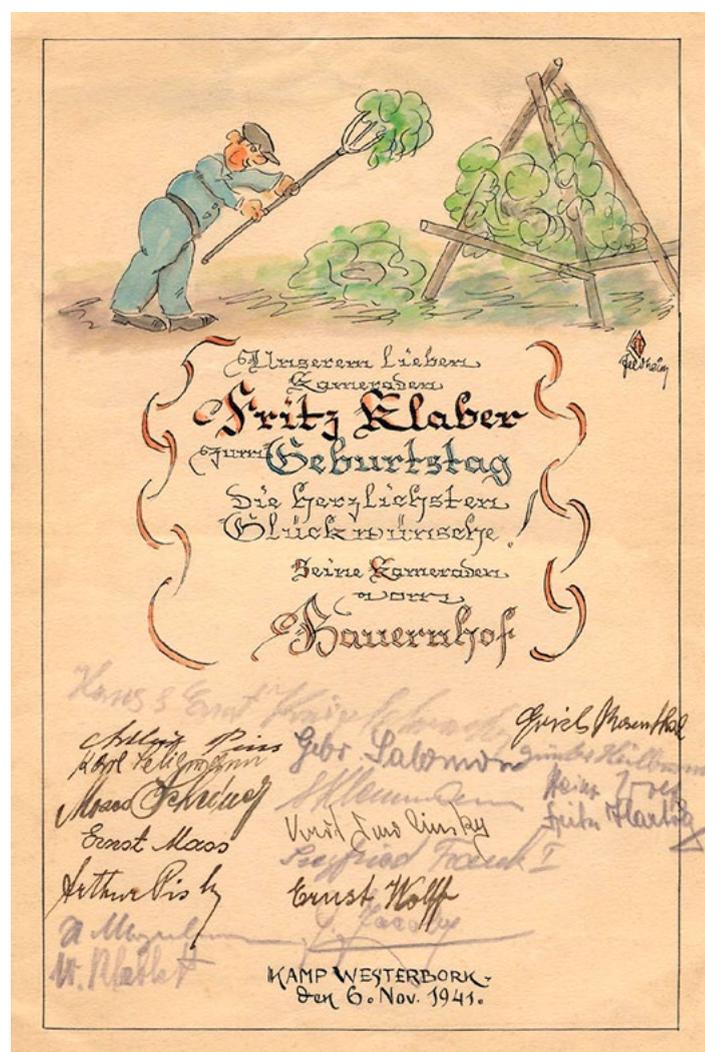
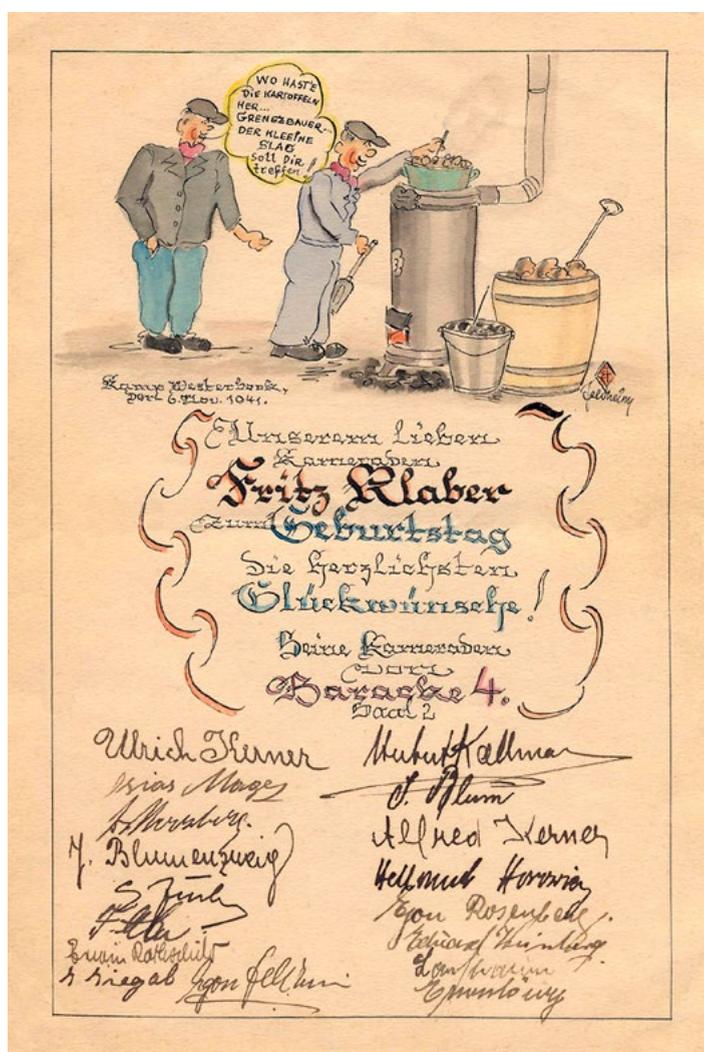
Dennoch stimmt die Vertretung schließlich zu. Das Flüchtlingskomitee und andere Hilfsorganisationen bemühen sich seit Jahren nach Kräften, die finanziellen Mittel für die Unterbringung und Versorgung der Menschen durch Spenden etc. aufzubringen, was auch gelingt.

Für Fritz Klaber ändert sich die Situation im „Werkdorp Wieringermeer“ nach der Invasion durch die Deutschen. Es dauert nicht lange, bis die landwirtschaftliche Siedlung von der deutschen SS geräumt und bis Herbst 1941 aufgelöst wird.

Die Bewohner werden in das neue Lager Westerbork überführt, wo Fritz als deutscher Flüchtling am 15. Oktober 1940 eintrifft. Er ist am weiteren Aufbau des Lagers beteiligt, der im August 1939 begann. Außerdem arbeitet er auf dem Bauernhof „De Schattenberg“ in der Nähe des Lagers, von wo aus neues Land erschlossen und landwirtschaftlich genutzt werden soll, um die Menschen im Lager zu versorgen.

Im Jahre 1941 befinden sich ungefähr 1.100 Bewohner im Dorf, verteilt auf Baracken mit etwa

200 Wohnungen, die aneinander gereiht worden sind. Holland ist seit Mai 1940 besetzt, aber das Lager steht noch unter der Aufsicht eines ehemaligen Offiziers des holländischen Militärs. Zwar müssen die Bewohner offiziell um Genehmigung fragen, wenn sie das Lager verlassen wollen, aber der Niederländer verwaltet sein Amt auf sehr humane Weise. Es gibt keine Stacheldrahtumzäunung und keine Wachtürme. Für Ordnung sorgt die niederländische Marechaussee (Staats- und Militärpolizei des Königreichs der Niederlande).



Zum 37. Geburtstag von Fritz am 6. November 1941.



Fritz (links) in der Baracke 4, Lager Westerbork, 4. Juli 1941.

Übernahme des Lagers durch die deutschen Nazis, Bewachung durch die SS

Die deutschen Machthaber haben 1942 deutlich andere Pläne mit Westerbork, als ursprünglich von der niederländischen Regierung gedacht. Im ganzen Land ist die von Deutschland ausgehende Judenverfolgung im vollen Gange. Dennoch ahnt in der Übergangszeit von 1940 bis 42 keiner, welche verheerende Bedeutung die Stätte mit dem späteren direkten Gleisanschluss in den kommenden Jahren für das Schicksal so vieler Menschen haben wird.

Nach der Invasion der Deutschen ändert sich allmählich alles. Von den ursprünglichen Versprechungen hat sich durch die politische Entwicklung wenig erfüllt. Die Flüchtlinge, die sich jetzt im Lager aufhalten, fühlen sich mehr und mehr inhaftiert und isoliert wie die Insassen eines Konzentrations-

lagers. Die Unruhe über die Absichten der deutschen Nazis wächst, jeder angstvolle Blick auf die niederländische Landkarte zeigt die kurze Entfernung zur deutschen Grenze.

Ab Mai 1942 werden die jüdischen Bürger auch in Holland gezwungen, den gelben Judenstern mit der Aufschrift „Jood“ zu tragen. Anschließend beginnen die Besatzer systematisch, die Juden im gesamten Land zusammen zu treiben und zwangsweise nach Westerbork zu bringen zum Weitertransport per Bahn nach Osteuropa.

Die holländische Lagerleitung wird abgesetzt, und die deutsche „Sicherheitspolizei und Sicherheitsdienst“ übernehmen am 1. Juli 1942 das Lager als „Polizeiliches Judendurchgangslager Westerbork“

mit deutschen Kommandanten. Die Nazis missbrauchen den Standort anschließend vom 15. Juli 1942 bis 13. September 1944 zur Deportation von ca. 107.000 Menschen fast ausschließlich jüdischen Glaubens mit insgesamt 93 Zügen in die deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, Sobibor, Theresienstadt und Bergen-Belsen.

Die Deutschen gehen äußerst raffiniert und niederträchtig vor. Aus Berlin kommen die Befehle, und der ab Oktober 1942 neu eingesetzte Lagerkommandant SS-Obersturmführer Albert Konrad Gemmecker liefert die gewünschte Anzahl der zu deportierenden Personen. Das Lager ist inzwischen mit Stacheldraht und sieben Wachtürmen umgeben und wird von einem deutschen SS-Wachbataillon

kontrolliert. Innerhalb des Lagers ist immer noch die niederländische Marechaussee im Einsatz.

Ansonsten aber benutzen die Deutschen für die Verwaltung und Organisation einen aus Häftlingen bestehenden „Ordnungsdienst“, der größtenteils aus den „alten Lagerinsassen“ besteht, deutsch-jüdische Flüchtlinge, die sich bereits längere Zeit im Lager befinden.

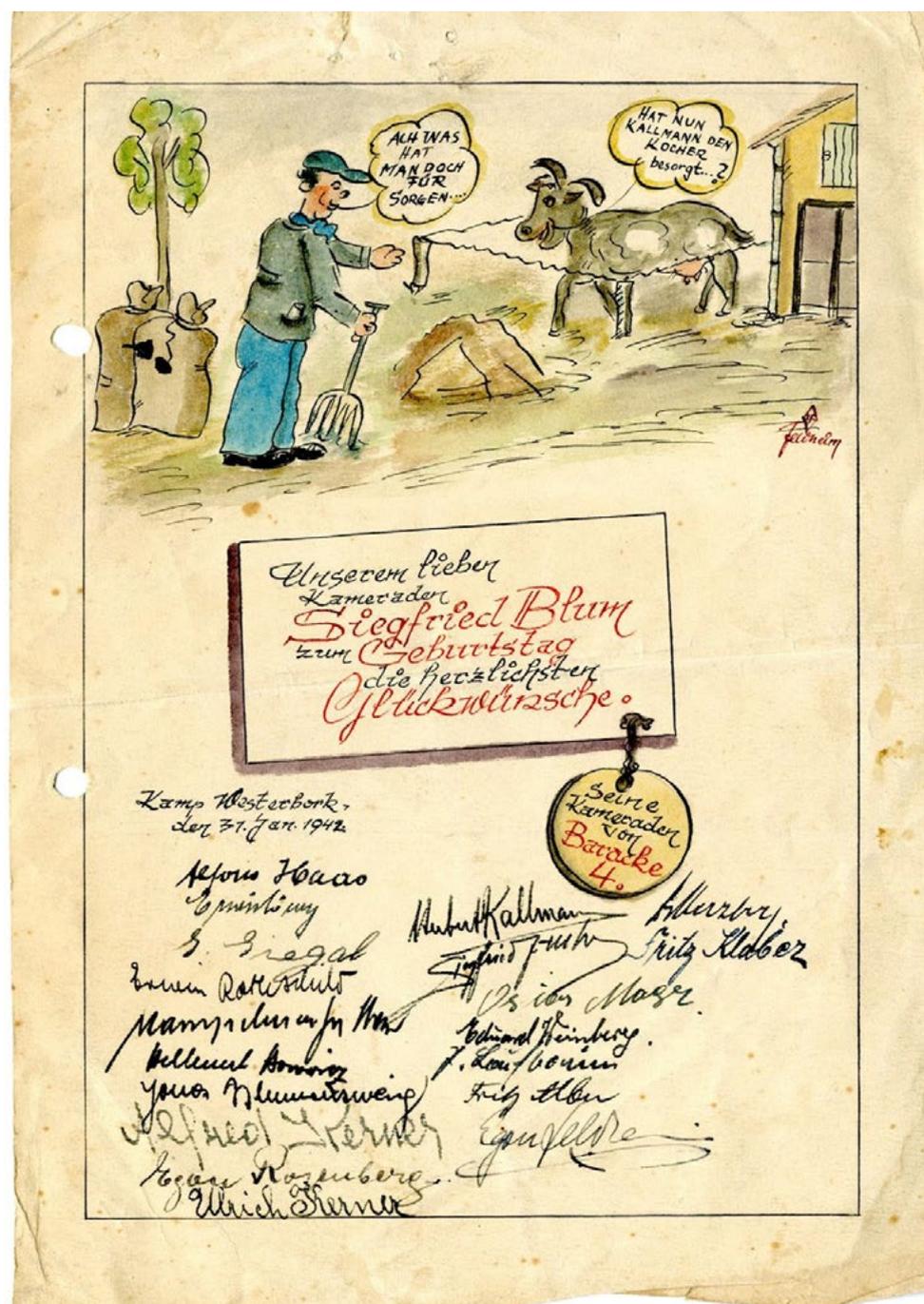
Alle Dienstabteilungen, die wieder unterteilt sind in kleinere Einheiten, erfüllen vielfältige Aufgaben, und jeder, der hier einen Posten ergattert, läuft weniger Gefahr, auf Transport gesetzt zu werden. Eine endgültige Freistellung bedeutet dies nicht, aber es ist hilfreich, und darum sind alle Stellen heiß begehrt und dauerhaft besetzt.

In einem Interview von 1979 mit dem „Nieuw Israelitisch Weekblad“ betont Fritz Klaber rückblickend: „Ich war gewohnt zu tun, wozu ich Lust hatte. Ich hatte einen selbstständigen Beruf als Viehhändler und Landwirt. Dann war ich plötzlich inhaftiert. Für mich war es besser zu arbeiten, als tatenlos herumzusitzen. Das hat mir geholfen. Ich habe alles angepackt, als ich in Westerbork saß. Arbeit zu haben war in den letzten Jahren ein Grund, um nicht auf Transport geschickt zu werden. Hatte man einen wichtigen Posten im Lager, wurde man -gesperrt-.“

Dennoch herrscht eine permanente Angst vor der Deportation, was früher oder später in den meisten Fällen geschieht. Jeder spürt, dass die Nazis nur Schlechtes im Schilde führen, und es besteht ein unerträglicher Druck von drohendem Unheil, Spannung und Schrecken ohne Ende.

Gemmeker schafft ein Klima, in dem der jeden Dienstag abfahrende Zug den Bewohnern so viel Angst einflößt, dass es keiner wagt, sich offen aufzulehnen.

Für die vielen Menschen, die im Lager Westerbork zur Deportation aus ganz Holland eingeliefert werden, soll der meist kurze Lageraufenthalt nicht so aussehen, als habe in Kürze ihre letzte Stunde geschlagen. Ihnen wird immer noch vorgespielt, auszuwandern und in Arbeitslager geschickt zu werden. Das Lager Westerbork soll so gut wie möglich als normales Dorf funktionieren, ohne Reibereien und Zwischenfälle. Es gibt eine umfangreiche Krankenversorgung, Cabaret, Musikvorführungen und Sportwettbewerbe. Alles soll den Eindruck erwecken, als sei auch hier noch ein „normales“



Glückwunschkarte von den Kameraden der Baracke 4 vom 31. Januar 1942, wenige Monate vor der deutschen Übernahme des Lagers und dem Beginn der Deportationen. Unterschrift Fritz Klaber 2. Zeile rechts. (Herinneringscentrum Kamp Westerbork, Hooghalen/NL, Naam en Gezicht)

Zusammenleben möglich. Das Angebot an Freizeitaktivitäten trägt zu einem stabilen und ruhigen Zustand bei, auch wenn jeden Dienstag der Zug das Lager verlässt.

Die SS hält sich weitgehend zurück mit dem sonst üblichen Gebrüll, den Gewalttaten und Verbrechen. Kommandant Gemmeker hat aus den Fehlern seiner Vorgänger gelernt und kann weder offenen Widerstand noch Panik gebrauchen. Er präsentiert sich selbst als Saubermann, für den es anscheinend selbstverständlich ist, die Juden „korrekt“ zu behandeln. Den Menschen dürfen ihre Illusionen

und Hoffnungen bis zuletzt nicht genommen werden. Erst mal müssen die zumeist Güter- und Viehwaggons mit Menschen vollgestopft und verschlossen auf den Weg gebracht sein ...

In Wirklichkeit sind die Zustände im Lager erbärmlich und niederschmetternd für die vielen unschuldigen und wehrlosen niederländischen Bürger und Flüchtlinge, die voller Verzweiflung aus ihrem normalen Leben in ihrer so idyllischen und liberalen Heimat herausgerissen werden. Es herrscht eine „zum Himmel schreiende“ Not und ein entsetzliches Elend. Die Baracken sind über-

Fritz Klaber

„Grenzbauer“ im Lagerjargon von Westerbork.
Geschickter, gerissener, treuer, couragierter Kumpel und Kamerad.
Fluchthelfer, Lebensretter und Widerstandsaktivist.



Fritz als Gärtner vor der Wohnbaracke 4 im Sommer 1941.

füllt, die Bewohner vegetieren dicht gedrängt dahin, es gibt keinen ausreichenden Platz und für viele keine Beschäftigung. Niemand kann sich zurückziehen, die hygienischen Bedingungen sind unter diesen Umständen katastrophal, und es gibt Ungeziefer wie Läuse, Flöhe und Wanzen im Überfluss.

Die Opfer haben keine Ahnung, was in den deutschen Lagern in Schlesien und im besetzten Polen vor sich geht. Nach und nach verschwinden tausende Menschen im Osten, darunter Achtzig- bis Hundertjährige unter dem Motto „Arbeitseinsatz“, aber es gibt nur wenige Lebenszeichen und Berichte. Jeder der Neuankömmlinge ist entsetzt und fragt sich verzweifelt, was nun weiter mit ihm und seinen Angehörigen geschieht. Die meisten rechnen nicht mit dem Schlimmsten und können sich in ihren kühnsten Träumen kaum vorstellen, was auf sie zukommt.

Fritz Klaber erfährt die Entwicklung im Kamp Westerbork am eigenen Leib. Neben seiner Tätigkeit auf dem Bauernhof und an der Kläranlage wird er ab 1942 als Gärtner bei der Unterkunft des Kommandanten Gemmeker eingesetzt. Aus diesem Grund hat er vorläufig noch diverse Freiheiten und kann das Lager verlassen, um außerhalb des Stacheldrahts zu arbeiten oder Material und Ausrüstungsgegenstände für seine Funktion zu besorgen.

Fritz gehört zu denen, die seit 1933 bitterste Erfahrungen mit der Hetze der Nazis in Breyell, der Brutalität der SS im KZ Dachau und jetzt der gnadenlosen Verfolgung aller Juden in Holland gemacht haben. Er macht sich keine falschen Hoffnungen und hat die wahren Ziele der deutschen Machthaber schnell durchschaut.

Im Lager trifft er Werner Stertzenbach, der wegen jüdischer Abstammung und kommunistischer Aktivitäten bereits nach 1933 sechs Monate in Deutschland inhaftiert war und über Belgien und Holland ebenfalls im Lager gelandet ist. Sie freunden sich an, und es steht für sie fest, dass die Bildung einer Widerstandsgruppe absolut notwendig ist, um die autoritäre Besatzungsmacht zu bekämpfen und nach Möglichkeit bestimmten verfolgten Menschen in Wort und Tat praktische und moralische Unterstützung zu geben oder sie sogar vereinzelt zu retten. Mit ein paar Gesinnungsgenossen bilden sie den Kern der „verzetegroep Stertzenbach“, eine lose Gemeinschaft mit einem



Fritz bei der Feldarbeit auf dem Bauernhof in der Nähe des Lagers Westerbork 1941.

zahlenmäßig kleinen Kreis wechselnder Mitglieder, die hauptsächlich aus jungen deutschen Flüchtlingen besteht. Ihr Ziel:

- Zivilen Widerstand im Lager zu leisten gegen die faschistische (antidemokratische, nationalistische) Herrschaft, ohne jedoch Repressalien und Vergeltungsmaßnahmen zu provozieren,

- Verbindung zu halten oder herzustellen zu anderen Untergrundorganisationen außerhalb des Lagers, insbesondere zur Gruppe „Van Dien“ in Amsterdam, die Ausweise fälscht und Leuten hilft, unterzutauchen,

- Organisation von Fluchtmöglichkeiten aus dem Lager für Mitglieder oder bestimmte Personen.

Die Gruppenmitglieder in Westerbork haben zum Teil Funktionen, bei denen man noch relativ frei handeln und sich bewegen kann. Einer der zum Kern gehörenden Männer, Theo Pinkowitz, arbeitet bei der Poststelle und kann über den Zensurstempel verfügen. Er stempelt Briefe und Pakete als „geprüft“ ab, die dann in Wirklichkeit unkontrolliert zwischen den Gruppen innerhalb und außerhalb des Lagers ausgetauscht werden. Ein Forstmitarbeiter außerhalb des Lagers hat direkten Kontakt zur Gruppe und beteiligt sich als Fluchthelfer. Fritz und Werner sind neben anderen Aufgaben bei der Kläranlage und dem Krematorium außerhalb der Stacheldrahtumzäunung im Einsatz.

Grandiose Künstler

als Häftlinge mit „Judenstern“ auf der bizarren „Bühne Lager Westerbork“ im September 1943. Ein letzter Akt von Hoffnung und Verzweiflung. Alle werden ein Jahr später deportiert.



APPELL ! ! ! !

Das Eröffnungstück der Revue „Humor und Melodie“.
Bildmitte, vorne: Superstar Max Ehrlich.

„Wir hatten ein Cabaret in Westerbork mit Kurt Gerron (Filmproduzent und Darsteller), Camilla Spira (Schauspielerin), Max Ehrlich (Revue-theater). Hinzu kamen Esther Philipse (KRO Radio Star, Sängerin und Tänzerin), Chaja Goldstein (Sängerin) und Sal Dwinger vom Groninger Orchester mit einem prächtigen Sinfonieorchester. Jonny und Jones (das populäre Gesangsduo) waren nur kurz da, sie hatten große Anpassungsprobleme. Dann hatten wir noch Günther Witebski und Willy Rosen, die die Lieder komponierten und nicht zu vergessen Erich Ziegler (Komponist-Pianist) und Jetty Cantor (Violine-Sängerin-Cabaret). Außerdem wirkten mit Hermann Feiner vom Frankfurter Stadttheater sowie Leo Kok und Hans Margules für die Dekors und Kostüme. Die meisten waren deutsche Flüchtlinge. Ich kenne fast alle Texte und Songs noch auswendig.

Warum habe ich (21) da mitgemacht? Ja, die Gruppe, die dazu gehörte, musste vorläufig ein paar Mal spielen. Also ging man nicht auf Transport. Wenn man immer hätte denken müssen: Ich bin nächste Woche weg, wäre alles viel schlimmer gewesen. Außerdem war es meist eine besondere Vergünstigung, mit solch talentierten Menschen umzugehen, denn da waren natürlich echte Berühmtheiten bei.“

(Louis de Wijze, geb. 30. Mai 1922 in Boxmeer/NL, Enkel von Sybilla de Wijze-Devries aus Kaldenkirchen. Foto Louis de Wijze und Collection Joods Historisch Museum, Amsterdam)

Besonders die Nachrichtenübermittlung und der Austausch von Informationen wie zum Beispiel über den Kriegsverlauf sind wichtig. Im Lager dient hierzu ein kleines Philips-Radio, mit dem der englische Sender empfangen werden kann. Die Weitergabe der Meldungen erweist sich als moralische Stütze, viele klammern sich an den Strohalm, dass die verhassten Besatzer noch zu ihren Lebzeiten von den Alliierten besiegt und das Land von der Gewaltherrschaft befreit werden wird.

Fritz Klaber ist ein couragierter und starker Mann, der in einigen Fällen an der Flucht von Häftlingen aus dem Lager beteiligt ist, besonders dann, wenn diese kurzfristig auf Transport gesetzt werden. Er ist regelmäßig damit beschäftigt, voll beladene Schubkarren mit Mist und Gemüseabfällen außerhalb des Lagers zu deponieren. Im Gegenzug kommt er zurück mit Kompost, Pflanzen und sonstigen Sachen für seine Lager- und Gartenarbeit.

Fritz und Werner arbeiten zusammen, indem sie Kinder und Erwachsene unter Jutesäcken und Abfällen verstecken, die von Fritz mit der Karre aus dem Lager gefahren werden. Wegen seiner routinemäßigen Arbeit schöpfen die Wachen keinen Verdacht, wenn er auf diese Weise Personen nach draußen schmuggelt. Außerhalb des Lagers werden die geretteten Menschen dann mit Hilfe des Untergrunds aufgefangen, bekommen eine falsche Identität und neue Untertauchadresse. Innerhalb des Lagers muss das „Verschwinden“ einzelner Personen, besonders von Kindern, mit der „Buchführung“ der registrierten Menschen in Übereinstimmung gebracht werden.

Alle Aktionen und Einsätze sind für die beiden und alle am Widerstand Beteiligten äußerst riskant und lebensgefährlich.

Ab Mitte 1943 nehmen die massiven Deportationen ab, und für die Häftlinge hat es den Anschein, als würde Westerbork aufgelöst. Nach allem, was sie bisher erlebt haben, steigt damit gleichzeitig die Horrorvorstellung jedes Einzelnen, im Lager nicht mehr gebraucht und ebenfalls kurzfristig mit den Zügen in den Osten abtransportiert zu werden. Der Krieg ist noch im vollen Gange, und es sieht nicht danach aus, als würde das Lager bald befreit.

In einem Beitrag 1976 von Max Gruber, der ebenfalls der Widerstandsgruppe angehörte, heißt es: „Im August 1943 stimmte unsere Gruppe darin überein, angesichts des Endes der massenhaften



Fußballmannschaft Lager Westerbork, links Louis de Wijze, rechts Nagy Feldmann, Betreuer der Mannschaft, ehemaliger Nationalspieler Österreichs, Betreuer und Spieler zum Teil mit „Judenstern“.

Deportationen und dem gut organisierten Hilfswerk zum Untertauchen die antifaschistische Arbeit innerhalb des Lagers aufzugeben, aus dem Lager zu flüchten und die Widerstandsarbeit außerhalb des Lagers fortzusetzen. Stertzach ging als Erster, ich folgte danach (Oktober 1943).“

Das Gleiche gilt auch für Fritz. Als seine eigene Deportation Ende September 1943 ansteht und sein Name auf den Listen erscheint, erhält er mehrere

Tage zuvor eine rechtzeitige Warnung. Er flüchtet aus dem Lager und gilt dort seit dem 15. September 1943 als vermisst. Er gehört damit zu den Wenigen, die dieses Wagnis trotz des hohen Risikos erfolgreich auf sich genommen haben. Mit Hilfe der Untergrundbewegung taucht er in Amsterdam unter.

Er ist jetzt 39 Jahre alt. Ob er Ende 1943 schon weiß, welches Schicksal seine Familie in Breyell getroffen hat?

Überleben in Amsterdam

Die Zustände in Holland und Amsterdam sind 1944 vor der Befreiung durch die Alliierten katastrophal und chaotisch. Im Winter 44/45 sterben tausende Menschen an Hunger, Kälte und den Folgen des Krieges.

Fritz entschließt sich, sein „sicheres“ Versteck zu verlassen, um mehrere Stunden täglich mit dem Rad seiner Untertauchfamilie in der Nähe von Zaandam die Bauernhöfe abzuklappern und Lebensmittel, Gemüse und Butter einzukaufen. Die Ware macht er auf dem Schwarzmarkt zu Geld oder tauscht diese gegen andere Sachen ein.

Zum Glück kommt ihm kein deutscher oder holländischer Polizist in die Quere oder verlangt seinen Ausweis. In seinem Ledermantel, seinen hohen Stiefeln vom Schwarzmarkt, seinem starken rheinischen Akzent und seiner stattlichen Figur wirkt er nach außen eher wie ein Angehöriger des

SD (Sicherheitsdienst der SS). Keiner traut sich, sein Fahrrad oder die Sachen in Beschlag zu nehmen, die er von seinen Ausflügen aufs Land mitbringt. Für den Fall einer echten Kontrolle besitzt er einen hochwertig gefälschten Ausweis.

Die Situation, Essen und Heizmaterial zu besorgen, ist so verzweifelt, dass Fritz seinen ganzen Mut aufbringt, um sein Versteck auch während der Ausgangssperre nachts zu verlassen. Im Hungerwinter werden fast alle Bäume auch entlang der Grachten in Amsterdam gefällt, um Brennholz zu bekommen oder das Holz auf dem Schwarzmarkt gegen Lebensmittel zu tauschen.

Unter größter Mühe versucht er, das gefrorene Pflaster um die abgesägten Baumstümpfe herum mit ein paar Eisenstäben zu entfernen. Für das Losrütteln des ersten Steins braucht er manchmal mehr als eine Stunde. Anschließend oder an folgenden

MR. ALFRED LEVY,
ADVOCAAT & PROCUREUR
AMSTERDAM

Postrekening 433467
Gemeentegiro L 489
Telefoon 34593

AMSTERDAM, 12 October 1945.
22 WESTEINDE

Gelieve in Uw antwoord te vermelden:

Dossier No. L.S.

Gaarne bevestig ik bij dezen, den Heer FRITZ KLABER, wonende te Amsterdam, eerder aan de Da Costakade 52, thans aan de Theof. de Bockstraat 29 III te Amsterdam - hoezeer Duitscher van geboorte - te kennen als een goed pro-Nederlandsch gezind persoon;

hij heeft zich voor vele Nederlanders door anti - Duitse verzetshandelingen verdienstelijk gemaakt;

zoo heeft hij destijds in het Kamp te Westerbork, alwaar hij werkzaam was in den bouwtechnischen dienst, met gevaar voor eigen leven, mijne aldaar geïnterneerde dochter JOHANNA VERONICA LEVY, geholpen te ontvluchten door haar in een gonjen zak op een kruiwagen het kamp uit te rijden ten tijde toen tot hare deportatie naar het Oosten besloten was.

Thans werkt deze dochter, mede dank zij hem, als co-assistente in het Binnengasthuis alhier.

Mr. ALFRED LEVY
Advocaat en Procureur
Westeinde 22
AMSTERDAM

Dr. Alfred Levy, Rechtsanwalt und Prozessbevollmächtigter,
Amsterdam, 12. Oktober 1945.

*Gerne bestätige ich hiermit Herrn Fritz Klaber, Amsterdam, früher wohnhaft Da Costakade 52, jetzt Theof. de Bockstraat 29 III - obschon gebürtiger Deutscher - ihn als eine gute pro-niederländisch gesonnene Person kennen gelernt zu haben;
er hat sich für viele Niederländer durch anti-deutsche Widerstandshandlungen verdient gemacht;
so hat er seinerzeit im Lager Westerbork, wo er im bautechnischen Dienst arbeitete, unter eigener Lebensgefahr meiner dort inhaftierten Tochter JOHANNA VERONICA LEVY zur Flucht verholfen, indem er sie in einem „gonjen“ Sack mit einer Schubkarre aus dem Lager fuhr, als ihre Deportation in den Osten beschlossen war.
Gegenwärtig arbeitet diese Tochter, was ihm zu verdanken ist, als Co-Assistentin im hiesigen Krankenhaus.*

Tagen gelingt es ihm, die Wurzeln auszugraben und das Holz zum Versteck zu bringen, immer auf der Hut, um nicht von der Polizei oder deutschem Militär entdeckt zu werden, die die Sperrzeiten überwachen. Das gesammelte Material hat einen hohen Wert auf dem Schwarzmarkt. Durch den Tausch eines Teils der Ware gegen Kohlen oder Essen und der eigenen Nutzung als Brennmaterial hält Fritz seine Untertauchfamilie und sich am Leben in dieser extrem schwierigen Zeit.

Im Mai 1945 sind die Nazis und die Wehrmacht endlich besiegt, und mit der Befreiung der Niederlande enden auch für Fritz die Jahre der Verfolgung seit 1933. Erst jetzt bekommt er Gewissheit über das schreckliche Schicksal seiner Familie in Breyell: Ilse (30), ihre Mutter Margarethe Kaufmann (56) und Werner (5) werden im Dezember 1941 nach Riga deportiert. Die Mutter Bernhardina (Babette) Klaber (70) wird im Juli 1942 nach Theresienstadt verschleppt, wo sie am 13. März 1944 stirbt an den Folgen von Unterernährung, Krankheiten, Entbehrungen und unmenschlicher Behandlung durch die SS. Ansonsten hat man nichts mehr von den Angehörigen gehört.

Der Bruder Felix Klaber kommt schon 1926 als 18-Jähriger nach Holland und macht dort eine Ausbildung zum Konditor. Er wohnt beim Bäcker Benninga in Deventer, Kleine Overstraat 33, über der Bäckerei. Im Jahre 1942 heiratet er Klara Mendel aus Dortmund, die einige Jahre zuvor mit ihrer Familie nach Holland geflohen ist. Als Felix und Klara im Juli 1942 aufgefordert werden, sich zum Transport nach Westerbork zu melden, tauchen sie in der Nähe des Dorfes Eefde unter und überleben die Verfolgung. Anschließend emigrieren sie in die USA, wo sich die Brüder Hermann und Max ebenfalls nach erfolgreicher Flucht 1938 und 39 aufhalten.

Nach der Befreiung treffen sich in Amsterdam einige Überlebende der jüdischen Gemeinschaft, von denen viele ihre Angehörigen und Ehepartner verloren haben. Bei diesen organisierten Zusammenkünften lernt Fritz seine spätere Frau Lotte (Charlotte) Reinhaus kennen, geboren am 2. September 1912 in Burgsteinfurth.

Lotte flüchtet schon 1935 als junge Frau nach Holland. Im Alter von 23 Jahren eröffnet sie einen

Friseursalon an der Elandsgracht. Ihre Eltern und Schwester kommen 1938 ebenfalls nach Amsterdam, nachdem ihr Vater, deutscher Frontsoldat im Ersten Weltkrieg, erkennen muss, dass es in Deutschland keine Zukunft mehr für Juden gibt.

Ab 1937 ist Lotte liiert mit Robert Pollack aus Frankfurt, der mit seinen Eltern und Geschwistern in Amsterdam eine bekannte Konditorei betreibt, das erste von deutschen Flüchtlingen eröffnete Geschäft in der Stadt. Lotte mietet für ihre Familie

Rückkehr nach Venlo und Breyell

Nach dem Krieg bemüht Fritz sich um die Rückgabe seines Eigentums in Breyell. Um Entschädigungen aus der Wiedergutmachung geltend machen zu können, entschließt er sich, den früheren Betrieb wieder zu übernehmen und instand zu setzen.

Lotte und Fritz haben ihre Angehörigen durch die Verfolgung verloren. Die Mutter will nicht mehr mit ihrer Familie in Deutschland leben und so ist Venlo Endstation für den Umzug. Sie wohnen Am Leutherberg 67 und ab 1956 auf der Zandstraat 56.

Fritz übernimmt von Venlo aus seinen Hof in Breyell und betätigt sich in den Folgejahren als Viehhändler. Er schlachtet nur für den eigenen Gebrauch, hauptsächlich Ziegen und Schafe.

Heinz Tegelbeckers, langjähriger Mitarbeiter und Lastwagenchauffeur, der später sein Geschäft übernimmt, in den neunziger Jahren:

Mit Fritz Klaber habe ich nach dem Krieg 25 Jahre in Breyell zusammen gearbeitet. Sein Vater Jacob Klaber, früherer Vorbeter in der Synagoge, wurde 1931 auf dem Breyeller Friedhof beerdigt. Das Einzelgrab befindet sich noch heute dort, rechts vom Haupteingang. Der Grabstein auf seinem Grab hat während der Nazizeit bei dem Bauer Schell in Bieth auf dem Jauchekeller gelegen.

Die jüdische Gemeinde in Venlo besteht zu dieser Zeit aus ca. 48 Personen, wobei die früheren deutschen Flüchtlinge jetzt in der Minderheit sind. Die Klaber werden aktive Mitglieder der kleinen Gemeinde. Der Glaube an die Überlebensfähigkeit für die Zukunft wird gestärkt. Es finden wieder regelmäßig Gottesdienste statt, und die Unterrichtung in jüdischer Religion erfolgt mit dem notwendigen Engagement.

neben der Konditorei eine Etagenwohnung. Eine zweite angemietete Wohnung wird als Residenz zimmerweise untervermietet, die Erträge dienen zum Unterhalt der Familie.

Lotte überlebt mehrere Konzentrationslager im Gegensatz zu ihren Eltern, ihrem ersten Mann Robert und seiner Familie.

Fritz Klaber und Lotte heiraten am 13. Januar 1949 und bleiben zunächst in Amsterdam. Sohn Jack wird am 7. März 1950 geboren.

Dennoch scheitert eine langjährige Initiative zum Bau einer neuen Synagoge. Die Expertenkommission, bestehend aus dem früheren und derzeitigen Vorsitzenden der Gemeinde Philip Cohen und seinen Stellvertretern, bezeichnet die Pläne schließlich als unrealistisch und rät von einem Neubau ab. Fritz gehört 1966 zum gewählten Vorstand der Gemeinde und wird zum Kassensführer ernannt.

Es kommt 1968 zur Teilung der Gemeinde in eine „orthodox-joodse“ und „liberal-joodse“ Glaubensgemeinschaft. Nachdem die Gemeinde weiterhin stark an Bedeutung verliert und 1971 nur noch ca. 30 Juden in Venlo ansässig sind, wird die jüdische Gemeinde 1975 aufgelöst und die verbliebenen Mitglieder werden der israelitischen Hauptsynagoge Limburg in Maastricht zugeteilt.

Sohn Jack macht 1969 „Aliya“, das heißt, er wandert nach Israel aus und kommt nur noch zurück zu einem Studium an der Fachhochschule in Köln. Nach seinem endgültigen Abschied 1977 macht er in Israel eine erfolgreiche Karriere in der Fotoindustrie.

Der Holocaust mit seinen schrecklichen Folgen und die Wirren der Nachkriegszeit, die so viele Überlebende für immer traumatisiert, tragen dazu bei, dass die Ehe zwischen Fritz und Lotte 1975 scheitert.

Lotte Klaber, die Mutter von Jack, kommt 1984 bei einem tragischen Badeunfall in Israel im Mittelmeeresum Leben. Sie ist beerdigt in Ramat HaSharon.

Fritz Klaber (79) wandert im August 1984 nach Israel aus. Er stirbt am 30. März 1986 im Alter von 81 Jahren in Petach Tikva und wird ebenfalls in Ramat HaSharon beigesetzt.



Jack Klaber, Israel (links) mit seinem Cousin Stephen, USA, Sohn von Max Klaber, am Grab des Großvaters Jacob Klaber in Breyell.

Quellen

Jack Klaber, Israel

Jaap Nijstad, Lochem, Getekend in Westerbork, Leven en werk van Leo Kok 1923 – 1945. Amsterdam 1990.

Louis de Wijze – Zeitzeuge in Willy Lindwer, „KAMP VAN HOOP EN WANHOOP, Getuigen van Westerbork, 1939-1945“

Herinneringscentrum Kamp Westerbork, Naam en Gezicht

Joodsamsterdam – Verzet in Westerbork

Gerrit van der Vorst, EEN DIEPZWARTE SLUIER – De grensplaats Venlo en de jodenvervolgung, 2014

Gerrit van der Vorst, HET KAPITAAL VAN SAL WALVIS, Acht verhalen over joodse vervolgd in Noord-Limburg, 2016

Manifest von Werner Stertzenbach

über Widerstand und Fluchthilfe mit Fritz Klaber im Lager Westerbork während der deutschen Naziherrschaft

(Quelle: International Institute of Social History (IISH/IISG) Kollektion Judaica Nederland, No. 55. Durch Vermittlung von Jack Klaber, Israel. Auszugsweise Wiedergabe. Text bearbeitet von Frank Kauwertz.)

Glücklicherweise war es eine stockdunkle Nacht. Ich traf den Schlosser und seine Frau, die inzwischen Todesängste ausgestanden hatten. Der Kanalübergang und die weitere Flucht verlief, soweit ich es beurteilen konnte, reibungslos.

Durch seinen Freund erfuhr ich später, dass der Schlosser und seine Frau gut in Amsterdam angekommen waren - aber von meinen 30 Gulden habe ich nie wieder was gesehen, von dem großen Lebensmittelpaket ganz zu schweigen. Vielleicht konnten sie es nicht zurückerstatten,

wie schwierig ist es doch häufig für „onderduikers“ (Unter-taucher) sich über Wasser zu halten, aber es blieb ein hässlicher Zug, nichts von sich hören zu lassen. Ich war erst erbost darüber, ich hatte mein Leben für Menschen aufs Spiel gesetzt, von denen ich nicht sicher bin, ob sie es wert waren.

Von illegalen Kaninchen, Gärten und von Schmugglern!

Aber eine viel größere Enttäuschung sollte mich jetzt treffen. Die Lücke im Stacheldraht wurde geschlossen! Mein ganzer schöner Plan war wertlos! Von jetzt ab musste ich auch stets den Lagereingang passieren und mich an- und abmelden. Aus mit den Fluchtunternehmen!

Geschlagen und wütend suchte ich nach neuen Möglichkeiten. Aber es war schon schwierig. Bis jetzt konnte ich die Sache allein machen. Die Gefahr aufzufallen, war dadurch aufs geringste beschränkt. Aber derjenige, der alles allein tun will, ist ein schlechter Organisator. Also hieß es, sich nach „Mitarbeitern“ umzusehen. Ein „gütiges Geschick“, ein paar offene Augen und etwas Kombinationsvermögen, das war es, was mich wieder dazu brachte, „einen Plan“ aufzustellen.

Mein Kumpel Fritz war ein treuer Kerl. Er war aber nicht nur treu, sondern auch in vielerlei Beziehungen außerordentlich geschickt. Er stammte aus dem Grenzgebiet und war ein „Grenzbauer“ (wie es im Kampjargon hieß). Diese zeichneten sich durch besondere Gerissenheit aus. Er war Gärtner bei unserem holländischen Baas (Chef). Der Garten lag ganz in der Nähe meines Pumpenhauses. Auch ein großes Stück Land hinter dem Pumpenhaus war zum Garten unseres holl. Betriebsleiters umgearbeitet. Der Baas wurde entlassen, sein Haus und sein Garten wurden von einem anderen holl. Angestellten übernommen, und Fritz wurde als Gärtner abgebaut. Er kam zu mir als Mitarbeiter. Der neue Haus- und Gartenbesitzer zeigte sich nicht

von der besten Seite. Die Existenz des Gartens hinter dem Pumpenhaus wurde also von uns verschwiegen. Er hatte ja auch kein Anrecht darauf, im Übrigen auch wenig Interesse für den Garten. Das Gartenland wurde von uns, d. h. von Fritz und mir „sozialisiert“.

Es mag vielleicht unwahrscheinlich klingen, wenn ich sage, dass wir einen illegalen Garten besaßen, aber in diesem Lager geschahen so viele Ungeheimheiten, dass es niemanden verwundern darf. Wir hatten unsere Früh- und Spätkartoffeln, Salat, Erbsen, Bohnen, Gurken, Tomaten, Spinat, Petersilie, Rote Beete und was sonst ein Garten noch bietet. Wir hatten selbst Gartenblumen, und oft haben wir nicht nur Kartoffeln und Salat, sondern auch Blumen mit ins Lager genommen, wo wir wiederum „illegal“ gekocht haben. Manch einer unserer Freunde wird sich gern an unsere gemeinsamen Mahlzeiten erinnern. Aber es blieb nicht nur bei dem Garten. Fritz, der natürlich hierfür verantwortlich zeichnete, stand auf dem Standpunkt, dass wir gut auch ein paar Kaninchen „illegal“ züchten könnten. Gesagt, getan. Zeitweilig hatten wir sechs Stück, die alle mit der Zeit den Weg allen Kaninchenfleisches gingen.

Aber als richtiger „Grenzbauer“ konnte Fritz auch Fallen stellen. Hinter dem Pumpengebäude war ein Lupinenfeld, und dann breitete sich ein großes Stück Heide aus. Wir kontrollierten den Abfluss des gereinigten Wassers und sahen dabei wilde Kaninchen. Fritz war außer sich. Er beschaffte sich dünnen Messingdraht und stellte

Schlingen aus. Gar manches wilde Kaninchen musste darin sein Leben lassen, um uns zur Nahrung zu dienen. Ich verabscheute zwar die Methode - aber Not lehrt beten. Wir konnten nicht wie die Nazis auf Hasenjagd gehen.

Aber Fritz konnte noch viel mehr. Mit ihm zog ich im Sommer aufs Feld, um Ähren zu sammeln (für die Kaninchen) und in den Wald, um Pilze zu suchen (für uns). Hierüber jedoch später mehr.

Fritz hatte auch „Beziehungen“ zur Umgebung. Er kannte einen Bauern am Oranjekanal, und er kannte auch „Ortsansässige“, die bereit waren, Butter, Eier, Käse, Mehl, Tabak, Fleisch etc. gegen horrenden Preise bis in die Nähe des Lagers zu bringen. Es gab im Lager einen blühenden Schwarzhandel, und es wurden phantastische Preise für Butter und Zigaretten, für Brot und andere Lebensmittel bezahlt. Es waren hauptsächlich die holländischen Bauarbeiter, die per Fahrrad ins Lager kamen und eine größere Menge mitbrachten. Sie wurden jedoch öfters kontrolliert, und einmal musste selbst eine ganze Gruppe zur Strafe ohne Bezahlung arbeiten, weil sie Schwarzhandel betrieben hatten.

Ich stand diesem Schwarzhandel skeptisch gegenüber. Es waren immer wieder die Reichen, die sich mästen konnten, und die armen Schlucker hatten das Nachsehen. Aber wie kann man in einer Situation, wie sie das Lager darstellte, zu dieser Frage Stellung nehmen? Das Essen war nicht ausreichend, also konnte jeder Zusatznahrung gut gebrauchen. Viele, wohl die meisten, rechneten mit Paketen von

außerhalb, andere hatten genug Geld gerettet und konnten die „schwarzen“ Preise gut bezahlen. Die Schmuggler und Schwarzhändler wiederum ließen sich ihr Risiko bezahlen und lebten gut durch diesen „Nebenverdienst“. Viele jedoch mussten die Folgen auch tragen, denn sie wurden geschnappt und gingen auf Transport. Es waren meistens nicht die besten Elemente, die sich hiermit aufhielten, und es kam auch häufig vor, dass sie als echte „Hyänen der Transportnacht“ auftraten, indem sie am Tage und in der Nacht vor dem Transport zu ganz unverschämten Preisen Butter, Brot und Zigaretten verkauften. Aber der Schwarzhandel mit seinen Auswüchsen ist eine Erscheinung, die wir alle kennen gelernt haben, und ich will mich auch hierüber weiter nicht äußern.

Wie gesagt, Fritz hatte auch Beziehungen zu den

Schmugglern, und hier sah ich „Möglichkeiten“. Ich ließ mich mit einbeziehen, ging des Abends trotz Stacheldraht und Wachposten mit in die Heide und übernahm Posten Käse, Butter und Eier. Der Schmuggler hatte manchmal im Lager zu tun, und er kannte mich jetzt schon, um kein Misstrauen mir gegenüber zu haben. Ich dachte, wer Butter, Eier und Käse schmuggelt, der schmuggelt auch Menschen. Ich fragte ihn direkt, ob er bereit wäre, Menschen mit raus zu nehmen und gut weg zu bringen. Aus seiner ganzen Haltung entnahm ich, dass er hier ein lohnendes Geschäft erwartete, und das machte mir den Mann unsympathisch. Ich fragte, wie viel er haben wollte. Fl. 200 (Gulden) erschien ihm nicht zu hoch pro Nase. Und ob die dann nach England gingen? Ich erklärte ihm so gut es ging, warum es

sich handelte. Aber er hatte zu viel Geld im Lager verdient, um glauben zu können, dass die meisten Menschen total ausgeplündert waren. Auf jeden Fall verblieben wir dabei, dass ich mich im gegebenen Fall mit ihm in Verbindung setzen würde. Hieraus ist nie etwas geworden, denn es kam hinzu, dass er die Menschen außerhalb des Lagers in Empfang nehmen wollte. Die größte Schwierigkeit, sie auf die andere Seite des Stacheldrahts zu bringen, ging immer noch auf unser Konto. Ich besorgte mir eine scharfe Zange, um stets in der Lage zu sein, den Stacheldraht durchknippen zu können. Die Stellen jedoch, die sich am besten hierzu eigneten, wurden am strengsten bewacht. Aber der Gedanke ließ mich nicht mehr los, ich musste wieder eine Möglichkeit finden.

Vom Latrinenhaus-Wärter zum Leichenverbrenner!

Inzwischen war es Sommer geworden, der Sommer 1943. Zu Tausenden wurden die Juden ins Lager getrieben, und zu Tausenden hatte ich sie abreisen sehen. Transporte zu tausend, zu zweitausend und zu dreitausend. Ich stand auf meinem Pumpenhaus, zählte die Waggons und folgte in Gedanken der ächzenden und fauchenden Lokomotive. Welch schicksalsschwere Ladung trug dieser Zug hinweg! Welch eine grausige Wandlung hatte sich hier an diesen Unglücklichen vollzogen. Eine radikale „Umkehr aller Werte“ hatte stattgefunden, wie es nicht konsequenter ging. Ganz gleich, ob du Arbeiter oder Bankier, Schriftsteller oder Analphabet, jung oder alt, gesund oder krank, dumm oder klug, Kaufmann oder Landwirt warst, hier warst du „Transportmaterial“. Das Geld, dieser Wert aller Dinge, verlor für viele seine Bedeutung. Was sie auch besessen hatten: Waren sie erst einmal durch die Ausplünderungsabteilung von Lippmann, Rosenthal & Co. gegangen, dann waren sie alle gleich arm (Scheinbank der Besitzer für die vollständige Enteignung der Holländer jüdischen Glaubens). Gewiss, dem ein oder anderen gelang es noch, Geld oder Werte zu

retten, aber das war doch nur ein kleiner Prozentsatz. Bezeichnend für die ganze Lage ist die Tatsache, dass enorm viel Geld zerrissen wurde, damit es nicht in die Hände der amtlich angestellten Räuber und Taschendiebe fallen sollte. Zerrissene 10, 25, 50 und 100 Gulden Scheine, ja einige Male selbst 1000 Gulden Scheine konnte man auf der Straße oder in den Abwasserkanälen finden.

Aber auch die Menschen selbst wurden in jeder Beziehung manipuliert. Es war nicht so sehr die „Verpauperung“ (Verelendung), die hier begann, es war auch nicht die Demoralisierung, die deutlich schon zu erkennen war, es war vor allem die Angst vor dem Transport, die Jagd nach Pöstchen und Beziehungen, um „zurückgestellt“ zu werden, die die Menschen veränderten. Wer konnte hier etwas erreichen mit Fähigkeiten? Nur „Beziehungen“ oder ausgeklügelte Schwindeleien mit „Papieren“ hatten manchmal Erfolg.

Aber ich will mich nicht in die Geisteshaltung der Menschen vertiefen, sondern erzählen, was ich erlebte auf meiner Jagd nach Fluchtmöglichkeiten. Ich hatte inzwischen nämlich einen anderen Posten

bekommen. Ob ich avanciert war? Ich wurde Leichenverbrenner!

Manch einer wird sich schütteln und denken: Wie kann man um alles in der Welt freiwillig eine solche Beschäftigung annehmen? So dachte ich zwar auch und mit mir viele andere, die evtl. hierfür in Frage kamen. Entscheidend für mich war die Lage des Krematoriums außerhalb des Stacheldrahts gegenüber meinem bisherigen Dienstgebäude - der Kläranlage. Die Beschäftigung mit Fäkalien, Schmutzwasser und allem, was damit zusammenhängt, war auch gerade nicht berückend - aber Leichenverbrennen? Es kostete mich eine große Überwindung, ehe ich mich hierzu bereit erklärte - aber die strategische Lage des Krematoriums und der Kläranlage war so günstig für unsere Absichten, dass wir, d. h. Fritz und ich, sie unbedingt halten mussten.

Über meine Tätigkeit im Krematorium werde ich noch an anderer Stelle berichten. Hier sei nur gesagt, dass ich jetzt ziemlich selbstständig über meine Zeit verfügen konnte. Zwei-, drei- oder viermal die Woche wurde verbrannt, je nach Sterbefällen. An den anderen Tagen beschäftigten wir uns mit anderen Arbeiten.

Pilze suchen auf der Drentschen Heide!

Fritz arbeitete jetzt auf der Kläranlage, und ich war mit anderen Leuten im Krematorium beschäftigt. In freien Stunden, die wir jetzt öfters hatten, schmiedeten wir Pläne, stellten Betrachtungen über Gegenwart und Zukunft an und beschlossen eines Tages, einen Patrouille-Gang zu machen in Richtung Oranjekanal. Die Gegend war uns nicht ganz unbekannt, und vor allem Fritz, der früher auf dem zum Lager gehörenden Bauernhof gearbeitet hatte, kannte sich ganz gut aus. In einer Entfernung von ca. 20 Minuten lag der Bauernhof. Der Weg lief dann durch einen Wald zum Oranjekanal. Hierzu brauchte man schätzungsweise nochmals eine halbe Stunde.

Der Bauer, der bereits von Anfang an im Dienst des Lagers stand, war zwar ein dummer Kerl, aber er war auch NSBer (niederländischer Nazi) geworden. Wenn er uns sehen würde, würde er uns bestimmt melden. In Acht nehmen mussten wir uns auch vor dem holländischen Betriebsarbeiter aller Grab- und Feldarbeiten Huisman. Dass er den Nazis nicht wohlgesinnt war, war uns bekannt, andererseits war er aber auch ein ausgesprochener Antreiber und hatte bei den Lagerbewohnern einen sehr schlechten Ruf.

Aber wir wurden weder gesehen noch angehalten und machten uns auf den Weg in den Wald. Wir

hatten Säcke mitgenommen, um gleichzeitig dort Pilze zu suchen. Es waren unvergessliche Stunden, die wir dort verbrachten. Wie die Vagabunden strolchten wir durch den Wald und die Heide, lauschten dem Gezwitscher der Vögel, scheuchten Kaninchen, Hasen und Eichhörnchen auf und sonnten uns in der Sonne der Freiheit. Für Augenblicke vergaßen wir Transport und Baracke, Stacheldraht und SS. Aber allzu lange konnten wir nicht bleiben; wir gingen auf Suche nach Pilzen und fanden auch genug, um die mitgebrachten Säcke zu füllen.

Diese Ausflüge wiederholten wir öfters; wir kannten jetzt schon die Wald- und Feldwege ganz genau. Auch nahmen wir Notiz von einem Jagdhaus, das zwar verschlossen war, uns aber vielleicht einmal gute Dienste leisten könnte.

Der Bauer und auch der Betriebsleiter Huisman hatten uns jetzt wohl schon mal gesehen, ohne Meldung zu machen, wir mussten uns aber trotzdem eine legale Möglichkeit schaffen, um ohne Schwierigkeiten des Öfteren in den Wald gehen zu können. Ich hatte eine Idee. Der Kommandant hatte bereits im vergangenen Jahr Jemandem eine schriftliche Erlaubnis gegeben, das Lager bis zu einem bestimmten Umkreis zu verlassen und zwar ebenfalls, um für ihn Pilze zu suchen.

Wenn wir eine solche Bescheinigung hätten, dann konnten wir schon allerhand damit beginnen. Es war mir zwar aufs Äußerste zuwider, für diese Bande auch noch freiwillig etwas zu tun, aber hier mussten alle Mittel recht sein.

Bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, sprach ich den Bauleiter Architekt Winne an, der neben dem Kommandanten im Lager am meisten zu sagen hatte. Da er sich, ebenso wie der Kommandant, besonders für das Krematorium interessierte (für sowas haben die Nazis nun mal eine Vorliebe), war ich ihm nicht unbekannt. Ich fragte ihn, ob er mir einen Erlaubnisschein ausschreiben wollte, dass ich für ihn Pilze sammeln könnte, da gerade jetzt viele Pilze zu finden seien. Er hatte nichts dagegen, obwohl er keine Bescheinigung ausstellte. Das war uns gerade recht. Wenn wir jetzt angehalten würden, konnten wir immer sagen, die Pilze seien für Architekt Winne. Einmal brachte ich seiner Köchin einen Korb voll. Sie schimpfte ganz entsetzlich, da wir die großen erst ausgesucht und die kleinen übrig gelassen hatten. Das war das erste und letzte Mal, dass Winne von uns Pilze erhielt. Wir machten uns von jetzt ab bei jeder guten Gelegenheit auf den Weg, brachten Säcke voll Pilze mit und kosteten die so gewonnenen freien Stunden in Wald und Heide nach Herzenslust aus.

Die Probe aufs Exempel!

Der Leser, der diesem Bericht bis hierher gefolgt ist, wird mit Erstaunen fragen, was nun die ganze Pilzesucherei mit einer Flucht aus dem Lager zu tun hat, oder aber er wird denken, dass dieses eigentlich nur alles Vorbereitungen waren, und so war es auch. Endlich war ich wieder soweit, planmäßig Menschen aus dem Lager herauszubringen, doch es fehlte noch das eine oder andere. Aber auch das sollte kommen. Eine gute Freundin, die sich auf Grund verschiedener Umstände einige Monate im Lager aufgehalten hatte, musste befürchten, bei einem der nächsten Transporte dabei zu sein. Das musste auf alle Fälle verhütet werden, da es sich um eine Frau handelte, die sich im Kampf gegen den Faschismus besondere Verdienste erworben hatte.

Wenn es nicht glücken würde, sie vor dem Transport zu bewahren, dann musste sie flüchten. Sie hatte einen guten Bekannten, der sich sehr gut eignen würde,

sie weiter zu befördern, wenn sie sich erst mal außerhalb des Lagers befand. Durch einen holländischen Beamten, der auf einem der Distributie-Büros arbeitete, ließen wir einen Brief an Guns (so wollen wir ihn nennen) schicken, mit der Bitte, am Sonnabend gegen 11 Uhr auf dem Wege zum Krematorium zu kommen. Hier würde ich ihn erwarten. Und hier wollte ich ihm auch alles andere mitteilen.

Jetzt musste eine Möglichkeit gefunden werden, unsere Freundin vom Krankenhaus, wo sie als Straffall stets unter besonderer Kontrolle stand, herauszubekommen und dann nach draußen, d. h. zum Krematorium. Warum sollten wir sie nicht auf einer Tragbahre als Leiche, in ein weißes Laken gehüllt, zum Totenhaus bringen? Ein solcher Anblick war schon nichts Außergewöhnliches mehr. Es musste nur ein O-D-Mann (Mann vom Ordnungsdienst) gefunden werden, der bereit war, mit zu tun und zwei Leichen-

träger. Ein O-D-Mann war bald gefunden (wir werden ihn Karl nennen), einer der wenigen, die eingesehen hatten, dass es Pflicht war, so vielen wie möglich die Flucht zu ermöglichen. Aber mit den Leichenträgern war es schon schwieriger. Für diese Funktion hatte man nur orthodoxe Juden genommen, und schon bei der ersten Erwähnung einer Flucht wurde mir klar, dass diese Leute unter keinen Umständen bereit waren, hieran mitzuhelfen. Zur Not konnten Fritz und ich des Abends als Leichenträger fungieren.

Aber ehe noch unsere Freundin, für die wir eigentlich diesen Plan vorbereitet hatten, das Weite suchen konnte, musste einer anderen jungen Frau (wir nennen sie hier Bea) geholfen werden, und wir beschlossen, dass Bea Sonnabend das Lager verlassen sollte. Beim letzten Transport war sie mit Mühe und Not verschont geblieben. Jetzt konnte sie sich wahrscheinlich nur noch durch eine Flucht retten. Im Laufe der Woche wurde ich zu

einem der Herren vom Joodse Raad bestellt, der von Amsterdam zurückgekommen war. Er ließ mir durch seine Sekretärin ein einfaches Portefeuille (Brieftasche) überreichen. Darin waren etwas Geld und einige Fotos. Ich erhielt die mündliche Nachricht, dieses Portefeuille an den rechtmäßigen Inhaber weiterzuleiten. Ich hatte keine Ahnung, wer das sein könnte, fragte alle meine Freunde, aber niemandem waren die Fotos bekannt. Endlich dämmerte mir was. Ich zog mich auf einen stillen Ort zurück und nahm das Portefeuille und eine Rasierklinge mit. Vorsichtig öffnete ich den Stepprand – und richtig, ein Personalausweis war eingeklebt und eingnäht worden. Ein P. B. (persoonsbewijs) für Bea!

Samstagmittag gegen 11 Uhr ging ich vom Krematorium aus in Richtung des Bauernhauses, und richtig, ein blonder Riese kam mir entgegen, stieg vom Fahrrad und stellte die verabredete Frage. Es war Guns. Ich teilte ihm mit, dass ich beabsichtige, Bea mittags noch herauszubringen. Wir verabredeten eine Stelle im Wald, von wo aus er Bea weiter bringen würde.

Inzwischen hatte ich mit Fritz einen Plan ausgeheckt. Bea sollte im blauen Overall mit Fritz oder mir zur Kläranlage gehen, und von da an würden wir weiter sehen. Wir benutzten aber nicht den Hauptausgang, sondern eine Stelle, wo der Stacheldraht jeden Tag losgemacht wurde, damit eine Schmalspurbahn mit Loren ins Lager kommen konnte. Diese Stelle wurde zwar bewacht, aber hier musste der O-D-Mann Karl einspringen.

Bea erschien gegen 12 Uhr im Overall mit Mütze, aber ihre Fraulichkeit war nicht so einfach wegzuzaubern. Also los. Fritz war schon vorgegangen, und Bea und ich verließen das Lager durch die Lücke im Stacheldraht, in der Hand einen großen Korb. Wir waren nicht wenig aufgeregt. Würde uns der Wachposten auf dem Turm passieren lassen oder ... Wir gingen zur Kläranlage und hielten uns dort einige Zeit auf. Fritz kam jetzt ganz aufgeregt an: „Der Posten hat was gemerkt. Er starrt schon eine ganze Zeit herüber und lässt uns nicht aus den Augen.“

Tatsächlich. Hatten wir uns zu auffällig benommen? Wir mussten Bea wieder mit zurücknehmen, wollten wir keinen Argwohn wecken. Verdammt noch mal! Und Guns wartet draußen! Wir mussten später noch einmal versuchen, wenn dieser Posten abgelöst wurde. Um 2 Uhr versuchten wir es noch einmal. Jetzt hatten wir eine Lore ins Lager gefahren, und Bea sollte einfach

mit schieben helfen. Auf diese Weise brauchten wir auch nicht erst zur Kläranlage, sondern konnten durchfahren. Die Schienen der Schmalspurbahn, die zur Baustelle einer neuen, größeren Kläranlage führten, liefen durch denselben Wald, in dem das Krematorium stand.

Aber auch dieses Mal sollte es misslingen. An der Lücke des Stacheldrahtzaunes stand ein O-D-Mann (auch der Ordnungsdienst wurde um die Stunde abgelöst), der sofort nach unseren Lagerausweisen frug und unter keinen Umständen zulassen wollte, dass Bea mit uns zusammen das Lager verließ. Wir konnten uns natürlich nicht in allzu lange Diskussionen mit ihm einlassen, ohne die Aufmerksamkeit der Wachposten oder anderer Leute zu erregen. Der O-D-Mann, der nicht zu den „Gesperren“ gehörte, erzählte nun, dass er wahrscheinlich Montag auf Transport ging, er aber nochmals alles versuchen wollte, um zurückgestellt zu werden. Auf keinen Fall wolle er sich aber durch eine Dienstübertretung alle Chancen unmöglich machen. Bea musste im Lager bleiben, und wir schoben unsere Lore nach draußen. Wir waren wütend und niedergeschlagen. Was sollten wir jetzt tun? Bea hatte einen „persoonsbewijs“, Guns wartete im Wald auf Bea, und irgendwo in der weiteren Umgebung wartete in der Wohnung von Guns jemand, um Bea mit nach Amsterdam zu nehmen. Alles war gut vorbereitet - nur wir hatten es nicht geschafft.

Wir gingen in den Wald, wo uns Guns wie ein Straßenräuber hinter einem Gebüsch erwartete. Wir brachten ihm die traurige Nachricht, dass wir es zweimal versucht hatten, aber ohne Erfolg. Wir wollten es Montagmittag noch einmal versuchen und baten Guns, dann wieder zu warten. Wir verabredeten noch das eine oder andere und gingen dann wieder zurück.

Auch Bea und unsere anderen Freunde waren nicht der besten Stimmung. Ich versprach, dass wir nach einer neuen Möglichkeit suchen wollten. Und bald hatten wir wieder was gefunden. In der Kläranlage standen noch einige große, gewellte Eternitplatten, womit die Dächer der Baracken abgedeckt waren. Sie waren ca. 1 m breit und 3 m lang. Montagmittag beschäftigten wir uns damit, diese Platten von der Kläranlage zu einem Magazinschuppen zu fahren. Mit einer Platte überdeckten wir die Lore. Bea musste jetzt unbemerkt in die Lore kriechen, worauf wir die Platten legen würden.

Der Montagmittag kam heran. Unsere Spannung war groß, dieses sollte der dritte und letzte Versuch sein. Wir fuhren unsere Platten ins Lager und stellten sie so auf, dass dem Wachposten die Einsicht versperrt war – Bea sprang in die Lore, Abdeckung drauf und fertig! Der O-D-Mann, der die Durchfahrt bewachte, hatte nichts gemerkt. Mit einem verschmitzten Lächeln grinste Fritz mich an. Bums, bums, da entgleist uns die Lore. Aber schnell haben wir die Sache wieder in Ordnung, und weiter geht die Fahrt. Am Wachturm vorbei, Krematorium und jetzt über die Drehscheibe nach rechts in den Wald. „Aussteigen und schnell in die Büsche. Ich komme in einer halben Stunde und bringe dich weiter!“ Gott sei Dank! Soweit war es also gut gegangen. Wir schoben die Lore zur Baustelle und gingen wieder an unsere Arbeit.

Gegen 1 Uhr ging ich wieder raus, um Bea wegzubringen. Aber an der Stelle, wo ich sie vermutete, war sie nicht. Ich drängte mich durch den dichten Tannenbusch, sah hier und da, wo jemand gelegen haben könnte, aber von Bea keine Spur! Ich erreichte das Ende des Wäldchens und war schon ganz verzweifelt. Das Mädchen befand sich in großer Gefahr, wenn ich sie nicht finden würde. Ich lief jetzt am Waldrand vorbei und rief, erst leise, dann immer lauter, aber Bea ließ nichts von sich hören. Nochmals durch den Wald, und da sah ich etwas Blaues schimmern – Ja, da lag sie. Die Hände durch Dornen und Sträucher zerkratzt und blutig; die Haare klebten ihr im verschwitzten Gesicht. Aber ich hatte keine Zeit, ihr Vorhaltungen zu machen. Sie zog den blauen Overall aus, entfernte den gelben Stern von ihrem Kostüm. Plötzlich wurden wir erschreckt durch einen Mann, der sein Fahrrad auf dem Weg niedergelegt hatte und sich in das Wäldchen begab. Es war aber nur ein Arbeiter, der sich eben mal zurückziehen musste. Ich versteckte den Overall, um ihn nachher wieder mitzunehmen, und dann traten wir aus dem Wäldchen hinaus auf die Straße. Hinter uns in der Ferne sahen wir das Lager und seine Wachtürme, vor uns der Weg zum Bauernhof, den wir umgehen mussten und dahinter der Wald, in dem Guns uns erwartete.

Das Schwierigste lag hinter uns. Über Feld- und Waldwege, die ich von unseren Pilzausflügen her gut kannte, ging es jetzt in großem Bogen um den Bauernhof herum. Bea und ich waren hochgestimmt, wir waren außer uns vor Freude. Aber noch erwartete

sie eine lange Reise.

Natürlich wartete Guns, und nach kurzer Unterbrechung sah ich Bea und Guns auf dem Fahrrad in der Ferne entschwinden. Nochmals ein Winken, und dann kehrte ich um. Ich hatte wieder einen Gewinn zu verzeichnen.

Die Schwierigkeiten bei einer Flucht gehen aber nicht nur bis zu deren Ausführung, auch hinterher entwickeln sich manchmal Unannehmlichkeiten. Die zurückgebliebenen Angehörigen erleben dann das dicke Ende. Ich hatte schon gesagt, dass als Repressalie für jede Flucht zehn andere Häftlinge als „Straffälle“ auf Transport gingen. Das war natürlich nur ein psychologischer Trick, denn in Wirklichkeit gingen meistens so viele, wie eben möglich.

Wurden wirklich zehn oder mehr als Vergeltungsmaßnahme auf Transport geschickt, dann wurden andere dafür gestrichen. Aber schon bei der Vorbereitung war größte Vorsicht geboten, denn es wurden stets Untersuchungen angestellt, wie die Flucht stattgefunden hatte und wer dabei behilflich gewesen war.

Am Abend nach der gelungenen Flucht kamen zwei Ordnungsdienst-Leute zu mir, um zu fragen, ob ich wüsste, wo Bea sei. Die ängstlichen Angehörigen hatten meinen Namen genannt, in der Baracke sprach man von Selbstmord. Aber glücklicherweise wurde nicht weiter geforscht. Es ging auch niemand dafür auf Strafrtransport. Es blieb nun noch meine Aufgabe, die Angehörigen vorsichtig von der gelungenen Flucht in Kenntnis zu setzen, ohne mich zu

sehr bloß zu stellen. Das glückte mir dann endlich auch, wenn auch mit Schwierigkeiten.

Einige Tage später erhielt ich dann die Nachricht, dass Bea gut und glücklich in Amsterdam angekommen war.

Glücklicherweise wurde im Laufe der nächsten Woche unsere Freundin, worüber ich zu Beginn sprach und die beinahe als falsche Leiche das Lager verlassen hätte, entlassen und zwar auf Grund ihrer Papiere, wonach sie als „Mischehe“ einzustufen war. Durch die freundliche Mithilfe einiger Angestellten der Registratur war das S für „Straffall“ verschwunden. Damit waren wir einer Sorge mehr enthoben, ohne eine waghalsige Flucht in Szene setzen zu müssen.

Das Fluchtunternehmen geht weiter!

Aber viel Zeit, um auf unseren Lorbeeren auszu-ruhen, gab es nicht. Der nächste Fall hatte sich bereits angemeldet. Ich kam jetzt häufiger in die Strafbaracke, um eine Freundin zu besuchen und zu versorgen, auf die ich von meinen Amsterdamer Freunden

aufmerksam gemacht worden war. Sie hoffte, als „Mischehe“ nicht abtransportiert zu werden, obwohl ihr Mann wegen politischer Aktivitäten in einem KZ bei Hamburg inhaftiert worden war.

Mit dem letzten Transport aus Scheveningen war

u. a. auch ein junger Mann gekommen, den sie kannte und mir zur Obhut empfahl. Nach kurzer Unterhaltung (man bekam in der Strafbaracke nur eine Besuchserlaubnis von 20 Minuten), kamen wir bald auf das ...

Die Familien Bonn und Keizer,
Kaldenkirchen und Venlo
Ehrenwert, tapfer, menschlich



Alex, Emmy, Walter und Hans Günther Bonn,
Kaldenkirchen 1921

Shalom – Frieden

Gott segne Euch

Der Kaufmann Alex Bonn

Isaac Bonn (1841 - 1912), der Vater von Alex Bonn und Großvater von Walter und Hans Günther, lässt sich Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Bracht kommend in Kaldenkirchen nieder und gehört zur jüdischen Gemeinde. Er stammt aus Waldniel und ist mit Henriette Cappel (1844 - 1926) aus Brüggen verheiratet. Hierzu Siegfried Sanders, Oakland, California:

Ich kann mich noch genau an den alten Isaac Bonn erinnern, der vor 1900 nach Kaldenkirchen kam und hier ein Manufakturwarengeschäft (Textilien) eröffnete. Vor dieser Zeit hatte er eine Metzgerei in Bracht. Nach jüdischer Tradition war es üblich, das Fleisch nach mehreren Tagen abzuwaschen, um es frisch zu halten. Eines Tages behauptete jemand in Bracht, Bonn habe auf das Fleisch gepisst. Die Folge dieser antisemitischen Kampagne war, dass er sein Geschäft in Bracht nicht mehr weiterführen konnte.

Isaac Bonn hatte eine stattliche Nase, weshalb die Kinder in Kaldenkirchen sangen: Ein schöner Giebel ziert das Haus, und drum herum guckt Bonn heraus!

Inzwischen steht fest, dass die ebenfalls aus Waldniel stammende Judith Bonn, Frau von Samuel Sanders in Lobberich, eine Tante von Isaac war.

Isaacs Sohn Alex arbeitet in jungen Jahren im elterlichen Geschäft, das sich später auf der Hochstraße 22 zu einer vielseitigen Textilmanufaktur entwickelt. Er beantragt 1897 eine Reiselegitimation für Geschäftsreisen zur Erweiterung seines Handels. So lernt er wahrscheinlich Emmy Leyens kennen, die Tochter eines Kollegen Gottschalk Leyens aus Schwanenberg (Ortsteil von Erkelenz). Um 1910 kommt Emmy Leyens nach Kaldenkirchen zur Hochzeit mit Alex Bonn, und im Sommer 1912 wird ihr erster Sohn Walter geboren. Neun Jahre später vervollständigt der Nachkömmling Hans Günther die Familie.



Judith Sanders, geb. Bonn, geb. 1818 in Waldniel, mit ihrem Ehemann Samuel Sanders, geb. 1814 in Kaldenkirchen, beide wohnhaft in Lobberich. Eheschließung am 3. August 1842 in Kaldenkirchen. Sie sind die Vorfahren von Abraham, Sally und Walter Sanders. Judith ist eine Schwester von Marcus Bonn aus Waldniel, dem Vater von Isaac. (Foto aus dem Besitz von Edith Devries-Bader, Weeze und ihren Kindern).

Alex und Emmy Bonn haben lange Zeit ein „Bombengeschäft“ (Siegfried Sanders), und in den Jahren 1927/28 sind etwa 12 bis 15 Mitarbeiter als Näherinnen, Verkäuferinnen und Handelsvertreter beschäftigt. Dazu Maria Füsers in den neunziger Jahren:

Ich bin eine Schwester von Füsers Raimund, der

viele Jahre Mitglied im Sportverein war. Nach der Schulzeit arbeitete ich als Lehnmädchen beim Textilgeschäft Alex Bonn im Büro. Im Geschäft war ich die jüngste.

Ebenfalls bei Bonn beschäftigt war Matthieu Schumacher, der langjährige Organist der St. Clemens Kirche. Immer wenn Brautamt war oder eine



Das Wohn- und Geschäftshaus der Familie Bonn nach 1912.

„Alex Bonn, en gros, Herren-Damen u. Kindergarderobe, Manufactur- und Aussteuerartikel, Woll Manufactur, Kurzwaren.“

Beerdigung, konnte er seinen Arbeitsplatz verlassen und in der katholischen Kirche die Orgel spielen. Ich habe mich immer gewundert, dass die Familie Bonn so freundlich und zuvorkommend war. Wie das verrechnet wurde, weiß ich nicht. Im Geschäft war alles gut organisiert. Ich kann nur Gutes sagen.

Nach den erfolgreichen Jahren geht es jedoch auf einmal ständig bergab. Offenbar spielen wirtschaftliche Probleme eine entscheidende Rolle.

Alex Bonn nimmt sich am frühen Morgen des Freitags, 20. Juni 1930, im Alter von 42 Jahren das Leben. Dieser Vorfall wird von der Ortspolizei mit deutscher Gründlichkeit auf einer „Zählkarte für Selbstmorde männlicher Personen“ notiert. Als Grund wird vermerkt:

Vollständiger Nervenzusammenbruch infolge geschäftlichen Rückganges.

Hat Alex Bonn vielleicht außerdem durch den auf-

kommenden Nationalsozialismus eine Vorahnung dessen, was sein Vaterland und seine Heimatstadt noch an Demütigungen und Schandtaten gegenüber seiner Familie bereithält?

Trotz des immensen Leids und der Probleme für die Hinterbliebenen: Ist sein Freitod nicht sogar eine barmherzige Gnade Gottes im Hinblick darauf, was noch alles passiert?

Neue Existenz in Venlo mit Hilfe der Verwandten Keizer

Nach dem Tod des Vaters versuchen Walter und seine Mutter das Geschäftsrad weiter zu drehen. Vergeblich, denn die Umsätze brechen weiter ein. Das Geschäft wird übernommen und von einem anderen Inhaber fortgeführt.

Durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1932 und die brutale Verfolgung aller jüdischen Bürger wird der Verbleib der Bonns in Kaldenkirchen auf Dauer unmöglich.

Alex Bonn hatte noch 1926 mit allen Honoratioren der Stadt, dem Landrat sowie Bürgermeister Dr. Pauw an der „Befreiungsfeier“ anlässlich des Abzugs der belgischen Besatzung teilgenommen. Kaum ist der allseits bekannte und honorierte Kaufmann unter der Erde und die Steinsetzung auf seiner neuen repräsentativen Grabstätte auf dem jüdischen Friedhof erfolgt, gehören seine Angehörigen auf einmal „zum Juden, dem größten Feind des Deutschen Volkes“.



Ausschnitt aus dem Fotoalbum von Walter Bonn.

Die Witwe Emmy Bonn und ihre beiden Söhne müssen auf andere Weise für ihren Lebensunterhalt sorgen. Sowohl in Kaldenkirchen als auch in Venlo sind sie durch Regina Keizer-Bonn, einer Schwester von Alex Bonn, eng verwandt mit der niederländischen Familie Keizer. Jacques Keizer, seine Frau Regina sowie die Kinder Paul, Ety und Ilse gehören bis zu ihrer Vertreibung ebenfalls noch in Kaldenkirchen zur jüdischen Gemeinde.

Walter Bonn wendet sich nach Venlo, wo die Verwandten und gute Bekannte bereit sind, ihn bei der Suche nach einer neuen Tätigkeit zu unterstützen. Er wird in Venlo Mitte November 1935 als Handelsvertreter registriert mit dem Vermerk, die Stadt nach neun Monaten wieder zu verlassen. Das ist jedoch nicht seine wahre Absicht. Kurz nach seiner Ankunft beantragt Walter bei der Venloer Polizei eine Genehmigung zur Eröffnung eines Fachgeschäfts für Teppiche, Gardinen und Bettwäsche. Er kann kein Geld mit über die Grenze nehmen, erhält jedoch vom Venloer Geschäftsmann Alex Keizer ein Startkapital von 3.000 Gulden. Mit diesem Kredit plant Walter, Warenvorräte anzuschaffen und den Verkauf zu beginnen:

Das Geschäft muss vorläufig durch Hausbesuche betrieben werden, um so mit niedrigeren Kosten einen größeren Umsatz erzielen zu können.

Ende 1935 gibt der „procureur-generaal“ (Generalstaatsanwalt) in Den Bosch grünes Licht, aber das ins Auge gefasste Geschäft kommt aus unbekanntem Gründen nicht zustande. Walter wohnt zeitweilig bei Felix Keizer auf der Nieuwstraat, einem Bruder von Jacques Keizer in Kaldenkirchen, und wahrscheinlich bringt der ihn auf eine völlig andere Idee. Walter gründet nämlich einen Produktionsbetrieb für Metallwaren, die Firma W. Bonn auf der Broekstraat in Blerick (seit 1940 Stadtteil von Venlo auf der anderen Seite der Maas). Er mietet ein Haus in Venlo, Nieuwstraat 27 von Maria Berger, einer Schwester des Bürgermeisters Berger, der selbst direkt nebenan wohnt.

Im März 1936 zieht Hans Günther Bonn im Alter von 14 Jahren zu seinem Bruder nach Venlo und geht dort zur Schule. Nach der Schulzeit fängt er als Schlosser im Betrieb seines Bruders an. Im Laufe der Zeit legt er den deutsch klingenden Namen Günther ab und nennt sich in Holland mit seinem zweiten Vornamen Hans. Trotz der herrschenden Wirtschaftskrise läuft der Betrieb gut und schon bald sind etwa zehn Mitarbeiter im Einsatz.

Für die Mutter Emmy Bonn ist die Flucht aus Kaldenkirchen schon schwieriger, denn sie wird wegen ihres Eigentums überwacht. Als bekannt wird, dass sie ebenfalls nach Venlo ziehen will, schrillen

sofort die Alarmglocken bei der Stadt. Bürgermeister Dr. Pauw schickt am 31. März 1938 eine Anzeige an das Finanzamt Kempen, zur Kenntnisnahme an alle Dienststellen der Stadtverwaltung, sowie per Verteiler an sechs Staatskontrollorgane, um eine „Kapitalflucht der Jüdin“ zu verhindern. Jüdischen Flüchtlingen ist es gesetzlich strengstens verboten, Vermögen oder Wertsachen ins Ausland mitzunehmen. Auf diese Weise werden sie in der Regel vor ihrer Ausreise vollständig ausgeplündert.

Was der jahrelange infame Verrat der Kaldenkirchener Nazis und des Bürgermeisters im Falle der Familie Bonn bewirkt, kann man nur erahnen. Tatsache ist, dass Emmy Bonn zwei Monate später in Venlo registriert wird, wo auch sie in die von ihren Söhnen gemietete Wohnung Nieuwstraat 27 einzieht. Sie gehören von nun an zur jüdischen Gemeinde von Venlo.

Nur fünf Monate später zeigt sich, dass die Witwe gerade noch rechtzeitig davongekommen ist. Sowohl in Kaldenkirchen als auch in ihrem Geburtsort Schwanenberg werden vom 9. bis 10. November die Synagogen, Geschäfte und Wohnungen zerstört oder verwüstet, müssen alle Bürger der jüdischen Gemeinden ihre Abstammung und Religionszugehörigkeit durch schwere Gewaltexzesse und Repressalien teuer bezahlen.

Alex Bonn

Die neue prachtvolle und repräsentative Grabstätte zur Erinnerung an den bekannten und geachteten Kaufmann auf dem jüdischen Friedhof, Akazienweg nach der Steinsetzung 1933. (Fotoalbum Walter Bonn).



Wenig Mitgefühl

Obwohl die Ausschreitungen nicht nur hinter der Grenze, sondern in ganz Deutschland wüten, scheint dies in Venlo keinen überwältigend schockierenden und abstoßenden Eindruck zu hinterlassen. Anders ist es nicht zu erklären, dass sich drei Tage später eine große Gesellschaft aus Venlo per Zug nach Mönchengladbach auf den Weg macht. Zweihundert Mitglieder und Angehörige des Gesangsvereins „Venlona“ haben dort zusammen mit der heimischen „Liedertafel“ einen musikalischen Auftritt, bei dem ca. 1.500 Zuhörer anwesend sind.

In den Reden des Kreisleiters Wunderlich, des Oberbürgermeisters Keyssner von Mönchengladbach und Bürgermeisters Berger von Venlo werden die üblichen Floskeln von alten Freundschaftsbanden, guten nachbarlichen Beziehungen und Völkerverständnis ausgetauscht. Der OB hofft, die Gäste mit dem Besuch davon zu überzeugen, dass Deutschland mit allen in Ruhe und Frieden

zusammenleben will.

Auch die Gesangseinlagen kommen nicht zu kurz. Im weiteren Verlauf singt „Venlona“ die erste Strophe des Deutschlandliedes mit dem Anfang und Ende „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“.

Die Deutschen verleihen der Veranstaltung einen politischen Charakter. Im Anschluss daran dirigiert der deutsche Dirigent den Saal beim Gesang des berühmten Horst-Wessel-Lieds, der Hymne von Hitlers NSDAP, zur Ehre der Sturmabteilung (SA).

Die Zeitung „Nieuwe Venlosche Courant“ kommentiert den fröhlichen Ausflug als großen Erfolg. Das entsetzliche Leid der Juden in Deutschland wird mit keinem Wort erwähnt.

Venlos Bürgermeister Berger lässt sich als Schirmherr von „Venlona“ die Veranstaltung nicht entgehen. Noch keine vier Tage später ist er böse auf seine Nachbarn nebenan im Haus seiner Schwester.

An dem Tag wird ein Obstbaum beschnitten im Garten der Bonns, und der Gärtner lagert die Äste unglücklicherweise auf der Gartenseite des Bürgermeisters.

Da es inzwischen dunkel geworden war, soll ein Bediensteter von Berger dem Gärtner erlaubt haben, die Äste dort für eine Nacht zu lassen.

Der Bürgermeister ist damit nicht einverstanden. Er greift zum Telefon und beschwert sich nicht nur bei der Witwe Bonn, sondern informiert auch die Ortspolizei. Agent Fleurkens von der Ausländerabteilung, der zur Untersuchung anrückt, kann nur noch feststellen, dass das Schnittgut eiligst abgeholt wird. Aus seinem Dienstrapport für die Nacht geht hervor, dass es sich um eine Lappalie handelt, einem „Sturm im Wasserglas“. Aber der Bürgermeister zeigt durch sein Verhalten wenig Mitgefühl mit seinen Nachbarn, die als verfolgte jüdische Flüchtlinge schon so ein schweres Leben haben.

Beginn der „Auswanderung“

Was die Friedensbeteuerungen wert sind, die sich der Venloer Gesangsverein in Mönchengladbach anhören musste, zeigt sich einige Monate später mit dem Überfall der Nazis auf Polen, dem offiziellen Kriegsbeginn. Wieder ein paar Monate später erfolgt am 10. Mai 1940 der Überfall der Deutschen Wehrmacht auf die Niederlande. Das Land wird militärisch besetzt und ist gezwungen, nach wenigen Tagen zu kapitulieren. Die deutschen Nationalsozialisten beherrschen das Land und erlassen eine Flut neuer Gesetze und Verordnungen.

Erneut sehen sich die Bonns konfrontiert mit einer Fülle anti-jüdischer Maßnahmen, von denen sie zuvor schon jenseits der Grenze betroffen waren. Emmy Bonn hilft 1941 aktiv anderen jüdischen

Flüchtlingen, die durch chaotische Verhältnisse in Venlo gelandet sind. Auf einer Karteikarte des „Joodse Raad“ in Amsterdam wird vermerkt, dass sie kränklich ist, aber ansonsten gut mit Menschen umgehen kann.

Im März 1941 erstellt die Stadt Venlo Inventarverzeichnisse über den Wohnraum ihrer jüdischen Einwohner mit einschüchternder Wirkung. Im Fall Bonn heißt es:

Nieuwstraat 27, Eigentum von Maria Berger

Bonn, geb. Leijens, Emmy 3 Personen

Allmayer, Julius, Israel 2 Personen

Die Familie Bonn, bestehend aus der Mutter mit zwei Söhnen, bewohnt in diesem Haus im Erdgeschoss: ein Büro und ein Lager (früher Waschküche). In dem

Büro, das zur Fabrik in Blerick gehört, arbeiten regelmäßig 3 Personen.

Auf der 1. Etage sind vorhanden und bewohnt: Wohn- und Esszimmer, Schlafzimmer (Mutter), Schlafzimmer (Brüder) und Küche.

Auf dem Speicher ist noch eine Mansarde.

Bemerkt muss werden, dass die Mutter schon längere Zeit krank ist und das Wohnzimmer täglich für sich in Gebrauch nimmt.

Weiterhin wird einer der Brüder in nicht allzu langer Zeit heiraten. Die Ehefrau wird auch in diese Wohnung einziehen. Die Familie erweitert sich dann um eine Person.

Das Ehepaar Allmayer bewohnt unten zwei Räume. Auch sie sind Flüchtlinge.



Kleiderbügel von Bonn noch stets im Gebrauch. Rückseite: „Confektion, Manufaktur u. Aussteuer Artikel“.

Witwe Emmy Bonn

Verfolgung, Entrechtung und Ausplünderung der „Jüdin“ im März 1938 vor ihrer Flucht von Kaldenkirchen nach Venlo.

Der Amtsbürgermeister
als Ortspolizeibehörde. 247

Kaldenkirchen 31. März 1938. 8.

Gesch. S. III. Kehr - Str. Nr. 47

Zimmer Nr. 4 Fernsprecher: 210

Hausanschluß Nr. ./.

Sofort!

An das
Finanzamt Kempen - R'rhein.

Gegenstand: Vorbereitende Maßnahmen zur Verlegung
des Wohnsitzes ins Ausland.

Vorgang: a) Erlaß des Geheimen Staatspolizeiamtes vom 17. Dezember 1936
— II 1 B 2 Allgem. 171 E —
b) Rundschreiben des Präsidenten des Landesfinanzamtes Berlin
(Zentrale Nachrichtenstelle) vom 6. November 1935
— O. 2011 — I. 157/35 —

Der berufslose

Witwe Alex ^(Stand oder Beruf) Bonn, ^(Vorname) Emmy ^(Nachname) geb. Leyens

Alleinhabere Mitinhaber Prokurist Geschäftsführer

der Firma

geboren am 11. August 1888 zu Schwanenberg

Kreis: **Erkelenz**

Staatsangehörigkeit: **Deutsches Reich**

Deutschblütig Mischung (1./2. Grades) Jüdin²⁾

und seine Ehefrau

geboren geboren am 1

zu Kreis:

Staatsangehörigkeit:

Deutschblütig Mischung (1./2. Grades) Jüdin²⁾

Anschrift³⁾: **Kaldenkirchen,** Hoch - Str. Nr. 22

beabsichtigt — ~~beabsichtigen~~ — ins Ausland, und zwar

nach **Holland** Land —

zu gehen.

Verdachtsgründe⁴⁾ **Frau Bonn hat ihr Geschäftslokal vermietet.**

Anmerkungen ¹⁾ bis ⁴⁾: auf der 2. Seite.

13-4

Falls

Vordr. A 107f
2. 27. 20000

10457 36 II D
Dia 476 A 4

guy. L
"Ci.
1. D.
2. H.
3. J.
4. M.
J. W.

Falls dort noch **weitere sachdienliche Angaben** gemacht werden können, bitte ich, mir diese **sofort**

mitzuteilen. Ich stelle anheim, erforderlichenfalls in eigener Zuständigkeit Maßnahmen zu treffen, um **Steuer- oder Kapitalflucht zu verhüten**.

Die in dem untenstehenden Verteiler angegebenen Dienststellen haben Abschrift von diesem Schreiben mit dem Ersuchen erhalten, wenn möglich, weitere sachdienliche Angaben in dieser Angelegenheit zu machen.

- Dfg. - IV in Anstalten*
- 1.) Dem Leiter der Abt. *und den Sachbearbeitern* des Finanz- und Steuerbüros sowie der *Beamt. Abteilung zur Kenntnis.*

2.) *Zu den Akten*
Kaldenkirchen, den *9. April 1938*
Der Bürgermeister

[Signature]
(Unterschrift)

Abschrift.

Verteiler:

- a) Staatspolizeistelle Düsseldorf.
- b) Zollfahndungstelle in Düsseldorf (Landesfinanzamt)
- c) Gemeindevorstand in Kaldenkirchen
- d) Reichsbankanstalt in Krefeld
- e) Präsident des Landesfinanzamts (Devisenstelle) in Düsseldorf.
- f) Präsident des Landesfinanzamts Berlin (Zentrale Nachrichtenstelle), Berlin W 15, Kurfürstendamm 193/194.
- g)
- h)

Anmerkungen:

- 1) Im Geschäftsverkehr sind künftig in der Regel folgende Bezeichnungen zu verwenden:
für einen jüdischen Mischling (vgl. § 2 Abs. 2 der »Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz« vom 14. November 1935 — RGVl. I, S. 1333 —) mit zwei volljüdischen Großeltern: Mischling ersten Grades,
für einen jüdischen Mischling mit einem volljüdischen Großelternteil: Mischling zweiten Grades,
für eine Person deutschen oder artverwandten Blutes: **Deutschblütiger** (Runderlaß des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern vom 26. November 1935 — I B 3/324 II —, abgedruckt im Ministerialblatt für die Preussische innere Verwaltung 1935, Sp. 1429).
- 2) Über die Begriffsbestimmung »Jude« ergibt sich das Nähere aus § 5 der »Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz« vom 14. November 1935 — RGVl. I, S. 1333 —.
- 3) Hat sich die Wohnung seit dem letzten 10. Oktober (Tag der Personenstandsaufnahme) geändert, so ist auch diese Anschrift anzugeben.
- 4) Als »Verdachtsgründe« kommen beispielsweise in Betracht:
Antrag auf Erteilung eines Reisepasses, Auflösung des Geschäfts oder der Wohnung, Verkauf von Grundstücken, Beteiligungen usw.

(Kreisarchiv Viersen, Kempen, KAV StA Kaldenkirchen 427, Blatt 247)

Berlin - 20. Januar 1942 - Die Wannsee-Konferenz organisiert die „Endlösung der Judenfrage“

Hermine (Mimi) Hertz, geboren am 13. Dezember 1918 in Rotterdam, kommt tatsächlich nach Venlo, wo sie und Walter Bonn am 17. April 1942 heiraten. Die Zeiten können kaum bedrohlicher sein, besonders an der deutschen Grenze. In Voorburg bei Den Haag musste sie noch im Mai 1940 die Bombardierung ihrer Geburtsstadt Rotterdam durch die deutsche Luftwaffe miterleben, bei der über 800 Einwohner ums Leben kamen und die Innenstadt fast völlig zerstört wurde. Von Kaldenkirchen aus wurden bereits am 10. Dezember 1941 die jüngeren Bürger der jüdischen Gemeinde in das Ghetto Riga in Lettland deportiert. Die Verschleppung der älteren Menschen nach Theresienstadt erfolgt am 25. Juli 1942, nur wenige Wochen nach ihrer Hochzeit.

Ab Mai 1942 wird auch in Holland die gesamte jüdische Bevölkerung gezwungen, den „Judenstern“ zu tragen als besonderes Zeichen der Entrechtung und Demütigung.

Die mit Abstand größte anti-jüdische Maßnahme geben die Nazis nicht öffentlich bekannt. Auf der Wannsee-Konferenz in Berlin im Januar 1942 besprechen führende Köpfe der Nazi-Organisationen unter der Leitung von Heydrich die Organisation zur „Endlösung der Judenfrage“, die praktische Durchführung der völligen Vernichtung der europäischen Juden mit gigantischen zu Grunde liegenden Zahlen. Zu diesem Zeitpunkt haben die Deportationen aus Deutschland bereits begonnen und sind in Osteuropa schon viele Menschen den Spezialverbänden wie SS, „Einsatzgruppen“ etc. zum Opfer gefallen.

Hermine Bonn-Hertz ist nicht sofort bei der Stadt registriert, denn sie fehlt auf der Liste von jüdischen Bürgern, die der Bürgermeister Anfang Juli an die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in Amsterdam schickt. Hinter dem Namen von Walter steht vermerkt: „Seine Frau ist noch nicht angemeldet.“

Auch die Bürgermeister anderer Limburger Städte und Gemeinden werden aufgefordert, solche Aufstellungen einzusenden, wonach die „Zentralstelle“ Deportationslisten zusammenstellt. In anderthalb Monaten wird die Auswahl getroffen und die Deportation in konkreter Weise vorbereitet.

Der Bürgermeister von Maastricht ist im August

bereits über die Pläne informiert. Der „Joodse Raad“, der anscheinend über ein Mitspracherecht verfügt, fragt nämlich an, ob die Stadt das Gebäude der öffentlichen Schule auf der Prof. P. Willemstraat zur Verfügung stellen kann als Sammelstelle für Juden, die in Arbeitslager nach Deutschland verbracht werden sollen.

Die Venloer Ortspolizei wird eingebunden in die Deportation und bekommt in der Nacht von Sonntag auf Montag (23.-24.8.1942) den Auftrag, die Aufforderungen für die „joodse Venlonaren“ zum Abtransport schnellstens abzuholen. Der diensthabende leitende Beamte notiert die Nacht in sein Protokollbuch:

3.43 Telefonischer Auftrag. Meldet der diensthabende Polizeikommissar von Maastricht, dass im Auftrag von S.S. Hauptsturmführer Wörlein, der Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Amsterdam am

Montagsmorgen 24. August 1942 per erster Fahrgelegenheit bei der Polizeidienststelle Maastricht Aufrufe abgeholt werden müssen betreffend der Emigration von Juden. Bezüglich eventueller Erteilung näherer Informationen ist erwünscht, dass diese von vorgeetzten Beamten abgeholt werden. Der Herr Inspektor wird sich mit dem Zug um 8.14 dorthin begeben.

Der Korpschef der NSB (Nationaal-Socialistische Bewegung in Holland) Carel de Bruijn übernimmt in Maastricht 60 Aufrufe für „Emigranten“, wovon 48 für jüdische Venloer bestimmt sind, die als Flüchtlinge in die Niederlande gekommen sind. Alle Aufforderungen, sich bei der Polizei zu melden, werden noch am gleichen Montag in Venlo zugestellt. Dabei wird eine Überrumpfungstaktik angewandt, um zu verhindern, dass die Betroffenen Zeit haben, unterzutauchen. Emmy Bonn und Sohn Hans bekommen die Bescheide Nr. 53 und 54.

Anweisungen für die Betroffenen

In Limburg erhalten ca. 580 Personen jünger als 60 Jahre die Aufforderung zur zwangsweisen Ausreise. Die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ teilt ihnen darin mit, dass sie verpflichtet sind, wegen „eventueller Teilnahme an einer Arbeitsbeschaffung in Deutschland unter Polizeiaufsicht“, über das Durchgangslager Westerbork, am 25. August 1942 um 8 Uhr abends anwesend zu sein bei der Sammelstelle in der Schule auf der Prof. P. Willemstraat in Maastricht, zur Personenkontrolle und Gesundheitsprüfung.

Die Anweisungen sind detailliert. Die zur Deportation Aufgerufenen dürfen nur einen Koffer oder Rucksack mitnehmen, versehen mit ihrem Namen, Vornamen, Geburtsdatum und dem Herkunftsland „Holland“ mit folgendem Gepäck:

1 Paar Arbeitstiefel, 2 Paar Strümpfe, 2 Unterhosen, 2 Hemden, 1 Arbeitsanzug, 2 Wolldecken, 2 Bettbezüge mit Laken, 1 Essnapf, 1 Trinkbecher, 1 Löffel, 1 Pullover, Handtuch und Toilettenartikel, Reiseproviant für 3 Tage, gültige Lebensmittelkarten. Die meisten Sachen gehören zum „Pflichtgepäck“. Die Wohnung muss ordentlich verlassen und abge-

schlossen sein, wobei die Hausschlüssel mitzunehmen sind. Haustiere müssen zurückbleiben. Krankheit ist kein entschuldbarer Grund, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. Wer nicht erscheint, muss mit Strafmaßnahmen der deutschen „Sicherheitspolizei“ rechnen. In der Praxis kann dies die Deportation in das gefürchtete Konzentrationslager Mauthausen in Österreich bedeuten, von wo aus dann oftmals sehr bald der Bericht über das Ableben des Deportierten kommt.

Bei der Ankunft in Westerbork muss jeder „VOLLSTÄNDIGE UND GENAUE ANGABEN“ (inklusive der Dokumente) abgeben können über sämtliches Bank-, Wertpapier- und Immobilienvermögen, über Grundstücke, Banksafes, Erbschaften, Schmuck, Edelmetalle, Edelsteine, Kunst- und Ziergegenstände, Policen, Forderungen, Schulden, Hypotheken, Beteiligungen an Unternehmen usw. Die Unterlagen müssen selbst dann vorgelegt werden, wenn das dazu gehörende Eigentum bereits beschlagnahmt ist.

Mazel Tov
Glück- und Segenswünsche für das Brautpaar
in einer „furchtbar schweren Zeit“



Hochzeitsfeier von Walter Bonn und Hermine (Mimi), geb. Hertz am 17. April 1942 mit den Mitarbeitern der Metallwarenfabrik W. Bonn in den Geschäftsräumen Venlo-Blerick, Broekstraat 134-138.

Links neben Walter, Mutter Emmy. Stehend hinter ihr Bruder Hans.
Rechts neben der Braut die Eltern Rela Hertz-Heijmans und Jacques Gustave Hertz.
Hintere Doppelreihe: 5. von rechts Jan Bosch, ganz links sein Bruder Gerard.

(Foto von Jan Bosch, Venlo und Rami Noach, Israel).

Die große Polizeiaktion in Venlo und Maastricht Im „Kohlenkeller“ der Postsparkbank

Die Venloer Polizei hat dafür zu sorgen, dass die zur Deportation bestimmten jüdischen Einwohner rechtzeitig in Maastricht eintreffen. Die Bürger bekommen daher die Anweisung, sich am folgenden Tag um 13 Uhr im Polizeigebäude zu melden.

In den meisten jüdischen Familien bricht Panik aus, und es wird fieberhaft überlegt, wie der Abtransport abgewendet werden kann. Zum Untertauchen benötigt man beste Beziehungen, meist viel Geld und längere Vorbereitung, wobei diese Entscheidung mit großen Risiken verbunden ist. Nun ist guter Rat teuer, was kann man in dieser Situation noch tun?

Die Bonns begreifen nicht, warum nur Mutter Emmy (54) und Hans (21) fort müssen, Walter und Mimi dagegen keine Aufforderung bekommen haben (der Grund ist, dass Hermine noch nicht als Einwohnerin von Venlo eingetragen ist). In ihrer Verzweiflung beschließen sie, einen Arzt um Hilfe zu bitten, der Emmy Bonn wegen akuter Beschwerden im Venloer Krankenhaus aufnehmen lässt.

Nur Hans meldet sich am Dienstag, 25. August 1942, auf dem Venloer Polizeirevier. Er ist einer von 32 Personen, die im Rahmen der ersten Gruppen-deportation Venloer Juden nach Maastricht abreisen müssen. Die anderen 28 Betroffenen erreichen einen Aufschub oder sind untergetaucht. Die meist noch relativ nachsichtige Gewährung einer Freistellung aus gesundheitlichen Gründen soll offenbar den Eindruck erwecken, dass es tatsächlich um Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen geht. Auch das Alter ist auf 60 Jahre begrenzt. Insgesamt muss weniger als die Hälfte der Betroffenen nach Westerbork. Hans' Freund Erich Hirschberger und seine Eltern sind ebenfalls dabei.

Die Gruppe aus Venlo besteht zu dreiviertel aus Menschen, die zuvor nach Holland geflüchtet sind und in Deutschland bereits unter der Verfolgung zu leiden hatten. Hinter allen liegt seit 1933 ein Schrecken ohne Ende. Nicht jeder kommt in Venlo freiwillig zur Polizei, einige werden von zu Hause abgeführt.

Die Menschen, die bei der Polizei zusammen gekommen sind, werden bis zu ihrem Abtransport gegenüber dem Polizeigebäude im „Kohlenkeller“ der „Rijkspostsparkbank“ eingelocht. (Die Bezeich-



Bildmitte, vorne: Etty Keizer. Hinter Etty, etwas verdeckt: Martha Rietz-Heimen. Ganz rechts Johanna Kauwertz. Weitere Personen: Bruno Bormann, Ernst Weber, Karl Otten, Herma Vieten, Hedwig Bölck, Raimund Füsers, Erika Hertel, August Küppers, Konrad Maassen, Grete Oleischek-Heimen, Heinz Brunell, Johannes Füsers. Kaldenkirchen um 1920. (Foto von Gudrun Neyen).

nung „Kohlenkeller“ stammt von Rolf Grunewald, dessen Eltern ebenfalls zu den Inhaftierten gehören.)

Für die Beförderung nach Maastricht werden auf Kosten der Stadt zwei Busse bei der „Maas-Buurtspoorweg“ angemietet.

Die Deportation erregt Aufsehen in der Stadt, denn die ganze Aktion kann den Bewohnern kaum verborgen bleiben. Es kommt zu einem großen Einsatz an Mitgliedern der Ortsgruppe Venlo der NSDAP, der Abteilung der niederländischen NSB, der Ortspolizei, der freiwilligen „Hulppolitie“ sowie Vertretern vom „Joodse Raad“ von Amsterdam.

Um 13:40 Uhr informiert die Ortsgruppe den Korpschef De Bruijn darüber, dass es an verschiedenen Stellen in der Stadt zu Bürgeransammlungen kommt. Während der Korpschef bei der „Gemeentesparbank“ bleibt, veranlasst sein Inspektor die Überwachung und patrouilliert selbst mit dem Auto durch die Stadt.

Bei den Bussen versammeln sich Leute, die ihren Abscheu zum Ausdruck bringen. Sie werden von der Polizei aufgefordert, sich sofort zu entfernen. Zwei Frauen, die sich dieser Anordnung widersetzen, werden aufs Revier gebracht und nach einer ersten Verwarnung wieder freigelassen.

Über den präzisen Einsatz der Beamten ist wenig bekannt, aber zweifellos ist ein großer Teil des Polizeikorps im Dienst, denn neben der notwendigen Bewachung der Betroffenen müssen Häuser gesichert und versiegelt werden.

Nachdem die Juden verschwunden sind, holen verschiedene Venloer bereits Sachen aus den verlassenen Häusern. Die Ortsgruppe Venlo wird eingeschaltet, um das beschlagnahmte Eigentum der Betroffenen zu registrieren und darüber zu verfügen. Es kommt zu einzelnen Festnahmen. Ob es sich dabei um Plünderer oder „Judenhelfer“ handelt, geht nicht aus dem Protokollbuch der Polizei hervor.

Von den insgesamt etwa 580 aufgerufenen jüdischen Limburgern sind in Maastricht etwa 330 zusammen gekommen. Später wird offenkundig, dass mehr als 40 Prozent der Betroffenen es geschafft haben, sich der ersten Deportation durch Untertauchen oder Erreichen einer vorläufigen Freistellung zu entziehen. Aus Venlo werden 38 Personen (darunter sechs Leute aus Gennep) mit den Bussen zum Schulgebäude in Maastricht gebracht. Dort ist für jede Herkunftsstadt ein separater



V. I. Jacques und Regina Keizer, Etty, Paul und Ilse. Rechts: Kurt, Ernst (vor ihm) und Eva Keizer (auf dem Arm) aus Venlo. Kaldenkirchen, im Garten Steylerstraße, „August 1931“.

Raum eingerichtet. Sie werden untersucht und registriert. In einer speziellen Kleiderkammer können Leute mit unvollständiger Ausrüstung zusätzliche Sachen bekommen. Frauen versorgen die Menschen mit belegten Broten, Kaffee, Tee, Milch und Früchten, selbst für die wenigen Kinder ist gesorgt.

Trotz der augenscheinlich guten Versorgung wird der zwangsweise Charakter der „Auswanderung“ besonders verschärft durch die Präsenz der „Marechaussee“ (Landes- und Militärpolizei des Königreichs der Niederlande), die die Menschen bewacht. Das zeigt auch der weitere Verlauf.

Ungefähr 40 Personen, darunter sechs aus Venlo, dürfen nach der Kontrolle wieder nach Hause, weil sie nicht „voll-jüdisch“ oder krank oder invalide und nicht transportfähig sind. Die Vortäuschung von Arbeitseinsätzen muss intakt bleiben. Zu denen,

die zurück nach Venlo geschickt werden, gehören auch Sigmund und Käthe Grunewald aus Kaldenkirchen, die in den dreißiger Jahren nach Venlo geflüchtet sind.

Von den ehemaligen Kaldenkirchenern sind jetzt noch Hans Bonn und seine Cousine Etty Keizer übrig geblieben, die von ihrem Bruder Paul nach Maastricht gebracht wird. Sie werden mit den anderen zum Lager Westerbork im Nordosten des Landes geschickt.

Nach 23 Uhr müssen sich die ca. 290 als transportfähig bezeichneten Juden zur Abreise fertig machen. Danach werden sie um 23.45 nach draußen gebracht und dort in Kolonnen aufgestellt. Es folgt eine kurze Ansprache: Sie dürfen unterwegs nicht sprechen, und wer aus der Reihe läuft, wird erschossen. Dann bewegt sich der schwer bewachte Zug Menschen zum 200 m entfernten Bahnhof

Wijck-Maastricht:

Vorne und hinten Polizei auf dem Rad, ein Marechaussee auf dem Motorrad, im Seitenwagen ein SS-Obersturmführer, vier weitere Marechaussee-Beamte sowie vier Vertreter vom Joodse Raad in Amsterdam zu Fuß. Hinzu kommen zur Bewachung an den Seiten noch bewaffnete SS-Angehörige.

Soweit zur mitternächtlichen Stunde noch notwendig, hat die Polizei dafür gesorgt, dass sich keine Maastrichter auf der Straße befinden und es keine unerwünschten Zuschauer der gespenstigen Szene gibt.

Eine Augenzeugin vom Joodse Raad beschreibt dennoch den nächtlichen Exodus in einem emotional schockierenden Bericht:

Dieser schwerbepackte schweigende Trupp Männer und Frauen, bewacht wie gefährliche Schwerverbrecher, die durch die Stadt zum Bahnhof zogen ...

Louis de Wijze, geb. am 30. Mai 1922 in Boxmeer/NL, Enkel von Sybilla de Wijze-Devries aus Kaldenkirchen (auszugsweise)

Kamp Westerbork

Am 2. Oktober 1942 klingelte es nachts um halb zwölf Uhr an unserer Haustür in Nijmegen/NL. Dort standen zwei NSB-Polizisten. Unsere Familie wurde festgenommen. Vater, Mutter, Tochter Kitty, ein „pleegdochtertje“ (Pflegekind) Inge Meyerhof und ich (20). Inge war ein deutsch-jüdisches Flüchtlingskind im Alter von 10 Jahren, das wir 1939 bei uns aufgenommen hatten. Unsere Familie, dazu gehörte auch unser Hund, wurde abgeführt und zur Polizeistation gebracht, wo der Kommissar van Wijk, der später wegen seiner Falschheit und Verbrechen erschossen wurde, das Zepter schwang. Dort folgte eine Begegnung mit vielen jüdischen Familien. Der Joodse Raad von Nijmegen hatte die Menschen bereits vorbereitet, das nötigste Gepäck bereit zu halten für eine eventuelle Deportation. Über Arnhem wurden wir dann mit der Bahn nach Westerbork gebracht. Unsere Ankunft war auf dem winzigen Bahnhof von Hooghalen, wo zu dieser Zeit gleichzeitig Tausende Juden aus allen Winkeln der Niederlande ankamen.

Im Zug bist du dann unterwegs zu einem eigentlich völlig unbekanntem Ort. In dem Moment geht dir natürlich vieles durch den Kopf. Und dann kommt die Ankunft. Du hast ein bequemes Leben gehabt, ein harmonisches Familienleben mit all den Verwandten, Onkeln und Tanten. Sehr enges Verhältnis will ich mal sagen. Wir waren eine große Familie. Und dann kommt man zu so einem Mini-Bahnhof irgendwo in der Wildnis. Du siehst all die Menschen da stehen, Hunderte, Tausende, auf so einer verlassenem Station. Alle machen einen völlig verstörten Eindruck. Was geschieht jetzt? Man schleppt sich von da aus weiter wie eine Herde Schafe und kommt dann zurecht in Westerbork in einem „formidablen“ Chaos von tausenden Menschen, die auch nicht begreifen, was nun eigentlich alles mit ihnen passiert. Ab und zu trifft man Bekannte, die man jahrelang nicht mehr gesehen hat.

Anschließend werden alle zum Appellplatz geschickt, so wie ich das nach Westerbork noch so oft erlebt habe. Und da stehen die Menschen und warten. Man spricht miteinander und schaut verzweifelt umher. Dann kommt der Moment, in dem man zu

den Baracken gebracht wird, wo überhaupt kein Platz ist für all die Menschen, wo wir mit so vielen rein gepresst werden und unter und auf den Tischen und Bänken sitzen mussten.

Es war Oktober, es wurde schon dunkel, und dann spielt sich einiges in dir ab. Dass du aus der Geborgenheit einer tollen Familie kommst, wo du all die Jahre ziemlich sorgenfrei gelebt hast, und auf einmal auf einem anderen Planeten gelandet bist. Ausschließlich mit Chaos, Elend und Verzweiflung. Und das ist ein Augenblick, der sich für alle Zeiten in dir eingraviert. Ich habe mehrere Lager erlebt, und jedes Mal kommst du in eine neue Situation, die völlig menschenverachtend ist und du denkst: Wie komm ich hier wieder raus? Wie pass ich mich wieder diesem Chaos an? In Westerbork war das mit Siebzehntausend, die auf einmal gezwungenermaßen da ankamen, ein Ereignis, das alle Menschen in dem Moment extrem angegriffen haben muss. Ich muss dabei erwähnen, dass auch die Organisation natürlich nicht auf einen solchen enormen Zufluss von Menschen eingerichtet war. Dann wird es Nacht, und du liegst in der Baracke mit all den Menschen um dich herum und all den heulenden Kindern. Und es gab nur ein WC und ein „Wasserhähnchen“ für all die Menschen, die paar Tausend in der großen Baracke.

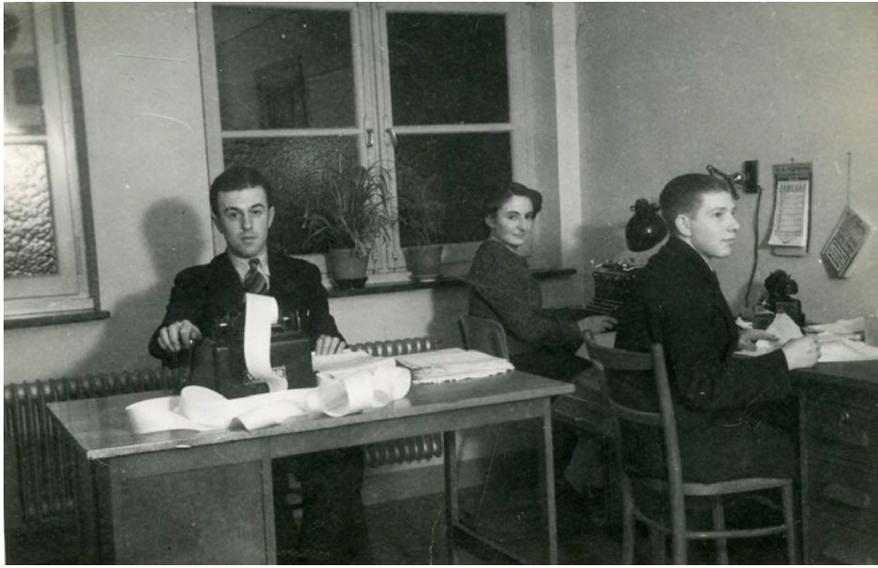
Ich werde nie vergessen, dass ein Mann aus Rotterdam dabei war, der dort die Bombardierung (durch die deutsche Wehrmacht) miterlebt hatte. Davon hatte er fürchterliche Syndrome und schrie nachts ständig nur einen Satz: „Nimm die Heizung von meinem Bein, nimm die Heizung von meinem Bein! (Haal die centrale verwarming van m'n been)!“ So was vergisst man nie mehr in dieser Kakophonie (Missklang) von Menschen in Not. Die Schreie von diesem Mann, die immer wieder durch die nächtliche Baracke hallten.

Dann kommt der Morgen, und du denkst: was geschieht jetzt? Dann werden alle Neuankömmlinge registriert: Ihr Name, wo kommen Sie her? Und allmählich kommt dann etwas Ordnung und wird man eingeteilt. Dadurch erkennt man, dass ein System dahinter steht, um die gesamte Organisation aufrecht

zu erhalten. Und wieder geht dir durch den Kopf: Wie kann ich mich in diesem Lager behaupten, wie kann ich mich auf jeden Fall ein wenig von der Masse absetzen, die zum Teil einen Tag später wieder deportiert wird? Denn zu der Zeit fuhren zwei Züge pro Woche.

Unmittelbar nach der Registrierung mussten wir in die Baracke von „Lippmann, Rosenthal en Co.“, ursprünglich eine „jüdische“ Bank, die von den Deutschen einkassiert worden war und nun niederländisches „NSB-Personal“ beschäftigte. Dort stand ein Kerl mit schwarzen Stiefeln, und außerdem noch mehrere von der Sorte. Und die forderten alles, was wir noch besaßen. Unser Haus in Nijmegen war bereits von der NSB beschlagnahmt. Eigentlich hatten wir nichts mehr, vielleicht noch etwas Bargeld in der Tasche. Minutiös (peinlich genau) wurde auf eine schrecklich aggressive Weise nachgebohrt, was wir noch besaßen, eventuell an Schmuck oder anderen Wertsachen versteckt hielten und ähnliche Dinge mehr. Es war eine abscheuliche, widerwärtige Scheißerfahrung. Ein absolut bössartiger Mensch, der Kerl mit den Stiefeln. Wir hatten nicht viel zu bieten, vielleicht noch ein paar hundert Gulden irgendwo auf einem Sparbuch. Das wollten die haarklein wissen. Das wurde alles notiert oder gestohlen. Und der Kerl mit den Stiefeln, vollkommen angepasst an den deutschen Terror, musterte mich mit einem vernichtenden Blick, als wollte er sagen: „Wenn du was verschweigst, bist du sofort weg!“ Dieses Erlebnis vergisst man nie mehr. Ein Holländer war das! Da waren keine Deutschen bei! Das waren Niederländer übelster Art!

Und dann geht es schließlich, so merkwürdig das auch ist, ums nackte Überleben. Sehr schnell bekam ich einen Posten und kam bei einer Gruppe von Botenjungen zurecht, den Ordonnanzen. Mein Vater bekam auch Arbeit, er musste Baracken reinigen. Die Mutter half beim Kartoffelschälen, und meine Schwester Kitty, von Beruf Krankenschwester, wurde in der Krankenpflege eingesetzt. Und so war nach ein paar Wochen jeder von uns beschäftigt. Der Strom von Menschen, die Masse, ging wieder weg, Woche für Woche auf Transport. Man ahnte nicht, was da geschah, nur wollte man selbst nicht dazu gehören.



Etty im Büro in Venlo, Januar 1938.



Am Venloer Bahnhof, Mai 1939.



Mit Freunden in Venlo, rechts neben Etty der Bruder Paul, August 1936.



Am Strand von Scheveningen/NL, Juli 1937.



(v. r.) Ilse und ihre Schwägerin Mira Keizer, Amsterdam. Eva Keizer aus Venlo, um 1939.



(v.l.) Ilse, Eva und Mira.

Abschied für immer von Etty Keizer, liebevolle, fröhliche und elegante Dame, geb. 1911 in Kaldenkirchen.

Vor dem Abtransport nach Westerbork schreiben noch verschiedene Leute einen Abschiedsbrief an ihre Angehörigen.

So sendet Etty Keizer nach der schmerzlichen Trennung von ihrem Bruder Paul am 25. August in aller Eile eine Postkarte an ihre Schwägerin Mira in Amsterdam, auf der es heißt:

Meine liebe Schwägerin!

Nun ist es doch so weit gekommen, dass ich schon unterwegs bin. Paul ist gerade hier weggegangen, ich hoffe, ihn noch in Westerbork zu treffen.

Wie der Abschied zu Hause war, kannst Du dir wohl denken. Ich bin durch all die Arbeit und Aufregung nicht mehr dazu gekommen, dir zu schreiben. Nun wünsche ich dir von hier aus das aller, Allerbeste, vor allem hoffe ich für dich und das Kindchen alles Gute und gute Gesundheit und dass Du noch lange in Amsterdam bleiben wirst. Ich hoffe, dass ich euer Kindchen bald zu sehen bekomme. Paul habe ich ein kleines Geschenk für das Kleine mitgegeben.

*Tschüs liebe Mira, viele, viele Küsse
von Deiner Schwägerin Etty*

Leb wohl auf Wiedersehen Günther

Die Postkarte von Etty erreicht Mira, die Frau ihres Bruders, in Amsterdam. Auch Cousin Hans (Günther) setzt einen Gruß unter die Karte.

Mira ist zu dieser Zeit schwanger, kein guter Zeitpunkt für ungeborenes (jüdisches) Leben und die Eltern. Tochter Nada wird am 24. Dezember 1942 in Amsterdam geboren. Ist dieses Geschenk am Weihnachtstag der Christen bereits das Todesurteil für Ettys kleine Nichte?

Der Aufenthalt in den Baracken des Lagers Westerbork dauert für die meisten Limburger nur drei Tage. Am 28. August geht es von Westerbork mit dem 15. Zugtransport weiter nach Kosel/Oberschlesien und Auschwitz/Polen. Nach der Ankunft in Auschwitz-Birkenau werden alle Männer, Frauen und Kinder, für die man keine Verwendung hat, am Montag, 31. August 1942 umgebracht. Unter ihnen befinden sich 12 Personen aus Venlo, nur sechs Tage nach ihrer Verschleppung. Auch Etty Keizer gehört im Alter von 31 Jahren dazu. Die Karte an Mira ist ihr letztes Lebenszeichen.



Eines der letzten Fotos von Etty.
„Venlo, Nieuwstraat 43, Maart 1940.“

Ilse Keizer

im CIZ Centrale Israelitische Ziekenverpleging, Amsterdam im Juli 1943



Ilse: 2. Reihe, Bildmitte. Sie trägt wie die meisten Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern den Judenstern. Das Krankenhaus erlebt mehrere Razzien und wird im August 1943 von den deutschen Besatzern geräumt. Die noch anwesenden Personen und Patienten werden deportiert. Ilse kann in Haarlem untertauchen.



Traueremonie zur Hochzeit von Samuel Wagner und Ilse Keizer im Juni 1946 in Amsterdam. Das Brautpaar steht traditionell unter einer „Chuppa“ vor dem Rabbiner der Synagoge.



Rechts der Bruder Paul Keizer, neben ihm Felix Keizer aus Venlo. Ebenfalls anwesend bei der Trauung sind Mira und Nada Keizer, Tonia und Mirjam Cliteur sowie Gien de Winter. Das Ehepaar Wagner zieht nach Palästina, dem zukünftigen Staat Israel, und lebt später in Haifa.

Grabstein auf dem jüdischen Friedhof Diemen bei Amsterdam zu Ehren und zum Gedenken an: Jacques Keizer, geb. in Venlo, umgekommen im Lager Westerbork. Regina Keizer-Bonn, geb. in Bracht, ermordet in Auschwitz. Tochter Rozetta (Ety), geb. in Kaldenkirchen, ermordet in Auschwitz. (Info. Kurt Keizer, Venlo).

Enteignung und Vertreibung von Emmy, Walter und Mimi in Venlo



Mitarbeiter der Metallwarenfabrik W. Bonn in Venlo-Blerick, Broekstraat 134-138. Aufnahme von Hans Bonn 1940.
Hintere Reihe: 3. v. r. Jan Bosch, daneben links sein Bruder Gerard.
(Foto von Jan Bosch, Venlo).

Für Walter wird die Lage in Venlo nach dem Abtransport seines Bruders Hans ebenfalls ernst. Bereits im April 1941 kündigen die Besitzer an, dass „jüdisches“ Eigentum als „Feindvermögen“ in den besetzten Niederlanden angesehen werden kann. Es kommt zu unzähligen Enteignungen, wobei die Betriebe übernommen und fortgeführt werden von Verwaltern, die von den deutschen Machthabern eingesetzt werden.

Bestimmte Firmen werden als „Frontkämpferbetrieb“ unter Zwangsverwaltung eines ehemaligen „arischen Frontkämpfers“ gestellt. Die NSDAP in Eindhoven schlägt zu diesem Zweck Kandidaten vor. Die Metallwarenfabrik von Walter Bonn auf der Broekstraat in Venlo-Blerick wird zu so einem Betrieb ernannt.

Walter wird im November 1940 aufgefordert, genaue Auskunft über seine Geschäftstätigkeit auf einem

speziellen Formular zu erteilen. So betrug beispielsweise 1939 der Umsatz 20.712,62 Gulden. Außerdem muss er sein Produktionsprogramm offen legen.

Am 13. März 1942 bestellt der deutsche Reichskommissar einen „Treuhandler“ in Eindhoven für die Firma W. Bonn. Es dauert dann einige Monate, bis Alfred Schindler aus Eindhoven am 25. September 1942 als „Verwaltungstreuhandler“ für die Metallwarenfabrik bestellt wird. Parteigenosse Schindler hat zuvor seine Bewerbung mit einem „Heil-Hitler“-Brief eingereicht.

Schindler geht sofort ans Werk, Walter Bonn sitzt zu diesem Zeitpunkt bereits im Arbeitslager. Am 29. Oktober 1942 sendet Schindler einen Eröffnungsbericht an die „Wirtschaftsprüfstelle“. Er schreibt, dass er den Betrieb in einem unbeschreiblich verwahrlosten Zustand vorgefunden hat und lässt kein gutes Haar an dem rechtmäßigen Eigentümer

Bonn. Er musste die Produktion ein paar Tage einstellen, um gründlich aufzuräumen. Ansonsten beschreibt er eine Anzahl von Maßnahmen und Veränderungen, die bereits durchgeführt worden sind oder jetzt in Angriff genommen werden. So soll unter anderem das Büro vom gemieteten Wohnhaus der Bonns Nieuwstraat 27 zum Betrieb in Blerick verlagert sowie eine Kantine und Garderobe neu eingerichtet werden. Weiterhin wird das größtenteils aus Kistenbrettern zusammengezimmerete Mobiliar ersetzt. Eine Absauginstallation muss aus gesundheitlichen Gründen abgeschaltet werden.

Das „arische“ Personal kann weiterbeschäftigt werden inklusive des bisherigen Betriebsleiters Wilbers. Dagegen wird Hermine Bonn-Hertz sofort gefeuert. Sie ist nicht nur Jüdin, sondern tut auch weiter nichts, als der Firma monatlich 250 Gulden

zu entziehen zum Lebensunterhalt von sich und ihrer Schwiegermutter Emmy Bonn. Mit separatem Schreiben teilt Schindler im Oktober mit, dass Mimi Venlo inzwischen verlassen hat und ihrem Mann gefolgt ist. Ferner fragt er entrüstet, wieso Walter Bonn im laufenden Jahr so ohne Weiteres einmalige und monatliche Entnahmen von mehreren hundert Gulden für sich und seine Familie tätigen konnte?

Alfred Schindler hat anfangs noch große Pläne und beabsichtigt, die Zahl der Mitarbeiter auf 25 zu erhöhen. In der Folge sind seine weiteren Geschäftsberichte erheblich weniger optimistisch und klingen in erster Linie enttäuschend. Er hat sich zwar vorläufig eine für ihn angemessene Vergütung von 400 Gulden monatlich für drei bis vier Tage Verwaltungsarbeit pro Woche gesichert, aber dann steht der Betrieb finanziell auf der Kippe, und er muss angeblich sogar mit eigenen Mitteln aushelfen. Betriebsleiter Wilbers wird wegen Meinungsverschiedenheiten über die Form der Geschäftsführung doch noch entlassen, Mitarbeiter werden zum „Arbeitseinsatz“ abkommandiert und selbst die benötigten Metalle und Rohstoffe sind kaum noch zu bekommen und bleiben der Wehrmacht vorbehalten.

Anfang 1944 werden Schindlers Bezüge von der „Wirtschaftsprüfstelle“ gekürzt, der Betrieb ist zu diesem Zeitpunkt bereits am Ende. Im Februar schlägt Schindler vor, die Firma zu liquidieren, was dann auch nach wenigen Monaten geschieht.

Der Betrieb W. Bonn wird von der Liste der „Frontkämpferbetriebe“ gestrichen und erleidet mit der Auflösung das Schicksal vieler der ca. 22.000 Firmen, die als „jüdische“ Unternehmen enteignet wurden.

Walter Bonn wird nur einen Monat nach seinem Bruder ebenfalls deportiert und am 23. September 1942 vorübergehend als Zwangsarbeiter eingesetzt im Lager Overbroek, gelegen am Nieuwe Dijk zwischen Ochten und Kesteren, ca. 30 km von Nijmegen/Holland entfernt. Das Lager Overbroek dient als „Wartezimmer“ für Lager Westerbork. Die jüdischen Männer werden gezwungen, enorm schwere körperliche Erdarbeiten zu verrichten.

Die anfangs noch einigermaßen angemessene Verpflegung wird kurz darauf erheblich reduziert. Die Zwangsarbeiter bekommen eine Tagesvergütung, die von der Stadt Venlo finanziert wird. Die Stadt, vertreten durch Bürgermeister Zanders, lässt den zweifellos dürftigen städtischen Beitrag kürzen, zum Ausgleich für die Schaufeln, die an die jüdischen

Venloer Bürger verteilt worden sind.

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1942 werden alle jüdischen Männer aus den Arbeitslagern in Holland, folglich auch diejenigen aus Overbroek, in das Lager Westerbork überführt. Ihnen wird erzählt, dass sie dort mit ihren Familien vereint werden, und das erfolgt aus taktischen Gründen. Das Datum ist gerade der Übergang vom letzten Tag des jüdischen Laubhüttenfests (Simchat Tora) von Freitag auf den Sabbat.

Durch die ausgeklügelte „Salamitaktik“ der Deutschen, die scheinbar und kaum durchschaubare Durchführung der Zwangsmaßnahmen, läuft alles ziemlich geräuschlos ab. Die Nazis verwischen die Spuren ihrer Deportationen außerdem, indem sie von Auschwitz ab und zu noch Briefe mit Lebenszeichen verschicken lassen.

In Venlo beginnt die „Familienzusammenführung“ ebenfalls in der Nacht von Freitag auf Samstag gegen 23 Uhr durch die willkürliche Verhaftung von Ehefrauen und Angehörigen in einer gezielten Polizeiaktion. Es handelt sich um neun Personen, die sieben Stunden über Nacht in der völlig überfüllten Zelle drei des Venloer Polizeireviere eingelockt werden. Als Begründung für die Inhaftierung steht im Protokollbuch vermerkt: „Jood“ (Jude). Sie werden am nächsten Morgen von der Marechaussee zum Transport nach Kamp Westerbork abgeholt und nach der Ankunft im Lager sofort auf den nächsten Transport gesetzt.

Die Venloer Polizei wird nun immer mehr konfrontiert mit der erbarmungslosen Verfolgung der jüdischen Bevölkerung, an deren Durchführung man aktiv beteiligt ist, und gerät in Erklärungsnot hinsichtlich der sogenannten „Arbeitsbeschaffung“, mit der die brutale Vertreibung der Menschen begründet wird. Erstmals sitzen Kinder in der Zelle, hinzu kommen immer mehr alte, kranke und behinderte Bürger, die arrestiert und zum Teil tagelang in den Zellen festgehalten werden mit der immer gleichen Haftbegründung: „Jood“.

Andererseits gibt es unter den Beamten, in der Verwaltung, bei der Polizei, bei anderen Organisationen und in der Öffentlichkeit einige Personen, die Widerstand gegen die Nazis leisten, verfolgte Bürger rechtzeitig warnen oder ihnen helfen, unterzutauchen. Das gilt auch für agent-rechercheur Harry Pollaert, Kriminalbeamter der Venloer Polizei, der später als Widerstands-Aktivist und Judenhelder anerkannt wird.

Mimi Bonn, geb. Hertz, bleibt die gezwungener-

maßen herbeigeführte „Familienvereinigung“ erspart, vermutlich weil sie immer noch nicht formell bei der Stadt Venlo eingetragen ist. Dennoch sieht sie keinen anderen Ausweg, als ihrem Mann Walter am 12. Oktober „freiwillig“ nach Westerbork zu folgen. Sie wird dort registriert und ist von nun an mit ihrem Ehemann zusammen. Als ihr Beruf wird Apothekerin eingetragen. Da sie anscheinend etwas zu spät im Lager eintrifft, werden beide nicht sofort am gleichen Tag in den Osten abtransportiert, sondern erst mal freigestellt und bleiben noch mehrere Monate im Lager. Mimi und Walter werden in Baracke 63 untergebracht und Anfang 1943 noch beide von dem Künstler Leo Kok porträtiert.

Im Lager Westerbork trifft Hermine ein paar Wochen später ihre Eltern Jacques und Rela Hertz und ihre inzwischen 9-jährige Schwester Carina. Sie wohnen bis zu diesem Zeitpunkt in Voorburg bei Den Haag, Laan van Leeuwensteijn 22. Auch für sie gibt es kein Entrinnen von dem Nazi-Terror im gesamten Land, und so werden sie am 26. November 1942 in das Lager eingeliefert. Der 19-jährige Bruder Jaap Herman, geb. 1923, befindet sich dagegen auf der Flucht in die Schweiz.

Ein ehemaliger Nachbar der Familie Hertz in Voorburg schickt 1942 mehrere Briefe an seine Familie, in denen er von den Deportationen berichtet.

13. Dezember 1942: „Anfang der Woche erhielten wir Nachricht von der Familie Jacobson. Sie waren damals mit der Familie Hertz im Lager Westerbork. Zunächst befanden sie sich in einer Unterkunft vom Joodse Raad in Den Haag. Den Umständen entsprechend ging es ihnen gut, aber sie baten um Lebensmittel. Wir haben ihnen sofort das Ein und Andere geschickt. In Westerbork scheinen einige länger zu bleiben, während andere Familien direkt weitergehen. Wie ich erfahre, werden immer die gleichen Baracken geleert, und da kommen die Neuankömmlinge natürlich jedes Mal wieder rein. Hoffen wir das Beste.“

29. Dezember 1942: „Die Familie Hertz ist noch immer in Westerbork. Herr Hertz liegt dort im Krankenhaus, und darum scheinen sie so lange zu bleiben. Die Familie Jacobson ist dort nur ein paar Tage geblieben. Sie wurden fast direkt in den Osten weitertransportiert. Weiter kommen keine Nachrichten mehr.“

31. Januar 1943: „Die Familie Hertz ist immer noch in Westerbork. Letzte Woche schickten sie uns ein Paket Wäsche mit Spuren von langem und intensivem Gebrauch. Wenn sie dort nur bleiben können.“
(www.joodsmonument.nl/nl/page/489787/jaques-gustave-hertz-and-his-family)

Shalom im Reich Gottes

Wir leben getrennt in einer furchtbar schweren Zeit und liegt es in Gottes Hand wann, wo und ob wir uns wiedersehen werden.

Gott segne euch meine lieben Kinder und denkt im ferneren Leben immer an die Ratschläge Eurer mit Euch lebenden treuen Mutter.

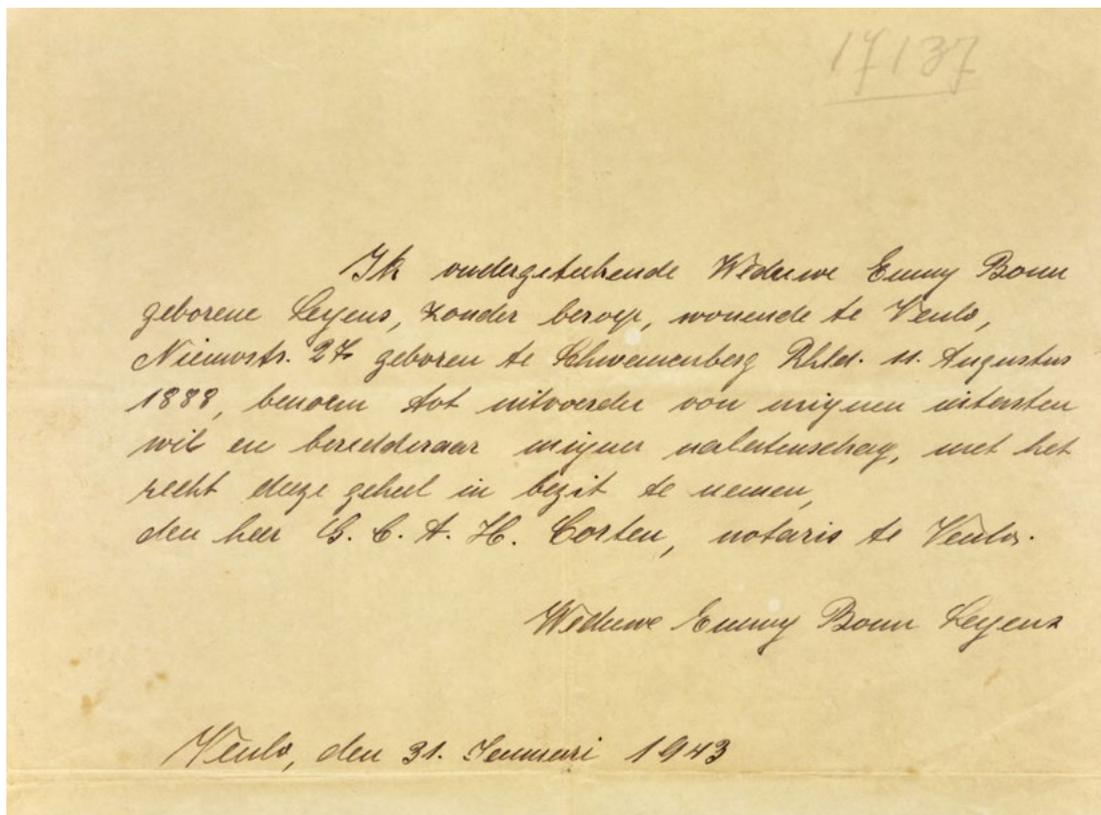
(Aus dem letzten Brief von Emmy Bonn an ihre Kinder, Venlo 31.1.1943. Vollständig abgedruckt in „Die drei Eisheiligen“, Teil 1, Seite 255.)

Mutter Emmy Bonn ist zu dieser Zeit noch in Venlo. Sie steht in Verbindung mit Walter und Mimi in Westerbork. Ende 1942 empfängt sie noch einen Brief von Hans aus Klein Mangersdorf. Ihr Hausrat ist ab Mitte September so gut wie beschlagnahmt, und es sieht miserabel aus für die in Venlo verbliebenen Juden, in der Regel alte, kranke und behinderte Menschen, die gezwungen werden, ihre Häuser zu verlassen. Bei Emmy Bonn wurde bereits das ältere Ehepaar Allmayer einquartiert, hinzu kommen Ende März noch vier alte Leute. Emmy muss damit rechnen, dass sie ihre Söhne und

Schwiegertochter nie mehr wiedersehen wird und hinterlässt am 31. Januar 1943 zu ihrem Testament einen sehr persönlichen Brief.

Der „Generalkommissar für das Sicherheitswesen, Höherer SS- und Polizeiführer Rauter“ verordnet im Frühjahr 1943, dass die Provinz Limburg/Holland im April „judenrein“ sein muss. Emmy Bonn und die anderen zurückgebliebenen Mitglieder der jüdischen Gemeinde Venlo sollen in das Kamp Vught (in der Nähe von 's-Hertogenbosch) gebracht werden. Sohn Walter, der offenbar glaubt, für seine Mutter sorgen zu können, empfiehlt ihr, direkt zum

Kamp Westerbork zu kommen. Das kommt den Machthabern sehr gelegen, wird genehmigt, und am 19. April erfolgt die Überführung nach Westerbork. Die Wiedersehensfreude mit Walter und Mimi ist nur von kurzer Dauer und steht unter keinem guten Stern. Am 25. Mai wird Emmy auf Transport nach Sobibor, weit im Inneren Polens, geschickt. Nach der Ankunft des Zuges wird sie in dem dortigen speziellen deutschen Vernichtungslager am 28. Mai 1943 im Alter von 54 Jahren ermordet, indem Motorabgase in die Gaskammern zur Tötung der Opfer geleitet werden.



17137

Ik ondergetekende Weduwe Emmy Bonn
geborene Leyens, zonder beroep, woonende te Venlo,
Nieuwstr. 27 geboren te Schwanenberg Rhld. 11. Augustus
1888, benoem tot uitvoerder van mijnen nalatsten
wil en bezittingen mijnen nalatenschap, met het
recht deze geheel in bezit te nemen,
den heer G. C. F. H. Corten, notaris te Venlo.

Widuwe Emmy Bonn Leyens

Venlo, den 31. Januari 1943

Testament Emmy Bonn vom 31. Januar 1943

Ich, die unterzeichnete Witwe Emmy Bonn, geborene Leyens, ohne Beruf, wohnhaft in Venlo, Nieuwstraat 27, geboren in Schwanenberg Rhld. 11. August 1888, benenne zu meinem Testamentsvollstrecker und Verwalter meines Nachlasses, mit dem Recht, diesen vollständig in Besitz zu nehmen, Herrn Corten, Notar in Venlo.

Witwe Emmy Bonn Leyens

Venlo, den 31. Januar 1943

Das deutsche Vernichtungslager in Sobibor/Polen

Das von der deutschen SS betriebene Vernichtungslager Sobibor existierte von 1942 bis 1943 über eine Zeit von 16 Monaten in einem dünnbesiedelten, waldreichen Sumpfgebiet an der östlichen Grenze des Distrikts Lublin im besetzten Polen. Nach dem Vorbild des bereits fertiggestellten Vernichtungslagers Belzec begann die SS einige Monate später mit dem Bau eines zweiten Todeslagers. Ermordet wurden über 250.000 hauptsächlich jüdische Menschen aus verschiedenen europäischen Staaten, darunter auch den Niederlanden.

Das etwa 600 x 400 Meter große Lager bestand aus

drei verschiedenen Bereichen, die jeweils durch einen Zaun getrennt waren. Die erste Zone umfasste das Vorlager mit der Eisenbahnrampe, Baracken für Unterkünfte und das Lager I. Das Lager II diente als Aufnahmebereich für die eintreffenden Juden, in dem diese ihre Kleider abgeben mussten. Im Lager III befanden sich die Unterkünfte für die dort arbeitenden jüdischen Häftlinge sowie die Gaskammern und Massengräber.

Die deportierten Menschen waren tagelang in Transportzügen unterwegs. Nach ihrer Ankunft mussten sie ihr Gepäck an der Eisenbahnrampe zurücklassen

und sich in die Entkleidungsbaracke begeben. Dort teilten SS-Männer ihnen mit, dass sie nach dem Duschen in ein Arbeitslager überstellt würden. Nachdem sie sich ausgezogen hatten, wurden sie aufgefordert, an einer „Kasse“ Geld und Wertsachen abzugeben. Ein Schild mit der Aufschrift „Bad“ wies ihnen den Weg durch den „Schlauch“, einen schmalen Pfad, zu den Gaskammern, in die mittels eines Dieselmotors tödliche Abgase in Form von Kohlenmonoxid eingeleitet wurden. Nachdem die Menschen elendig erstickt waren, musste ein Arbeitskommando jüdischer Häftlinge die Leichen schließlich in Massengräbern beseitigen.¹



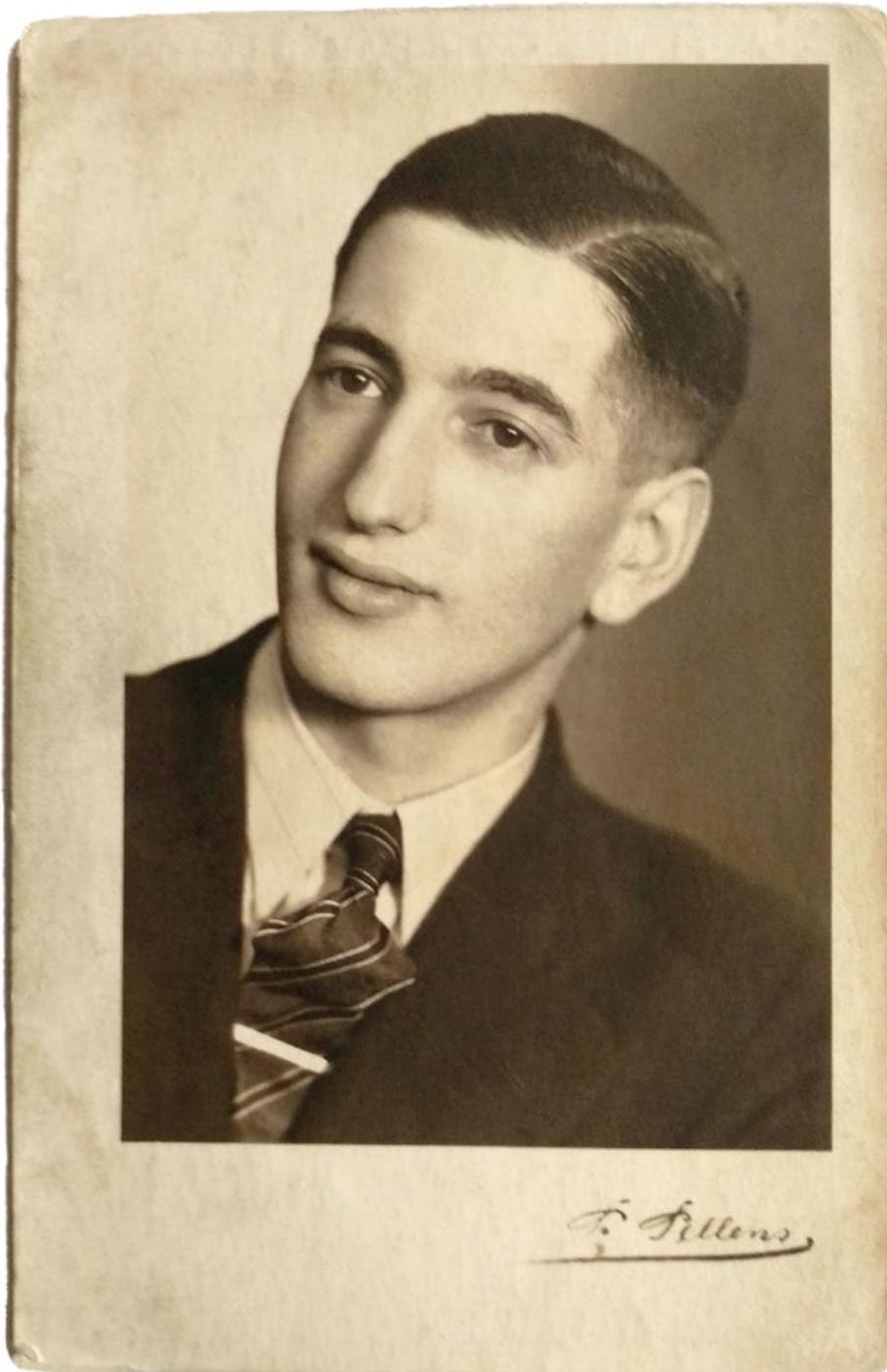
Mutter Emmy und Walter (Fotoalbum Walter Bonn).

1. schoah.org/stumme-zeugen/sobibor. LeMo Lebendiges virtuelles Museum Online, Das Vernichtungslager Sobibor, Aktion Reinhardt

In der Gewalt der deutschen „Herrenrasse“

Hans Bonn - Zeugnis von den Konzentrationslagern Nr. Bl. 1147 und 176784, geb. 1921 in Kaldenkirchen

Auch Hans Bonn befindet sich in dem Zug von Westerbork nach Auschwitz über Kosel in Oberschlesien. Er ist zu diesem Zeitpunkt 21 Jahre jung. Am 23. Januar 1947 schildert er seine Erlebnisse in niederländischer Sprache gegenüber dem „Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie“, Den Haag (heute NIOD, Amsterdam), die hier auszugsweise und sinngemäß übersetzt und bearbeitet vom Herausgeber wiedergegeben sind:



Hans in Venlo vor der Deportation über Kamp Westerbork nach Schlesien.

ERKLÄRUNG

von HANS BONN, geboren 30. Juli 1921 in Kaldenkirchen
früher wohnhaft: Nieuwstraat 27, Venlo
derzeit: van Schelbergenstraat 39, Venlo
aufgenommen von R.C. Broek, Den Haag, assistiert von P. Brejaart-de Wit, Den Haag

Herr Bonn gibt folgende Erklärung:

In Westerbork kamen wir in Baracken und wurden registriert. Dort blieb ich nur drei Tage, wir verließen das Lager am 28. August 1942. Der Transport fand statt mit Personenwaggons. Wir saßen in einem Abteil für acht Personen mit drei Frauen und drei Männern. Alle waren guter Dinge und zuversichtlich, wir hatten keine Ahnung, was sich über unseren Köpfen zusammenbraute.

Meiner Meinung nach war der Transport viel größer als 600 Personen. Allein die Gruppe aus Limburg hatte schon diese Größe, und da kamen die Leute aus Haarlem noch dazu. Dort hatten die Deutschen eine Razzia durchgeführt und noch viele Juden abgeholt, die dem Aufruf von ca. 1.200

Personen nicht gefolgt waren.

Wir fuhren direkt nach Kosel. Auf einer Bahnstation unterwegs bekamen wir Gelegenheit, Wasser zu trinken. Auch konnten wir Karten schreiben, die Grüne Polizei versprach, diese auf die Post zu geben, was jedoch nicht geschah. Es wurden Karten geschrieben und aus dem Fenster geworfen, die angekommen sind, wie sich später zeigte.

Vor Kosel ist niemand ausgestiegen. Dort war das gute Leben vorbei. Wir wurden mit Gewehrkolben aus dem Zug geprügelt, alle Männer zwischen 18 und 50 Jahren mussten den Zug verlassen. Draußen mussten wir uns auf den Boden fallen lassen mit dem Gesicht nach unten.

Der Gepäckwagen wurde geöffnet und eine Menge Gepäck ausgeladen. Wir mussten hier in aller Eile unser Gepäck zusammensuchen. Wer seine eigenen Sachen nicht fand, erhielt irgendein fremdes Gepäckstück, einige sogar einen Rucksack mit Frauenkleidung. Zum Glück fand ich meine eigenen Sachen.

Die Leute, die in Kosel aussteigen mussten, wurden mit 10 bis 12 Fahrzeugen weiterbefördert. Wir befanden uns mit 40 Mann auf einem Lastwagen.

Ich kam nach Sakrau, aber ein anderer Teil ging nach Annaberg. Die Deutschen waren während des Transports schon viel zurückhaltender. Sie traten nur in Erscheinung bei der Anwesenheit eines Vorgesetzten.

Sakrau, Groß Sarne, Klein Mangersdorf

In Sakrau nahm man uns die Wolldecken ab sowie unsere überflüssige Bekleidung. Wir hatten in diesem Lager viel Last mit Wanzen, auch war praktisch kein Wasser zu bekommen. Es handelte sich um ein kleines Lager, außerhalb war ein gemauertes Gebäude für die SS.

Wir waren der erste Transport von West-Juden, der dort ankam. Zu Beginn wurde streng zwischen Ost- und West-Juden unterschieden. Die Ost-Juden waren schon länger da und spielten sich als Herren auf. Die Polen taugten nichts, das gilt sowohl für die Juden als auch die arischen Kriegsgefangenen. Untereinander bildeten sie keine Einheit, die Russen dagegen wohl. Die Russen gafften viel und waren rau und brutal, aber teilten alles miteinander. Hatte man einen gegen sich, dann auch gleich die ganze Bande.

Kurz nach unserer Ankunft kam ein Transport Franzosen aus Drancy. Sie hatten in geschlossenen Waggons gesessen.

Mein Aufenthalt in Sakrau dauerte nur acht Tage.

In dieser Zeit arbeitete ich in der Lokomotiven-Halle. Anschließend wurde ich nach Groß Sarne transportiert. Dies war ein Arbeitslager, ein sogenanntes Reichsbahnlager. Ich habe mich als Facharbeiter ausgegeben und wurde an einem Arbeitsplatz als Metallarbeiter eingesetzt. Der Lagerälteste war der Pole Mehler.

Groß Sarne war ein gemischtes Lager. Es herrschte Hass zwischen den Franzosen und Holländern. Der Grund war, die Franzosen waren hier schon länger gefangen und hatten sich besser an das Lagerleben angepasst. Ich kann von Glück sagen, dass ich als Facharbeiter arbeiten durfte, obwohl es schwere körperliche Arbeit an einer Spezialmaschine war. Auch die anderen mussten arbeiten, jedoch wurde ihnen viel mehr auf die Finger geguckt.

Der Vorarbeiter, ein Pole, war schrecklich brutal, aber nicht zu uns. Ein Sanders aus Venlo wurde schon am ersten Tag zu Dreiviertel totgeschlagen.¹ In demselben Lager saß Spier aus Amsterdam. Dieser wurde von Mehler vor den Augen seines Sohnes zu

Tode geprügelt.

Täglich erfolgten auch Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers. Dazu gehörten auch meine Kameraden, die bei einer miserablen Firma arbeiteten. Ich wurde zum Schluss auch für acht Tage bei diesem miesen Betrieb eingesetzt.

Anschließend arbeiteten wir bei einer Firma Widera. Diese hatte einen eigenen Wachposten im Alter von ca. 70 Jahren, der uns bei den Arbeitseinsätzen begleitete. Wir gingen mit 20 Mann in den Wald und fällten Bäume. Um zu verdeutlichen, wie unser Verhältnis zu dem Aufseher war, kann ich folgendes sagen: Es kam oft vor, dass wir mittags vor dem Abmarsch ins Lager mit alle Mann sein Gewehr suchen mussten, das er irgendwo an einen Ast gehängt hatte.

Über einen deutschen Meister ließ ich einen Brief per Einschreiben nach Kaldenkirchen schicken. Die Spedition van Strien, Venlo hatte auch dort ein Büro. Die Adresse auf dem Briefumschlag war mit Kugel-

schreiber geschrieben, und das war für ein Einschreiben nicht erlaubt, sodass der Brief zurückkam. Später wurde der Brief nochmal geschickt und kam dann an.

Ich blieb in Groß Sarne etwa sechs Wochen. Das Lager wurde nicht aufgehoben, sondern es kamen neue Leute hinzu. Die West-Juden wurden verlegt nach Klein Mangersdorf, in der Nähe von Breslau (Schlesien).

Blechhammer

Ich blieb bis zum 12. Dezember 1942 in Klein Mangersdorf. Wir wurden dann mit vier Facharbeitern in meinem Alter gefragt, ob wir Höhenangst hätten. Wenn nicht, dann hätten wir eine angenehme Arbeit in Aussicht, extra Kleidung, extra Zigaretten etc. Die Anfrage kam vom Stellvertreter des tschechischen Lagerältesten, der selbst Belgier oder Holländer war. Wir beschlossen, die Arbeit anzunehmen, und kamen auf Transport nach Blechhammer. Ich blieb dort vom 12. Dezember 1942 bis 20. Januar 1945, als die Evakuierung begann. Wir kamen abends um 10 Uhr in Blechhammer an und wurden zu viert registriert.

Das Lager war besetzt mit ungefähr 800 Personen aller Nationalität, darunter auch Holländer. Die Leitung, die auch wieder aus Ost-Juden bestand, war hier prima. Von allen Versprechungen in Klein Mangersdorf blieb allerdings nicht viel übrig. Wir bekamen alte tschechische Uniformen, jedoch prima Schuhe. Alle Facharbeiter wurden aussortiert für die Firma Steffens und Nöllen. Blechhammer war eine Baustelle der Hermann-Göring-Werke. Die ersten Arbeiten, die wir verrichteten, waren ausschließlich auf dem Transportsektor. So mussten wir auf dem Lagerplatz nur Eisenteile sortieren. Der Meister, den wir hatten, war gut. Er erlaubte, dass wir in zwei Gruppen arbeiteten, sodass sich stets eine Gruppe am Feuer aufwärmen konnte. Danach wurden die anderen abgelöst. Später mussten wir als Facharbeiter arbeiten unter dem Meister Mollmann.

Blechhammer hatte einen prima Lagerältesten Demerer aus Wien, selbst auch Jude, der das Leben von tausenden Menschen gerettet hat. Er wollte es den Menschen so erträglich wie möglich machen.

Im Gegensatz zu Demerer führte der Kommandant der Wachmannschaften eine wahre Schreckensherrschaft, daher hatte er den Beinamen „der blaue Engel“ bekommen. Dr. Ritter, Pole und Lagerarzt, war ein dreckiger Hund. Er erschien in der Kranken-

Dort lief alles sehr gelassen, wir erhielten auch gute Verpflegung. Die Leitung bestand zum Teil aus O. T. (Organisation Todt). Wir arbeiteten vier bis fünf Stunden täglich und mussten zum Werk hin und zurück laufen, das dauerte jedes Mal anderthalb Stunden. Die Alten und Schwachen blieben im Lager. Das Geld, das man uns abgenommen hat, haben wir nie zurückbekommen.

baracke jedes Mal mit einer langen Peitsche und hatte die Gewohnheit, Menschen zu Krüppeln zu schlagen. Der wollte auch Demerer beseitigen und die Bewachung verändern. Eines Nachts wurden Dr. Ritter und Dr. Simons mit ein paar Schwestern nach Auschwitz gebracht. Danach haben wir nie mehr was von ihnen gehört.

Das Auftreten der Wachposten war manchmal bestialisch. So mussten zwei Juden im Alter von ca. 18 und 24 Jahren, Soldat und Vorarbeiter, Eisenteile von vier Meter Länge von einer Seite zur anderen schleppen bis sie umkippten und wie tot liegen blieben. Der Aufseher schaute danach auf seine Uhr und stellte fest, dass der Spaß 25 Minuten gedauert hatte.

Blechhammer wuchs noch stets und hatte sich später auf ca. 4.000 bis 5.000 Mann erweitert. Das Konzentrationslager hatte Holzbaracken mit zentraler Heizung. Neben an war ein Lager für Zivilisten. Jedes Mal wurde der Stacheldrahtzaun ein Stück weiter verlegt, sodass wieder eine Baracke vom Zivilisten Lager dem KZ Lager hinzugefügt werden konnte.

Im April 1944 übernahm die SS die Bewachung. Wir befürchteten damals, dass alles für uns viel schlechter werden würde, aber das war nicht der Fall.

Wir bekamen wohl gestreifte Häftlingskleidung und eine neue Nummer. Meine erste Nummer war Bl. 1147 und später 176784, eine Auschwitz-Nummer, da Blechhammer zu den Außenlagern des KZ Auschwitz gehörte.

Das Essen wurde Stück für Stück besser. Die wöchentliche Ration betrug: 5 x 600 g Brot, 2 x 400 g Brot, 200 bis 250 g Margarine und ab und zu gute Butter (2 x 50 g), Büchsenfleisch 300 g, 1 x in 14 Tagen ½ Liter Milch, allerdings kein Zucker, der wohl im Essen verarbeitet war.

Man konnte in Blechhammer fast alles kaufen, hauptsächlich in den Baracken Nr. 15 und 16. Das

Mit Geldbeträgen, die wir durchgeschmuggelt hatten, konnten wir allerlei Sachen in der Kantine kaufen.

Alex Wolff aus Venlo, der gleichzeitig mit mir deportiert wurde, starb im Alter von ca. 35 Jahren im Lager. Er wurde offiziell begraben auf einem jüdischen Friedhof außerhalb von Klein Mangersdorf. Wir durften sogar die Totenwache halten.

war im Großen und Ganzen eine Folge der hohen Zahl an Zivilisten. Wir hatten in dem Sinne keinen Markt, aber es gab einen Schwarzmarkt für bestimmte Sachen. Ich habe monatelang versucht, einen anderen Arbeitseinsatz zu bekommen, und das ist mir schließlich geglückt mit Hilfe eines jüdischen Mädchens, das bei der Lagerverwaltung und SS arbeitete. Hierfür habe ich mich jeden Abend an das Tor gestellt. Ich kam dann in die Abteilung Kraftwerke, Firma Askania. Dort produzierten wir eine automatische Kohlenzufuhr für Dampfkessel. Hier hatten wir so ein bequemes Leben, dass getrost gesagt werden kann, ich brauchte ein Jahr nicht mehr zu arbeiten. Der Hauptmeister von Askania war Schulz.

In der Nähe von Blechhammer befand sich eine Anzahl von Fabriken der Hermann-Göring-Werke. Dort arbeiteten auch Wehrmachtssoldaten, die sich gesundheitlich erholen mussten und als Facharbeiter ausgegeben hatten. Ein prima Kerl war Karl Scherf aus Wiesbaden. Zeitweise leitete ich praktisch drei Wehrmachtssoldaten, die Brot und allerlei Proviant für mich mitbrachten. Wir arbeiteten nicht schwer, und dadurch konnte ich später länger durchhalten.

Bevor Blechhammer so groß wurde, haben wir die Toten in der Nähe begraben. Später, unter der SS, wurde ein Krematorium gebaut. Die Krankenbaracke war wirklich in Ordnung, auch hier besserte sich die Sauberkeit unter der SS. Etwa alle 14 Tage erhielten wir saubere Wäsche. Das war ein großer Unterschied zu früher.

Manchmal dauerte es sechs Wochen, bevor man saubere Wäsche bekam. Wir verdreckten damals schrecklich.

Anfangs lief auch alles relativ gut, bis die Leute, die für die Ausgabe zuständig waren, anfangen, mit den Sachen zu handeln. Sehr viel ging zur Baustelle und wurde dort verkauft. Es gab Leute, die sich eine Menge Hemden gesichert hatten, sodass letztlich nichts mehr

für die anderen da war.

Wir konnten ca. alle 14 Tage warm duschen, und die Bekleidung wurde desinfiziert. Etwa alle vier Wochen wurden die Wolldecken desinfiziert und alle zwei Monate die Baracken. Das Essen war ordentlich, zwar zu wenig, aber was man bekam war gut. Der große Vorteil in Blechhammer war, dass 70 Prozent der Häftlinge Verbindungen hatten zur Baustelle, dadurch konnte man alles bekommen. Die Vorarbeiter und Kapos waren sogar besser angezogen als die Deutschen.

In Blechhammer wurden zu meiner Zeit drei bis vier Häftlinge erhängt und zwar während der Leitung durch die SS. Dagegen war der Lagerälteste machtlos.

Das alles geschah auf Befehl von Auschwitz.

Zuerst gab es einen schlechten Rapport-Führer, der wurde versetzt. Dadurch änderte sich die Lagerleitung, wir bekamen einen Untersturmführer, ein Hund von einem Kerl, mit einem SS Rapport-Führer, der sehr gut war.

Auch hatten wir für kurze Zeit einen Spion, der bekannt war als „der Löwe von Buna“. Der musste alles ausspionieren, was sich auf die Verbindung der Häftlinge mit der Außenwelt bezog, wie Kontakte, Geldverstecke etc. Der hat dann auch tausende Reichsmark erbeutet. Später war er dann verschwunden.

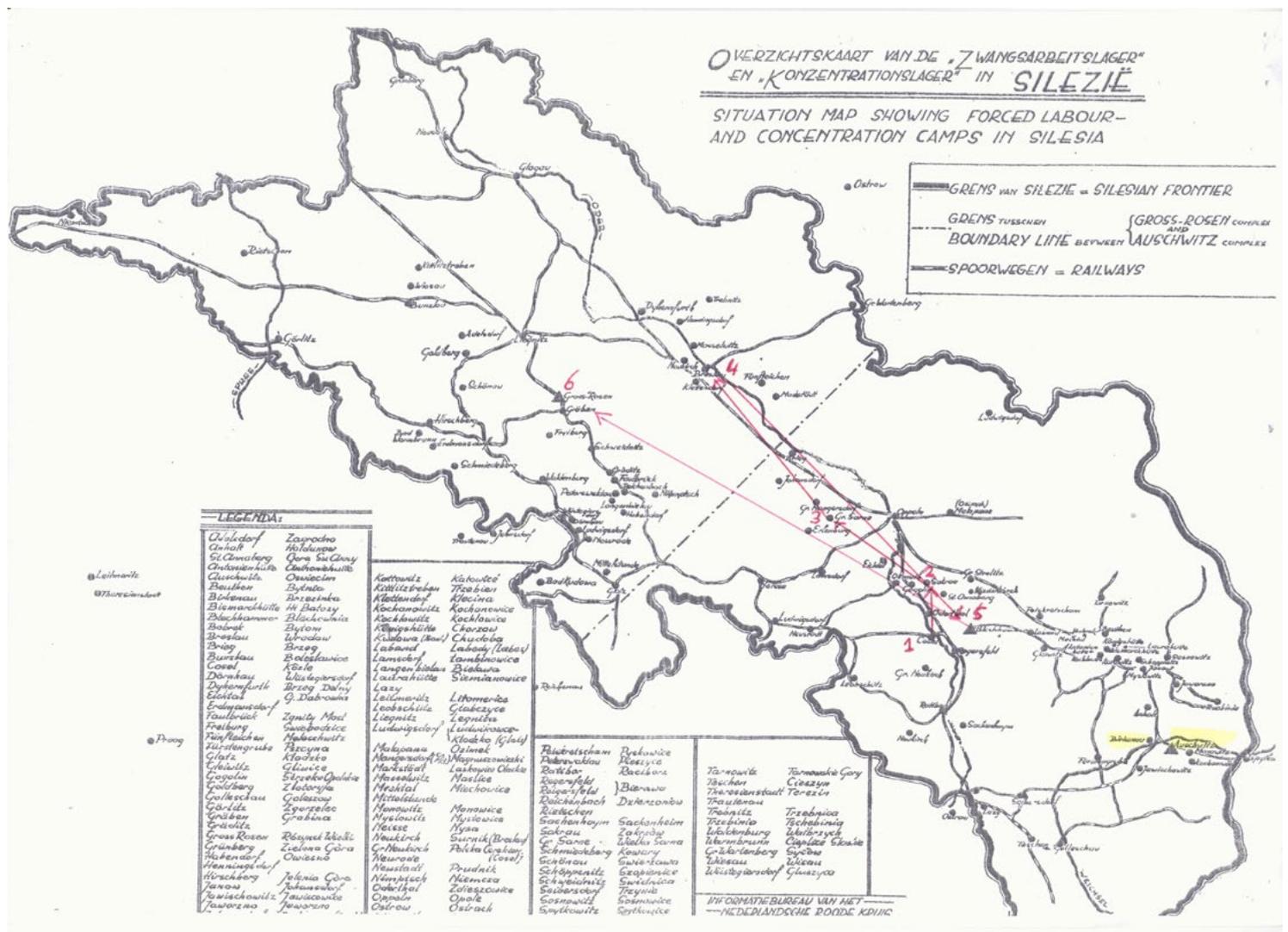
Die Bestrafung mit Stockschlägen hatten die Deutschen an Jopie Braasem aus Holland übertragen,

der zwar häufig, aber nicht hart zuschlug. Jeden Hieb bremste er beträchtlich ab. Durch die SS wurde auch das Schlagen verboten und Protokoll geführt bei Übergriffen.

Auf der Baustelle bekamen wir seitens der SS keinen Aufseher mehr zugeteilt, dafür wurde eine Postenkette um die Baustelle gezogen.

Es kamen noch stets neue Transporte in Blechhammer an. Erst wurde unterschieden zwischen Ost- und Westjuden, später war alles gemischt. Es gab Franzosen, Polen, Russen etc.

Von Blechhammer weg gingen ausschließlich Krankentransporte nach Annaberg, und von dort kamen tatsächlich ab und zu Arbeiter zurück.



Kopie einer Karte von Schlesien, in dem die Lager eingezeichnet sind, in denen Hans Bonn nach seiner Deportation von Holland Zwangsarbeit verrichten musste: 1) Kosel, 2) Sakrau, 3) Groß Sarne, 4) Klein Mangersdorf bei Breslau, 5) Blechhammer, 6) Groß Rosen.

Rechts auf der Karte sind die von den Deutschen auf polnischem Boden errichteten KZ markiert: Auschwitz I Stammlager, II Vernichtungslager Birkenau, III Zwangsarbeitslager Monowitz, Buna Werke.

(Quelle: Het Nederlandse Rode Kruis, Den Haag, Raymund Schütz, WWII Archives. Schreiben vom 5. 9. 2005 an Rami Noach, Israel, Sohn von Hans.)

Räumung von Blechhammer, Groß Rosen, Buchenwald

Am 20. Januar 1945 kam die Aufhebung des Lagers, und damit begann für mich das KZ-Leben erst richtig. Tags zuvor war noch jemand die Flucht gelungen. Am Sonntag mussten alle weg, außer den Kranken. Kurz zuvor kam noch ein Transport an. Es sind allerdings verschiedene Häftlinge heimlich im Lager zurückgeblieben.

Wir gingen sechs Kilometer zu Fuß bis Reigersdorf. Die SS wusste selbst nicht, wo es genau hingehen sollte. Es hieß, die Russen könnten uns einkesseln, und der Untersturmführer befahl, die Nacht abzuwarten, um die Lage zu überschauen. Am nächsten Tag sollte es weiter gehen. Es waren tausende Menschen aus allen möglichen Lagern, englische Kriegsgefangene, Juden etc. Als wir zurückgeschickt wurden bis ca. drei Kilometer vor Blechhammer, hofften wir, von den Russen eingeholt und schnell befreit zu werden, aber dies war nicht der Fall.

Wir waren dann einige Zeit zu Fuß unterwegs unter katastrophalen Bedingungen. Allgemein konnte man sagen: Wer hinten lief und nicht mitkam, wurde erschlagen oder erschossen, die in der Mitte wurden von der Menge erdrückt. Fiel in der vordersten Reihe einer zu Boden, dann trampelten die nachfolgenden einfach über ihn hinweg. Nachts schliefen wir in Scheunen, ein verheerender Zustand. Wir lagen in

zwei bis drei Reihen über- und untereinander, auch kam es vor, dass in der Scheune ein Strohboden war, dann lagen alle vorne übereinander und versperrten den Weg nach hinten. Jeden Tag gab es viele Tote.

Endlich kamen wir Anfang Februar in Groß Rosen an. Der größte Teil des Transports wurde in Baracken verteilt, der Rest kam in modrige Keller. Danach pferchte man uns in Baracken mit 2000 Menschen. Hier konnte man weder liegen noch sitzen. Wir hockten dort den ganzen Tag herum, und es gab absolut nichts zu tun.

Das Einzige, was häufig passierte, war der Appell, zuweilen zwei bis drei Mal am Tag, das war furchtbar. Der Appellplatz versank im Morast, sogar die Toten mussten dahin geschafft werden.

Das Essen erhielten wir zu sehr unregelmäßigen Zeiten. Hierzu mussten wir draußen lange in der Reihe anstehen, und das passierte auch nachts. Schließlich war es so, dass wir nicht mal mehr die Kraft hatten, zu den Waschbecken zu gehen.

Dann kam die Meldung zum Weitertransport. Wie lange ich dort war, weiß ich nicht, wohl aber, dass ich fast im letzten Augenblick ums Leben gekommen wäre. Wenn man in den Schlamm einsackte, saugte man sich fest und hatte keine Kraft mehr, um sich zu befreien. Das passierte mir im vorliegenden Fall,

doch glücklicherweise zog mich ein Kamerad aus dem Morast, sonst wäre das mein Ende gewesen.

Von Groß Rosen transportierte man uns um den 7. Februar in offenen Kohlewaggons bei Eis und Schnee in das KZ Buchenwald. Am Bahnsteig in Weimar wurde der Zug bombardiert. Die SS brachte sich in Sicherheit, und einigen Gefangenen gelang die Flucht. Auf dem Rangierbahnhof standen Waggons mit Salat, die von uns geplündert wurden. Nach dem Bombardement kam die SS jedoch zurück und übernahm wieder das Kommando. Es wurde scharf geschossen, ich wurde an der Schulter getroffen, aber zum Glück war es nur ein Streifschuss.

Als wir am 10. Februar 1945 im KZ Buchenwald ankamen, bekamen wir erst eine heiße Dusche und wurden desinfiziert. Zuvor kamen wir in dem Waschbereich in einen schrecklich warmen Raum, sodass Panik ausbrach aus Angst, wir könnten vergast werden.

Nach der Körperreinigung brachte man uns in einen Kinosaal, wo wir auf Bänken und dem Boden gelegen haben. Jeder konnte sich freiwillig melden, um in Weimar Schutt wegzuräumen. Das hatte den Vorteil, dass es dann was zu essen gab. Anschließend kam ich in Block 59 des kleinen Lagers. Neben uns war die Totenbaracke, wo ganze Stapel von Leichen lagen.

Auszug aus der Erklärung von Hans Bonn, Januar 1947

Hans Bonn 36

VERKLARING

van **HANS BONN**, geboren 30 Juli 1921 te Kaldenkirchen
gewoond hebbende: Nieuwstraat 27, Venlo
thans: van Schelbergenstraat 39, Venlo.

opgenomen door: ir. R.O. Broek, Bentinckstraat 142, Den Haag
geassisteerd door: P.O.H. Breaart-de Wit, Barnierstraat 33,
Den Haag

De Heer Bonn verklaart als volgt:

Op 24 augustus 1942 heb ik tezamen met mijn moeder een oproep gekregen om mij de 25e te melden. Ik heb mij gemeld bij de Politie in Venlo. Mijn moeder en ik hadden een oproep gekregen, mijn schoonzuster en broer niet. Dit vertrouwden wij niet en er werd besloten, dat moeder zich niet zou gaan melden. Hierbij heeft zij medewerking gehad van een dokter en zij is in een ziekenhuis opgenomen. Zodoende hoefde zij zich niet te melden.

Wij gingen van Venlo naar Maastricht in autobussen. In Maastricht werd alles van ons opgenomen en op lijsten gezet. In Maastricht waren toen alle Joden van Limburg geconcentreerd. Om 12 uur 's nachts gingen wij van Maastricht per trein naar Westerbork.

In Haarlem was tegelijkertijd een oproep van circa 1200 Joden geweest. Hiervan waren slechts 150 à 200 opgekomen. De Duitsers hebben toen een razzia gehouden en zijn er nog vele Joden opgehaald. Deze heb ik ontmoet in de trein, waarmede ik vanuit Westerbork op transport werd gesteld.

In Westerbork zijn wij in barakken gekomen en werden daar geregistreerd. Ik ben slechts 3 dagen in Westerbork gebleven. Het transport vond plaats met personenwagens. Wij zaten in een coupé voor 8 personen met 3 dames en 3 heren. Iedereen was opgewekt en vrolijk en wij wisten niet wat ons boven het hoofd hing. Wij waren 28 augustus 1942 uit Westerbork vertrokken. Naar mijn mening is het transport veel groter geweest dan 600 personen. Alleen de Limburggroep had al deze grootte en daar kwamen de mensen uit Haarlem nog bij.

Wij gingen naar Kosel. Op een station onderweg werd gelegenheid gegeven om wat water te drinken. Ook hebben wij kaarten mogen schrijven, die de Orde Polizei beloofde te zullen posten. Dit is echter niet geschied. Ook werden kaarten geschreven om uitgegoid, welke, zoals later bleek, aangekomen zijn. Voor Kosel is niemand uitgestapt. In Kosel was het goede leven uit. Wij werden met geweerkolven uit de trein geslagen, alle mannen tussen 18 en 50 jaar moesten uitstappen. Buiten moesten wij ons laten vallen met het gezicht op de grond. De bagagewagen werd geopend en een hoeveelheid bagage uitgeladen. Wij moesten hier onze bagage uitzoeken met het gevolg dat iedereen willekeurige bagage kreeg, sommigen een rugzak met dameskleding. Ik vond gelukkig mijn eigen bagage. Wij werden op vrachtauto's geladen, met 40 man op één wagen. De mensen, die uitgestapt zijn in Kosel, zijn allen verder vervoerd. Er waren circa 10 tot 12 auto's.

N. V. Metaalwarenfabriek IJMAH i. O. (voorheen W. Bonn)

Venlo
Telefoon 2816
Stammummers:
Rijksmetalium 225027
Non Ferro 2884
Uzer en Staal 23/003
Bank: Bank van Hallmans & Steegh N.V. Venlo

Kantoor en fabriek: Slooterbeekstraat 116 - Postbus 74

Rijksinstituut v. Oecologische Documentatie
4. av. d. Tel. Ed. Geb. Kon. Broek
De Haag

AM Venlo DATUM 29-3-47.

Rijpe heren,
De door U gevonden verklaring heb ik Hans Bestaerdt, ook heb ik het mijzelf moeten overtuigen dat er enige punten zijn, die niet helemaal met de werkelijkheid overeenstemmen. Waarschijnlijk zijn deze misverstanden ontstaan doordat ik dingen anders gezegd heb, dan deze ware bedoeling. Ik zal dan ook alleen de door U gevonden copie corrigeren en huns U dan zelf zien, wat U ervan denkt.

No. 1. blz. 2. De werke eerst in het camp zelf.
No. 2. " 2. Ook de andere werke vertien, welke werd nu met op de vingers geteld.
No. 3. " 2. Wat in dit opdukte onder Klein - Rangsdorff Hoof, behooft onder Gross - Barne.
No. 4. " 2. Of er in Klein - Rangsdorff 55 kwam, kan ik niet bevesten, maar ik geloof, dat dit lager later werd opgehooven.
No. 5. " 3. Wij hebben nooit geld teruggekregen, welke in Limburg behield het geld, dat wij er doorkan, geschildt hebben.
No. 6. " 3. De naam van deze Nederlandse was Alex Wolff uit Teelt die gelijktijdig met wij was verhooren.
No. 7. " 2. Dr. Ritter was een vriede bond, welke over mijnes kan ik niets nadeligs zeggen, dus rekijnt wij het voor ook hier niet op de juiste plaats. Dr. Ritter wilde zamen laten beredigen elken ontent de berediging had hij niet in de Berengon.
No. 8. " 4. Er waren Berakman welke wel laat alles te hoog ook van een warkt te spreken, licht wij niet het juiste woord, ongeveer dit meestel maar in enkele barakken plaats word. Vooral no. 15 en 16.
No. 9. " 5. De naam was de Klaus v. Panna.
No. 10. " 5. Het geval met de Duitse Ingenieurs gebenede voor het tijdelijk der S. S., anders had er geen barakken bij hant ston. De hierbij beschreven worden een soldaat met 18 jaar en een oppassiteerijde voorarbeiden en ongeveer 24 jaar.
No. 11. " 6. Ik heb allen te kalen, waaten wij eerst buiten in de rij staan.

Leeds U zult zien, waren er 11 punten, die niet het maal met de werkelijkheid overeenstemmen, waarvan enkele niet zo belangrijk zijn, dat deze werkelijk veranderd water worden.

Ik vind het erg jammer, dat er vergeefs werd ge-daan is, maar ik zie niet, dat U het voordeljk zou overnemen, anders hadden wij den gelken stijl enig. nids kunnen wijzigingen hoop ik, dat U mij niet kwalijk zult nemen, dat ik de verklaring zo niet kan aflezen, hoewel ik het zelf zo heb opgegeven, maar het zal U wel begrijpelijk zijn, dat hij zult een lange verklaring, een vergissing mogelijk is.

De rekenen U dan ook bijgevoerd de copie, welke van dezelfde nummers is voorzien en ~~verzoekt~~ verzoekt spoedig weer iets van U te horen.

Tredertussen verblijft ik met vriendelijke groeten ook aan Heer Breaart-de Wit

Hoogachtend
XB

Ook mijn vrouw laat hartelijk groeten.

H. Bonn
v. Schelbergstr. 39
Venlo

Spaichingen



Theresia und Julius Haag (Foto von Enkel Julius Haag)

Vom KZ Buchenwald transportierte man uns als Facharbeiter zum KZ Spaichingen. Die Fahrt dauerte sieben Tage, davon saßen wir in dem Zug vier Tage ohne Verpflegung. Einige starben in den Waggons, darunter nur wenige Holländer.

Hans, der Lagerälteste, nahm uns etwa Mitte bis Ende Februar in Empfang und bezeichnete Spaichingen als „Konzentrationslager 1. Klasse“. Allerdings hatte man nicht mit uns gerechnet, sodass wir erst nichts zu essen bekamen. Ansonsten betrug die Ration 100 g Brot pro Tag, manchmal 50 g und $\frac{3}{4}$ Liter Suppe. Dort wurde seitens der Aufseher viel geprügelt.

Ich kam als Facharbeiter zu den Lehmgruben und musste die Kipploren beladen. Zu der Zeit war ich schon viel zu schwach für diese Arbeit. Außer mir arbeiteten dort viele Ungarn, darunter auch der Vorarbeiter, und diese hatten einen furchtbaren Hass auf die Niederländer. Irgendwann kippte ich um und war fast bewusstlos. Der Kapo (Häftling der ein Arbeitskommando leitete) kam und befahl, mich auf einen Haufen Kiefernlaub zu schmeißen und den Stapel anzuzünden. Das verhinderte in letzter Minute ein Oberscharführer der SS als Wachposten, der wiederum befahl, mich mit einer der Loren zum Lager zu befördern.

Der Lagerälteste trachte stets danach, mich aus dem Weg zu räumen, obwohl er, ohne es wollen, später mein Leben rettete. Ein Krankentransport wurde zu-

sammengestellt, und der untersuchende Arzt setzte mich hierzu auf die Liste. Der Lagerälteste bezeichnete mich dagegen als Simulanten und strich meinen Namen. Von dem ganzen Transport hat keiner überlebt.

Zunächst arbeitete ich immer noch in den Lehmgruben. Ich versuchte bei einer anderen Gruppe unterzukommen, aber man holte mich wieder zurück. Später gelang es dann doch. Ich wurde in einem Metallwerk eingesetzt, das als Rüstungsbetrieb diente. Dort arbeiteten sowohl die Häftlinge des KZ als auch zivile Zwangsarbeiter. In der Fabrik herrschten katastrophale Zustände. Ich wurde von den Aufsehern so verprügelt, dass ich nicht mehr sitzen konnte.

In dem Lager der Fabrik arbeitete Theo van Wouden aus Breda, Saksen Weimarlaan 64, ein ziviler Zwangsarbeiter aus Holland. Wir sprachen heimlich holländisch zusammen, und er hielt mich am Leben, indem er mir regelmäßige Essen mitbrachte. Auch bekam ich von ihm alle Informationen von außerhalb, zum Beispiel über den Kriegsverlauf.

In dem Konzentrationslager Spaichingen war alles am Ende. Wir hatten nichts mehr, weder Handtücher, Seife, noch sonstiges. Die Gefangenen selbst wurden zu Bestien. Wir vegetierten nur so dahin, verwehrlosten und verrohten vollkommen und waren wie Tiere.

Am 17. April 1945 wurde das KZ Spaichingen geräumt. Alle Häftlinge wurden zu Fuß mit den

primitiven Lagerschuhen auf einen letzten Marsch über Oberschwaben Richtung Bayern getrieben. Wir waren schon eine ganze Zeit unterwegs, da wollte ich eben meinen Schuhriemen reparieren und blieb so zurück. Als die Truppe vorbeigezogen war, ließ ich mich in einen trockenen Straßengraben fallen. Kurz darauf hörte ich nichts mehr und konnte kaum glauben, dass mich keiner vermisste und auch keiner der SS-Bewacher erschien, um mich abzuknallen. Es war der Moment, wo ich plötzlich frei war und es selbst überhaupt nicht fassen konnte. Ich schleppte mich in ein kleines Wäldchen und schlief dort vor Erschöpfung ein.

Am Morgen wurde ich wach und sah in einer Entfernung von 100 Metern drei Bauernhöfe. Im Wald entdeckte ich eine Kiste mit Kartoffeln und stopfte mir die Taschen voll. Dann lief ich zu einem der Höfe und bat um eine Schlafgelegenheit und Essen. Dieser Bauer lehnte es ab, mich zu verstecken, sodass ich zum nächsten Hof ging. Dort schlief ich zwei Tage lang im Heu, aber als die Kinder kamen und mich sehen wollten, musste ich zum Vorschein kommen. Dieser Bauer ließ mich ins Haus, und ich bekam warme Milch usw.

Immer wieder kamen Deutsche herein, und mir war nicht bewusst, dass das gefährlich für mich werden konnte, doch keiner beachtete mich. Auch kam ein SS-Mann ins Haus, aber nicht in die Küche, wo wir saßen. Andere evakuierte Leute von Purnmersent erschienen



Hof der Familie Haag in Ratzenreute, wo Hans bis Kriegsende versteckt und versorgt wurde (Foto von Enkel Julius Haag)

ebenfalls, sehr dämliches Volk. Die riefen mir zu, ich solle mich doch den vielen Kameraden anschließen, die auf der Straße unterwegs waren. Als der SS-Mann das hörte, fragte er den Bauer, ob er geflohene Gefangene versteckte. Der Bauer stellte sich ihm mutig entgegen,

und der Mann verschwand. Er hatte mich zwar gesehen, sah aber davon ab, mich auszuliefern, da er meinen erschöpften Zustand bemerkte. Daraufhin versteckte der Bauer mich in seiner Scheune, wo ich mich wunderbar ausruhen konnte.

Die französische Armee kam dann schnell, und ich konnte endlich wieder zum Vorschein kommen. Für mich waren die Gefangenschaft und der Krieg beendet. Der Name des Bauern ist Julius Haag in Ratzenreute in der Nähe von Aulendorf Württemberg.

Venlo 23. Januar 1947

1. Gemäß Gerrit van der Vorst „EEN DIEPZWARTE SLUIER“ handelt es sich um Abraham Sanders, geb. am 24.10.1895 in Venlo, früher wohnhaft Golziusstraat 9, umgekommen am 30. 9. 1942 in Groß Sarne.

Auf einer Postkarte vom 31. 7. 1945 an Frau Heymans-Baruch, Den Haag, nennt Hans als Datum seiner Rückkehr nach Venlo den 12. Juni.



Ein glückliches Paar! Hans und Eva bei ihrer Hochzeit am 17. November 1946 im „National“ in Venlo.



Eva und René in Stuttgart nach dem Tod von Hans 1948 und vor der Auswanderung nach Israel.

Theo van Wouden, Helmond/Niederlande, Fokkerlaan 13

Rettung von Hans im Konzentrationslager Spaichingen

Ich wurde am 28. Juni 1923 in Roermond/Niederlande geboren. Als die Wehrmacht im Mai 1940 in Holland einfiel und das Land besetzte, wohnte ich mit meinen Eltern in Breda.

Etwa zwei Jahre später wurden die jungen Leute in der Stadt von den Besatzern aufgerufen, sich zum Arbeitseinsatz in Deutschland zu melden. Die Nazis befanden sich im Krieg und brauchten dringend billige Arbeitskräfte im eigenen Land. Diese Arbeitseinsätze mit vorwiegend ausländischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen unterstanden der „Organisation Todt“, die eine Fülle von großen kriegswichtigen Baumaßnahmen und militärischen Objekten durchführte. Wer dem Aufruf nicht Folge leistete, wurde zu Hause abgeholt. Sogar nach dem Abtransport wurde noch kontrolliert, ob sich auch wirklich jeder gestellt hatte.

Ich war damals 19 Jahre jung und wurde in einer größeren Gruppe mit der Bahn nach Rottweil/Württemberg (Süddeutschland) deportiert. Dort musste ich zuerst in einer Pulver- und Kunstseidenfabrik der IG (Interessengemeinschaft) Farben in der Abteilung Kunstseide arbeiten. Für diese Arbeit war ich ungeeignet, und man schickte mich mit dem Zug zurück nach Köln zur „Organisation Todt“. Nach meiner Ankunft machte ich mich kundig und erfuhr, dass man mich zum Verlegen und Reparieren von Bahnschienen einsetzen wollte. Mir war sofort klar: Hier will ich auf keinen Fall bleiben, denn damit wird alles noch schlechter als bisher. Ich versuchte in Köln eine private Anstellung in einer Gärtnerei zu bekommen, doch als die Behörde die Zustimmung verweigerte, setzte ich mich wieder in den Zug Richtung Süddeutschland. Ich hatte bereits gemerkt, dass die Organisation zu dieser Zeit nicht mehr so gut funktionierte und fuhr nach Spaichingen, in der Nähe von Rottweil, wo ich mich bei dem zuständigen Arbeitsamt meldete und eine neue Stelle zugewiesen bekam.

In Spaichingen musste ich von 1944 bis Kriegsende Mai 1945 in einem Metallwerk arbeiten, das als Rüstungsbetrieb fungierte.¹ Die Betreiber sahen, dass ich inzwischen gut deutsch sprach und setzten mich im Magazin ein. Die Fabrik war aufgeteilt in die Maschinenhalle, die Schmiede und das Lager, ein von der Halle abgetrennter Raum, in dem das Material

gelagert wurde und das nur durch eine schmale Tür betreten werden konnte.

In Spaichingen gab es einige Zwangsarbeiter, in der Fabrik gehörte ich zu den wenigen und war der einzige Holländer. Ich war in einem Privatquartier in der Nähe des Dorfes untergebracht und erhielt nur einen geringen Lohn von 200 Mark im Monat, wovon ich Kost und Logis bezahlte. Einen Teil des Geldes schickte ich nach Hause.

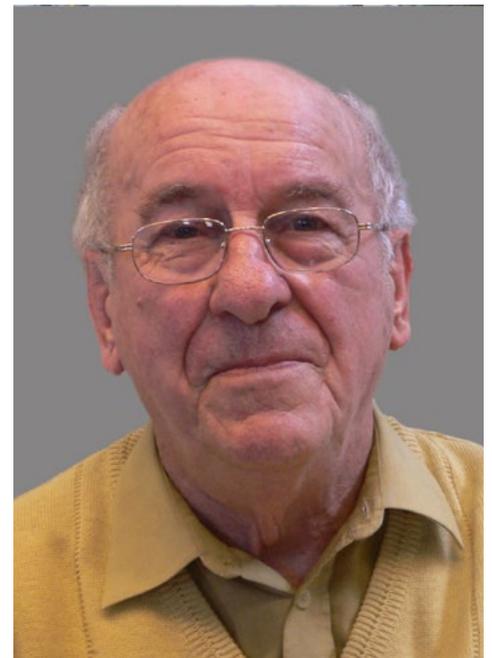
In der Fabrik herrschten katastrophale Bedingungen, es war eine schlimme Situation. Die Arbeit wurde von etwa 150 KZ-Häftlingen verrichtet, die im KZ-Lager Spaichingen dahin vegetierten und völlig anders behandelt wurden als wir.

Ich musste den Arbeitern Metalle, Werkzeuge und Messgeräte wie zum Beispiel Schieblehren ausliefern, die sie für die Produktion benötigten. Dazu kamen sie laufend zu mir an die Tür, ich notierte die Häftlingsnummer (Identität) des Arbeiters, lieferte die Sachen aus und nahm einen Teil später wieder in Empfang.

Im Gegensatz zu ihnen hatte ich feste Arbeitszeiten. Wenn ich morgens in die Fabrik kam, hatten sie bereits ihren Platz an den Maschinen eingenommen. Abends, nachdem ich weg war, wurden sie wieder in das Barackenlager gebracht.

Alle Häftlinge sahen schlecht aus und waren gezeichnet von Hunger, Elend, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, es gab keine einzige Ausnahme. Sie trugen die typische KZ-Kleidung, mit Nummern und Zeichen versehene gestreifte Zuchthausklamotten. Obwohl ich das Lager nie gesehen habe, war klar, dass die Gefangenen bei der schweren Arbeit von morgens bis abends außer einer dünnen Suppe oder Ähnlichem kaum was zu essen bekamen und auch die medizinischen und hygienischen Verhältnisse in jeder Beziehung menschenverachtend waren.

Die Folge war, die Menschen waren kräftemäßig völlig ausgezehrt, wurden todkrank und waren bald am Ende. Ich beobachtete, wie sie am ganzen Körper zitternd in der Schmiede verschwanden, um sich dort aufzuwärmen und die letzten Kräfte zu mobilisieren. So ging das ein paar Tage bis sie dort geistesabwesend und stumpfsinnig herumsaßen und gar nichts mehr lief. Sie kamen zu mir, ich sah sofort was los war und



Theo van Wouden (Foto von Rami Noach)

dachte: Es ist wieder soweit!

Danach waren diejenigen, die nicht mehr weiter konnten, verschwunden und tauchten nie mehr auf. Wenn ich mich nach denen erkundigte, dann hatte man die einfach „kalt“ gemacht. Ich denke, ich habe etwa hundert Menschen verschwinden sehen, das war unvorstellbar, wie viele auf diese Weise beseitigt wurden. Die Machthaber hatten das Letzte aus ihnen herausgeholt, konnten sie nicht mehr weiter ausbeuten und ließen sie einfach krepieren.

Die Bewachung der Häftlinge hatte die SS-Kommandoführung einem äußerst brutalen Kapo übertragen, der aus dem Kreis der Gefangenen rekrutiert worden war. Er trug die gleiche KZ-Kleidung und war mit einem Knüppel bewaffnet, von dem er rücksichtslos Gebrauch machte, indem er die Arbeiter oft verprügelte. In der Fabrik arbeiteten auch ein paar Deutsche, die hatten Zigaretten und schmissen die Kippen weg. Es kam vor, dass sich ein Gefangener auf so ein Stückchen Zigarette stürzte, und wenn der Kapo das sah, dann schlug er den Betreffenden zusammen. Der Kapo hatte keine Schusswaffe, der schlug die Häftlinge halb tot und ließ sie dann liegen. Schrecklich!

In der Fabrik arbeiteten nicht nur „jüdische“ Häftlinge, sondern auch Menschen, die aus politischen oder anderen Gründen inhaftiert waren. Alles war hier zusammengewürfelt. Was mir wohl auffiel, es handelte

sich in der Regel um Intellektuelle aus verschiedenen Ländern. Die arbeiteten an den Maschinen und nahmen mit mir Kontakt auf an der Materialausgabe. Obwohl wir uns vor dem Aufseher in Acht nehmen mussten, wandten die sich stets an mich mit der Frage: „Wie ist die Lage?“ Denn das Kriegsende war nahe, und während sie im Lager nichts erfuhren, hatte ich Informationen von außen und konnte ihnen berichten, wie weit die Invasion der Alliierten fortgeschritten war. Darüber wurde immer heimlich gesprochen, die Leute waren froh über die wichtigen Nachrichten und klammerten sich an die Hoffnung, vielleicht doch noch rechtzeitig von ihrem furchtbaren Leiden befreit zu werden.

Unter diesen katastrophalen Umständen traf ich Hans Bonn zum ersten Mal in der Fabrik. Hans, wie ich ihn nannte, war nach eigenen Angaben von etwa Februar bis 17. April 1945 in Spaichingen, also kurz vor Kriegsende. Wie schlecht es um ihn körperlich und gesundheitlich bestellt war, kann man sich vorstellen, wenn man seinen Bericht über seine Inhaftierung in verschiedenen Konzentrationslagern im Osten Europas sowie seinen Rücktransport im Winter vom Arbeitslager Blechhammer (Nähe Auschwitz/Polen) nach Spaichingen liest. Ich war der einzige Niederländer in der Fabrik, Hans wohnte bis zu seiner Deportation in Venlo.

Wir sprachen holländisch, und der Kontakt wurde immer intensiver. Auch er trug die gleiche KZ-Kleidung mit Judensterne und zeigte mir mehrmals die in seinem Unterarm tätowierte Nummer des Konzentrationslagers Blechhammer.

Ich war noch jung, aber durchaus nicht ängstlich, sondern immer risikofreudig und saß sozusagen mitten dazwischen. Von Anfang an fühlte ich mich krank von dem, was ich in der Fabrik sah und konnte kaum verarbeiten, wie man die Menschen behandelte. Den ganzen Tag hatte ich die verheerende Situation vor Augen und musste mit ansehen, wie sie schwer misshandelt wurden und in kürzester Zeit elendig zugrunde gingen. Alles war einfach entsetzlich. Die Menschen fragten mich in ihrer Not schon mal nach allerlei Dingen, aber da konnte ich nicht drauf eingehen. Sie suchten Menschlichkeit, danach verlangten sie ganz besonders, und die fanden sie bei mir.

Später lernte ich Hans kennen, er war in einem schlimmen Zustand. Ich sah in dieser Periode viele verschwinden, und mir war klar: Ohne zusätzliche Rationen hätte er nur noch kurze Zeit überleben können

und wäre mit Sicherheit an den Folgen der Entkräftung umgekommen. Das war in seinem Fall wirklich eine enorme Motivation, um koste es, was es wolle, zu helfen. Da lief es eigentlich drauf hinaus, und so hat das mit Hans begonnen. Er merkte, dass ich dazu bereit war, und wir wussten genau, was wir zu tun hatten. Ich fand es erst schwierig, und meine Möglichkeiten waren begrenzt. Dennoch sagte ich eines Tages zu ihm: „Komm mal eben mit!“ Und dann stand er im Magazin neben mir, ich hatte das Essen in der Tasche, und er aß alles sofort auf. Von da an habe ich mich jeden Tag darauf konzentriert, für Hans zu sorgen. Wenn er kam, machte ich die Tür kurz hinter uns zu, sodass uns keiner sehen konnte. Das dauerte höchstens ein paar Minuten, dann war es passiert. Es musste schnell gehen, denn jeden Moment konnte jemand kommen.

Wir sahen ja, wie viele am Ende waren und nie mehr auftauchten, und zu diesem hohen Prozentsatz hätte er auch gehören können. Aber er war trotz seiner Situation stets positiv und sein körperlicher Zustand blieb von da an konstant. So ging das eine ganze Weile gut, ich kam immer mit den Päckchen, und durch die konsequente zusätzliche Verpflegung blieb Hans bei Kräften.

Gegen Ende des Krieges war in der ländlichen Gegend immer noch was an Nahrungsmitteln zu bekommen, aber im Grunde hatte jeder zu wenig und viele hungerten. Ich war jung und stark und konnte das verkraften. Die Verpflegung in Form von Brot, Wurst und Fleischwaren bekam ich durch Bezugs-scheine oder gegen Bezahlung im Dorf. Auch die Leute, bei denen ich untergebracht war, erwiesen sich als gute Menschen. Der Familienvater war im Krieg, und ich erhielt das gleiche Essen wie alle. Immer war ich darauf aus, mehr zu bekommen, wobei ich es vermied, mich verdächtig zu machen. Alles, was ich zusätzlich bekam, machte ich fertig und brachte das eingepackt mit zum Arbeitsplatz.

Gefangene heimlich zu verpflegen oder ihnen in irgendeiner Form zu helfen war streng verboten und gefährlich, denn diese wurden von dem von der SS eingesetzten Kapo scharf bewacht. In der Fabrik wäre das unmöglich gewesen, es ging auch nur mit einer Person und ausschließlich in dem von der Halle abgetrennten Raum, andernfalls hätte ich das nicht machen können. Ich hatte besonders guten Kontakt zu Hans, und wir mussten aufpassen, dass das keiner merkte. Aber dann war Hans später doch gezwungen,

einen Teil des Essens an einen Mithäftling abzutreten. Der hatte da wohl Wind von gekriegt, und wir liefen Gefahr, aufzufliegen. Das hat mir Hans erst nach seiner Befreiung erzählt!

Ich wusste damals nichts von seiner Vorgeschichte, von den Konzentrationslagern hat er nicht gesprochen. Er war ohnehin nie ein Freund vieler Worte. Auch ich hatte in dieser Zeit keine Veranlassung, mehr über ihn zu erfahren, ich hatte schon zu viel Elend gesehen. Zu diesem Zweck kam er auch nicht. Er wollte sich bei mir kurz entspannen und von den Strapazen erholen. Wir hatten genug mit den Problemen in der Fabrik und dem täglichen Überlebenskampf zu tun und stellten keine nutzlosen Fragen. Alles drehte sich nur darum, den Krieg zu überleben.

Schließlich wurden alle zivilen Zwangsarbeiter von den Alliierten Anfang Mai 1945 befreit, womit unsere Deportation plötzlich beendet war. Überall herrschte ein einziges Chaos. Ich verabschiedete mich von den Leuten, bei denen ich in Logis war, und sie baten mich, ihr Radio mitzunehmen, um nicht aufzufallen. Sie waren völlig in Panik.

Die amerikanischen Soldaten kamen mir entgegen. Ich sprach einigermaßen englisch, und sie ließen mich problemlos einsteigen und nahmen mich mit. Wir verließen Spaichingen sofort nach Kriegsende und fuhren quer durch den Schwarzwald in die Nähe von Straßburg, wo keine Menschenseele zu sehen war, wohl aber die Zerstörungen und Spuren des Krieges.

Die Amerikaner hielten uns zurück, bis die Kämpfe in Deutschland beendet waren, und wir wurden mehrere Wochen in Zelten untergebracht bei sehr guter Verpflegung. Endlich kehrte ich mit dem Zug über Belgien in meine Heimat nach Breda zurück.

Wenn ich heute über die damalige Zeit als Zwangsarbeiter in Deutschland nachdenke, muss ich sagen: Ich habe dort wirklich ein absolut miserables Leben gehabt. Besonders vor der Zeit in Spaichingen arbeiteten wir zum Teil nachts und hausten tagsüber in Baracken, in denen man kaum zur Ruhe kam. Wir wurden von Läusen und Ungeziefer befallen.

Durch die Erlebnisse und Erfahrungen in dieser Zeit lernte ich viel und bekam eine große Portion Menschenkenntnis. Wenn man bedenkt, um was es ging, was um mich herum passierte und wie gefährlich das war, so war ich für mein Alter praktisch veranlagt und handelte nach meinen Grundsätzen, von denen ich dachte, dass sie gut waren. Trotz der Gefahr war ich mutig und ging keinem Problem aus

W. BONN - VENLO

NIEUWSTRAAT 27 — TELEFOON 3031 (b. g. g. 3098)
FABRIEK: VENLO-WEST, BROEKSTRAAT 134-138

Uw ref.: Onze ref.: / afd.: Datum: 3 Sept. 46.

Geliebtes Evchen,

Heute ist wieder einer der Tage, an welchen ich die Post verfluchen könnte, da Sie überhaupt kein Gefühl haben für Menschen, die durch besondere Umstände nicht zusammensein können und auf diese Weise ihre innersten Gefühle zu kennen geben müssen. Ich hoffe natürlich, dass ich morgen dafür entschädigt werde und dann zwei Briefe auf einmal bekomme.

Bei Michels sagten sie, dass es mal ganz gut wäre, wenn ich mal keine Post bekäme, dann würde ich wenigstens wissen, was ich gegessen habe, da ich keine Briefe immer kurz vor dem Essen bekomme und keine Geduld habe, um bis danach zu warten.

Ich nehme an, dass es für dich auch eine Ansträngung wäre, wenn du eine meiner Briefe geschlossen und ungelesen vor dir liegen lassen müsstest. Gestern habe ich das Schreiben an Tante Ella gesandt, womit Sie hofft das Geld für mich frei zu bekommen.

Heute bekam ich einen Brief von meinem Freund aus Breda, der mich fragte, ob ich Lust hätte, um nächste Woche mit ihm zur Herbstmesse in Utrecht zu fahren. Sehr wahrscheinlich werde ich das tun, da ich auch sowieso die Absicht hatte, dorthin zu fahren. Dieser junge Mann aus Breda hat mir, als ich in Deutschland im Konzentrationslager sass, das Leben gerettet. Er hat mir damals mit eigener Lebensgefahr täglich etwas zu essen gebracht und hatte selbst alles vorbereitet für eine gemeinsame Flucht. Dies ist leider zuletzt nicht mehr möglich gewesen und haben wir uns erst wieder nach der Befreiung zurück gesehen, da wir beide unsere gegenseitigen Adressen gut behalten hatten. Ich bin schon verschiedentlich dort und er auch schon bei mir zu Besuch gewesen. Er ist katholisch und sein Vater ist Procurist bei einer Bank. Nun noch etwas anderes. Ich habe schon verschiedentlich in Briefen gefragt, wie es mit deiner Frisur ist, ob du diese schon verändert hat, habe aber bis jetzt hierauf noch keine Antwort empfangen. Ich hoffe dann auch bald Näheres hierüber zu hören, liebste mit Fete. Liebes kleines lass schnell wieder von dir hören und sei innigst geküsst von deinem dich sehr liebenden



Hans

Bankiers: Bank van Haffmans & Steegh N.V., Venlo — Postrekening 273522

Brief von Hans an seine Braut Eva in London, mit der er seit dem 13. Juli 1946 verlobt ist. Er erwähnt darin ausdrücklich seinen Lebensretter. Venlo wurde am 1. März 1945 von den alliierten Truppen befreit. Durch die Besatzungszeit, Krieg und Rückeroberung von den Nazis liegt die Stadt noch weitgehend in Trümmern. Das gilt auch für das ehemalige Wohnhaus und die Fabrik.

dem Weg. Als ein Landsmann von mir in der starken Strömung des Neckars zu ertrinken drohte, war ich der Einzige, der ihn aus dem Wasser zog. Hinterher war die Nervenbelastung zwar groß, aber anstatt tatenlos zuzusehen, hatte ich sofort gehandelt und fand das normal.

Über das weitere Schicksal der KZ-Häftlinge war mir damals nichts bekannt. Sie waren plötzlich verschwunden, und wir wurden befreit. Inzwischen wissen wir, dass sie vor dem Eintreffen der Amerikaner um den 17. April 1945 zu Fuß auf ihrem letzten „Todesmarsch“ von Spaichingen über Oberschwaben Richtung Bayern weggebracht worden sind. Viele überlebten im Gegensatz zu Hans die Strapazen und den Terror nicht.

Infolge der Entbehrungen in den Konzentrationslagern bis zu seinem Untertauchen in Ratzenreute kurz vor Kriegsende musste Hans nach seiner Befreiung mehrere Wochen in einem Hospital verbringen, vermutlich in Süddeutschland. Wir hatten unsere Adressen ausgetauscht, und kaum war er wieder da, meldete er sich bei mir und kam zum ersten Mal nach Breda. Wir waren froh, dass wir unser Leben gerettet

hatten und besuchten uns von da an gegenseitig.

Nach dem Krieg war auch in Holland alles chaotisch, die Wirtschaft lag vollständig am Boden. Hans und ich hatten keine Arbeit und kein Einkommen und mussten eine neue Existenz aufbauen. Jeder war enorm mit sich und seinen Problemen beschäftigt, und dadurch nahm der Kontakt nach den ersten Treffen ab. Wir besaßen kein Telefon, und wenn wir uns besuchten, schrieben wir mal eben ein Briefchen, oder standen einfach vor der Tür. Wir spielten zusammen Tischtennis, das gefiel mir, und die Folge war, Hans schickte mir zu meiner Überraschung das gesamte Spiel mit Platte nach Breda. Es klingt heute komisch und verrückt, aber wir hatten kaum was anzuziehen. Hans hatte noch Sachen, mit denen er nichts anfangen konnte, und wenn mir was gefiel, brachte er mir zum Beispiel einen schönen Pullover mit. Von der Metallwarenfabrik W. Bonn, die sein Bruder Walter vor dem Krieg gegründet hatte und die er wieder aufbauen und weiterführen wollte, hat er gesprochen, den Betrieb habe ich jedoch nie gesehen.

Nach kurzer Zeit kamen Hans' Ehefrau Eva Wurm und meine Frau Riky Beelen hinzu. Wir trafen uns mit

Freunden in Venlo und gingen zum Restaurant „Bovenste Molen“. Im Oktober 1947 wurde ihr Sohn René in Venlo geboren. Wir machten einen „Kraambezoek“ (Besuch der Eltern mit dem Neugeborenen) und trugen uns mit großer Freude in die Liste der Gratulanten ein.

Doch die schreckliche Vergangenheit in den Lagern holte Hans wieder ein. Nur wenige Monate nach der Geburt seines Sohnes erkrankte er schwer, und wir erfuhren, dass eine Tuberkulose-Infektionskrankheit bei ihm ausgebrochen war und er mit Penicillin gegen hohes Fieber behandelt wurde. Bis zum Schluss hofften wir, dass er sich von seiner Krankheit erholen und wieder gesund würde, vergebens. Er starb am 15. April 1948 in Venlo.

Durch die Erlebnisse in dem Metallwerk von Spaichingen sind Hans und ich von Anfang an gute Freunde geworden. Ich hing sehr an ihm und war, nach allem was passiert war, sehr traurig über seinen tragischen und viel zu frühen Tod. Seine Frau Eva, die den Naziterror in London überlebte, wanderte nach seinem Tod 1949 mit ihrem Sohn nach Israel aus.

Am 26. und 28. März 2006 gab es nach 60 Jahren ein Wiedersehen zwischen Eva Noach (Witwe von Hans Bonn) und Sohn Rami (René) aus Israel und Theo van Wouden mit seiner Familie in Helmond.

Theo van Wouden wurde am Mittwoch, 30. Januar 2008, im Kasteel Helmond/Niederlande von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem für seine Verdienste um die Rettung von Hans geehrt!

1. „Die Metallwerke existierten nur vom Sommer 1944 bis Kriegsende (Mai 1945) ... Opfer der Gewalt, umgekommen im Konzentrationslager in Spaichingen, das von September 1944 bis April 1945 als eines von insgesamt 77 solcher Lager in Baden und Württemberg eingerichtet worden war ...“

„Zeugen charakterisieren im größten Kriegsverbrecherprozess in der französischen Besatzungszone in Rastatt 1946/47 das Spaichinger KZ-Lager als ein Lager, das im Vergleich zu Dachau und selbst Auschwitz als eine wahre Hölle bezeichnet werden müsse. Die Rede ist von grausamen Kapos und SS-Wächtern, von denen einige zum Tode, andere zu lebenslänglicher und zeitlich befristeter Zwangsarbeit oder zu Gefängnis verurteilt wurden. Das KZ-Lager Spaichingen war ein Nebenlager des KZ Natzweiler-Struthof im Elsaß. Rund 300 bis 400 Häftlinge waren hier während sieben Monaten ständig eingesperrt. Als Kapos eingesetzte Berufsverbrecher bewachten sie, die mit SS-Wächtern in brutalen Misshandlungen der Häftlinge wetteiferten. Bei schlechter Ernährung und mangelhafter Bekleidung herrschten hier katastrophale Verhältnisse.“

Spaichinger Stadt Chronik, Das Konzentrationslager in Spaichingen, von Jochen Kastilan.
Internet-Seite Stadt Spaichingen, Geschichte, Die KZ-Gedenkstätte.

Walter Bonn in den Konzentrationslagern Auschwitz I und III Häftlings-Nr. 150622, geb. 1912 in Kaldenkirchen

Walter und Hermine sind in Westerbork fast ein Jahr vom Weitertransport freigestellt, aber am 14. September 1943 sind auch sie auf dem Transport nach Auschwitz. Nach der Ankunft auf der berüchtigten „Rampe“ des Stammlagers am 16. September werden sie von dem SS- und KZ-Standortarzt Dr. Eduard Wirths selektiert und voneinander getrennt. Was weiter passiert, übersteigt die Vorstellungskraft jedes Einzelnen der unschuldigen und wehrlosen Opfer, die mit un-

zähligen Deportationszügen aus ganz Europa an diesem Ort des Grauens ankommen.

Walter geht durch das Tor des Konzentrationslagers Auschwitz I, einer früheren polnischen Kaserne, und erhält als „Häftling“ die neue Kennzeichnung 150622. Diese auf dem linken Unterarm eintätowierte Nummer behält er bis an sein Lebensende. Er ist jetzt 31 Jahre jung.

Wie es ihm von nun an in der Gewalt der SS ergeht, kann man den Schilderungen von Walter

Sanders entnehmen, der ein halbes Jahr später im März 1944, 19 Jahre jung, ebenfalls mit einem Transport aus Westerbork eintrifft.

(Die drei Eiseiligen, Teil 1, ab Seite 193).

Ebenso eindrucksvoll ist der Bericht eines Zeitzeugen, der gleichzeitig mit Walter Sanders im Alter von 21 Jahren deportiert wird. Beide kommen jedoch nicht mehr im Stammlager an sondern direkt im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau:

Louis de Wijze (21), März 1944, (auszugsweise)

Am Abgrund entlang

Schatten von uns selbst

Die Fahrt zu unserem Ziel (nach der Ankunft auf der „Rampe“ in Auschwitz-Birkenau) dauert ungefähr 10 Minuten. Erst am nächsten Morgen werden wir erfahren, dass wir uns nun im „Stammlager Auschwitz“ befinden, einem Lager mit der Parole „Arbeit macht frei“ über dem Eingangstor.

Es ist schon fast dunkel, als wir von den Lastwagen springen. Ein eiskalter Wind treibt den Schnee in unsere Kleidung, während wir in Fünferreihen zwischen grauen Kasernengebäuden über die Straße marschieren. Vor einem Gebäude mit der Nummer 26 heißt es: Halt! Regungslos stehen wir zu warten. Der Schneesturm schneidet wie ein Messer durch unseren Körper. Dann auf einmal der Befehl: Ausziehen! Entsetzt schauen wir uns an. Ausziehen, hier draußen? Aber schon werden die ersten Schläge verteilt: Los, los! Schnell, ihr Dreckjuden!

Eiligst reißen wir unsere Kleidung vom Leib und stehen kurz darauf splitternackt auf der Straße. Fröstelnd und mit den Füßen stampfend gegen die schneidende Kälte harren wir da aus, während Minute um Minute verstreicht. Verzweifelt versuchen wir, uns weiter durch Bewegung und Schlagen der Arme gegen den starken Frost und Erfrierungen zu wehren.

Hinter den Fenstern des Nachbargebäudes von Nr. 26 erscheinen kahlgeschorene magere Köpfe, die neugierig aber ohne sichtbare Erregung zu uns

rüber schauen.

Über eine Stunde sind wir der winterlichen Kälte ausgeliefert. Die „Moffen“ (Schimpfwort für die deutschen Aufseher der SS) haben keine Eile und ignorieren uns die ganze Zeit. Mehr tot als lebendig werden wir endlich in das Gebäude gejagt. Dort steht eine Anzahl von Gefangenen bereit, um unser Kopf- und Körperhaar zu entfernen. Es geht dort wenig sanftmütig zu, wir sehen wie die Haarschneidemaschinen in rasendem Tempo über die Köpfe pflügen, und kurz darauf sind unsere Köpfe kahl. Mit stumpfen Rasiermessern, ohne Seife, wird das Körperhaar abgezogen. Sofort werden wir unsanft weiter getrieben in einen anderen Raum. Dort stehen wieder andere Häftlinge bereit, um uns mit einer speziellen Nadel (een soort kroontjespen) eine Nummer in den linken Arm zu tätowieren. In Windeseile ist das passiert, und wir werden weitergescheucht. Ich blicke auf meinen Arm und lese in etwas unregelmäßig tätowierten blau-grauen Punkten, dass ich von jetzt ab Nummer 175564 bin. Zeit, um über meine neue Namensgebung nachzudenken, bleibt mir jedoch nicht. In einem tierischen Tempo hetzen wir weiter. Unsere blutenden Körper werden nun zur Desinfektion mit Lysol eingerieben. Dazu werden raue Jutesäcke benutzt. Es brennt höllisch. Aber wir müssen

schon wieder weiter, die Treppe rauf in das Obergeschoss, wo ein meterhoher Berg an Häftlingsklamotten liegt. Schnell grapschen wir eine Kappe, Hose, Jacke, Flanell Unterhose, Hemd und Socken zusammen und hetzen zu der Stelle, wo die „Schuhe“ liegen. Fieberhaft suche ich nach einem linken und rechten Holzlatschen. Ich habe Glück. Kurz bevor wir weiter gejagt werden, habe ich ein einigermaßen passendes Paar gefunden.

Vollkommen außer Atem und total benommen stehe ich kurz darauf in meiner blau-grau gestreiften „KZ-Uniform“ vor Block 26 in Reih und Glied. Entsetzt starren wir uns gegenseitig an. Wir sind zur Unkenntlichkeit verändert, nicht mehr im Geringsten identisch mit denen, die soeben von dem Lastwagen gesprungen sind.

Unsere jugendliche Kraft und Selbstvertrauen haben sich in ein Gefühl tiefster Erniedrigung und Demütigung verwandelt. Mit einem Schlag ist uns alles genommen, selbst unser Name. Wir existieren lediglich noch als Nummern in Form statistischer Daten. Genauso wie alle anderen an diesem grauen-vollen Ort sind wir zu schemenhaften Wesen geworden, Schatten von uns selbst. Betäubt und verstört werde ich in einer Gruppe abgeführt zu meiner neuen Unterkunft: Block 11. Eine Stunde später liegen wir ohne Matratzen, Decken, Kissen oder Heizung schutzlos auf



Portraits von Hermine und Walter
im Lager Westerbork.

Zeichnungen von Leo Kok
im Januar und Februar 1943.

(Collection Jewish Historical Museum, Amsterdam. Siehe auch Die drei Eisheiligen, Teil 1, Seite 125 zum künstlerischen Werk des Häftlings Leo Kok im Kamp Westerbork).

dem eiskalten Betonfußboden im Obergeschoss. Zuvor haben wir noch ein wenig Brot und Kaffeebrühe bekommen, die erste und einzige Nahrung an diesem Tag. Hier und da vernehme ich leises Schluchzen um

mich herum. In grenzenloser Einsamkeit ziehen die Erinnerungen an die Schrecken des hinter uns liegenden Tages an uns vorbei. Auch mir ist elend zumute. Wie im Traum sehe ich meine Eltern wieder vor mir. Sie

stehen in Westerbork mit Sack und Pack bereit für den Abtransport in den Osten. Es scheint eine Ewigkeit her zu sein. Jetzt wird mir bewusst, dass ich sie niemals wiedersehen werde ...

In Quarantäne

Appell! Es scheint eine an Wahnsinn grenzende Besessenheit der Deutschen zu sein: zählen, zählen und noch mal zählen. Alles muss stimmen, muss in Zahlen und Mengen festgesetzt werden können. Stückgüter sind wir, Warenmuster ohne Wert. Während wir da so in der grauen Morgendämmerung stehen, blicke ich hinter meinen Mitgefangenen vorbei zum Untergeschoss von unserem Block. Dort bewegt sich was. Hinter den vergitterten Fenstern entdecke ich eingefallene, leichenblasse Gesichter mit tiefliegenden, febrig glänzenden Augen. Als ich etwas genauer hinschaue, sehe ich, dass die Zellen, worin diese lebenden Gerippe untergebracht sind, so niedrig und klein sind, dass man sich dort nur in gehockter Stellung aufhalten kann. Was sind das für Menschen? Warum sitzen sie da wie Tiere in viel zu kleinen Käfigen?

Ich wende mich ab mit Grausen. In welcher Hölle sind wir hier zurechtgekommen? Wartet auf uns gleich ein ähnliches Schicksal wie bei diesen Unglücklichen? Die Minuten verstreichen und werden zu einer viertel-, halben- und ganzen Stunde. Letztendlich erscheint ein junger geschneigelter SS-Mann und baut sich vor unserer Gruppe auf. Kurz gleitet ein geringschätziger Blick über uns hinweg, dann verzieht er seinen Mund, und wir bekommen eine beißende Hasstrade zu hören: dass wir uns hier im Stammlager Auschwitz befinden, ein KZ, das alles andere ist als ein Sanatorium. Jeder Verstoß gegen die Lagerordnung wird strengstens bestraft. Vorläufig haben wir uns bis auf weitere Anweisungen in unserem Block bereit zu halten. Das ist alles. Weitere Informationen bekommen wir nicht.

Unsere Bewacher haben noch immer alle Zeit der Welt. Flankiert von ihren Schäferhunden stehen sie ein Stück weiter, um miteinander zu quatschen. Die Kälte kriecht von unseren Beinen nach oben und lähmt unsere Muskeln. Der eisige Wind nimmt uns den Atem. Unsere Kräfte schwinden aus unseren

Körpern dahin. Wie lange noch? Minute um Minute vergeht, ohne dass was passiert. Dann, nach einer Ewigkeit, kommt der erlösende Befehl, um wieder rein zu gehen.

Gerade in diesem Augenblick sehe ich hinter den Fenstern von Block 10 die bleichen, kahlgeschorenen Frauenköpfe. Apathisch beobachten sie, was sich auf dem Innenhof abspielt. Die Szene kommt mir schon bekannt vor. Es sind dieselben Blicke, mit denen wir gestern betrachtet wurden, als wir im Schneesturm nackt auf der Straße standen beim Block 26. Die Augen verraten uns, dass sie alles schon gesehen und selbst erlitten haben. Gleichzeitig strahlen sie sowohl Mitgefühl aus als auch eine grenzenlose Trostlosigkeit... Einer von der SS hat nun auch bemerkt, dass wir Zuschauer bekommen haben. Fluchend und tobend klappt er schnell die Fensterläden zu. Ich muss mich beeilen, denn die Stiefeltritte der Bewacher machen mir auf eindeutige Weise klar, dass einem Befehl schnellstmöglich Folge geleistet werden sollte. Einige Stunden später werden die inzwischen von fiebrigen Erkältungen heimgesuchten Schwerkranken abgeholt und zum Krankenblock gebracht. Wir sehen sie nicht mehr wieder. Lange nachdem es dunkel geworden ist, kriechen wir wieder eng zusammen. Auch die zweite Nacht auf dem Betonboden des Bunkers wird eine eisige Tortur.

Als wir am nächsten Morgen auf dem mit Schnee bedeckten Innenhof zum Appell stehen, bleiben die Fensterläden von Block 10 geschlossen. Wir bekommen die Frauen nicht mehr zu sehen. Erneut dauert das Zählen endlos. Die „Moffen“ laufen mit ihren Schäferhunden herum, um uns zu schikanieren. Ab und zu saust ein Peitschenhieb nieder auf den Kopf eines Häftlings, der ihnen nicht gefällt. Nach einer ganzen Zeit begeben sich die Bewacher mit ihren Hunden in die Richtung des Tores, das den Innenhof von der Lagerstraße trennt. Kurz vor dem

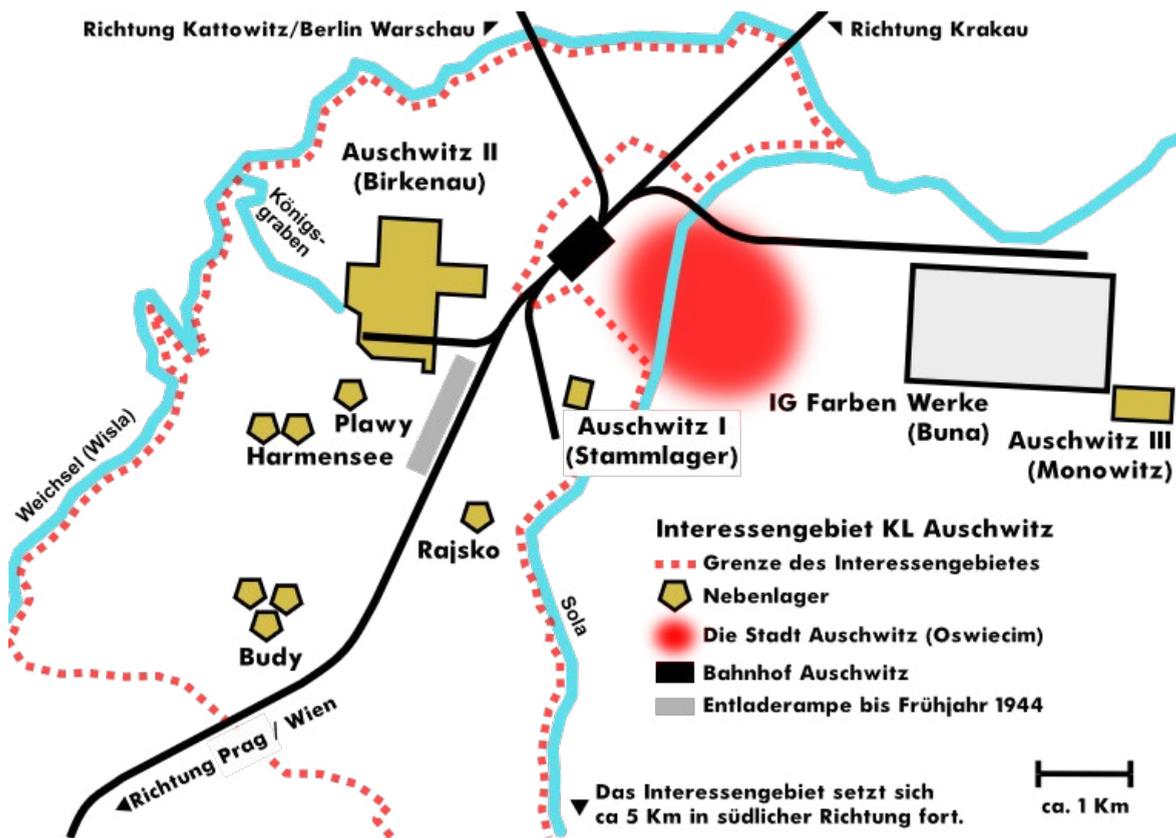
Tor halten sie an und drehen sich um. Ich halte sie genau im Blick und sehe, wie sie grinsend miteinander tuscheln. Die Hunde zerren an den Riemen mit geifernder Schnauze. Es kommt, wie es kommen musste. In dem Augenblick, wo uns der Befehl zur Rückkehr in den Block zugebrüllt wird, werden die Hunde von der Leine gelassen und auf uns gehetzt. Wie ein Pfeil schieße ich die fünf Stufen hoch durch die Tür nach drinnen. Während ich die Treppen nach oben hochstürme, höre ich unten das Geschrei derjenigen, die von den Hunden eingeholt und gepackt worden sind. Blutend und krümmend vor Schmerz taumeln ein paar Minuten später drei Verletzte herein. Entsetzt sehen wir, wie die Hunde ihnen schwere Biss- und Fleischwunden zugefügt haben. Aber anscheinend war das noch nicht genug. Um ihr Werk gründlich zu vollenden, haben die „Moffen“ sie noch grün und blau getreten. Wir bemühen uns um die drei Verwundeten und versuchen ihnen zu helfen. Aber was können wir tun? Mehr als ein tröstendes Wort können wir ihnen nicht bieten.

So gehen die Tage dahin. Außer der jedes Mal wiederkehrenden „Festlichkeit“, bei der die Deutschen nun sogar Wetten abschließen auf die Bestie, die zuerst einen Häftling zu packen kriegt, ist unser Leben langweilig und trist. Nach dem Appell bekommen wir eine Brotration und etwas Kaffeebrühe. Abends besteht unsere Mahlzeit aus wässriger Suppe. Inzwischen verbreitet sich das Gerücht, dass es sich bei den armen Teufeln im Untergeschoss um polnische Partisanen handeln soll, deren Hinrichtung bevorsteht. Außerdem wird über unsere Zukunft in Arbeitslagern spekuliert, und es werden Namen wie Monowitz und Blechhammer genannt. Angeblich befinden wir uns in Quarantäne wegen möglicher Ansteckungsgefahr. Wir haben jeder ein paar Decken aus Pferdehaar bekommen, sodass wir uns einigermaßen gegen die nächtliche Kälte schützen können.



Bilddokument Eingangstor „Arbeit macht frei“ Stammlager Auschwitz I

Bildnachweis: Dnlor 01, CC BY-SA 3.0 at, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=26547566>



Übersichtskarte KL Auschwitz

Bildnachweis: Thomas Maierhofer, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5389667>

Die Fabrik

Die Schubkarren

Am Morgen des neunten oder zehnten Tages nach unserem Aufenthalt in Block 11 ist es dann soweit. Der Winter ist auf dem Rückzug, die Temperatur steigt über den Gefrierpunkt, Regen-, Hagel- und Schneeschauern wechseln einander ab und verwandeln alles in einen schlammigen Morast. Als wir in aller Frühe fröstelnd in unseren schnell durchnässten Klamotten zum Appell angetreten sind, werden etwa zwanzig Gefangene auf die Seite genommen. Auch ich muss aus der Reihe treten. Während die anderen wieder in den Block gescheucht werden, marschieren wir vom Innenhof zur Lagerstraße. Ein LKW mit laufendem Motor wartet bereits auf uns. Zwei schwer bewaffnete SS-Männer hinter dem Fahrzeug jagen uns fluchend auf die mit einer Plane überspannte Ladefläche. Nachdem wir uns wie befohlen auf dem Boden niedergelassen haben, nehmen die zwei Bewacher ebenfalls seitlich Platz mit dem Gewehr im Anschlag. Von der früheren Gruppe Bauer in Westerbork, bestehend aus etwa 50 Mann, die mit uns in einem separaten Waggon in Auschwitz angekommen waren, sind nur noch **Walter Sanders** und ich übrig geblieben. Das gibt mir ein beklemmendes Gefühl und schürt die ohnehin bestehende Unsicherheit noch zusätzlich. Glücklicherweise dauert die schnelle Fahrt über holprige und schlechte Wege nicht lange. Nach etwa 20 Minuten bremst der Wagen plötzlich stark ab und stoppt. Wir springen von der Ladefläche und stellen uns in Reih und Glied auf. Wir sehen, dass wir uns in einem Lager befinden mit vielen großen Holzbaracken.

Ein Stück von uns entfernt quält sich eine Anzahl Gefangener ab mit schwer beladenen Schubkarren. Die viel zu schmalen Räder sinken tief in den weichen Untergrund ein. Wir spüren sofort, dass hier eine bewusste und systematische Tortur im Gange ist, um die Kräfte der Gefangenen aufzuzehren und jeden Rest von Widerstand zu brechen. Sie stapfen nun dicht an uns vorbei, beachten uns Neuankömmlinge jedoch nicht im Geringsten. Mit totaler Resignation in den Augen schleppen sie ihre ausgemergelten Körper weiter und schwanken unter der viel zu schweren Last. Wir sind erschüttert über die Horrorszene, die sich vor uns abspielt. Als wir

kurz darauf abmarschieren, kommen wir dicht an einer Stelle vorbei, an der eines der Opfer trotz Stockschlägen und Stiefelritten zusammen gebrochen und regungslos liegen geblieben ist. Ich sehe ein regungsloses Bündel gestreifter KZ-Klamotten, in dem spindeldürre Gliedmaßen stecken. Der Kopf, von dem die Kappe runter gefallen ist, ist nach hinten geknickt und hat einen gelblichen Ton. Falls der Mann noch nicht tot ist, wird das in kürzester Zeit der Fall sein.

Auf dem Appellplatz werden wir, wie zu erwarten war, zur Einführung in unseren neuen Aufenthaltsort erst mal gezählt. Nach längerer Wartezeit teilt man uns mit, dass wir uns im **Arbeitslager Monowitz** befinden, einem Außenkommando von **Auschwitz**. Am nächsten Tag sollen wir bei einem der vielen Arbeitskommandos eingeteilt werden. Nach dem Appell melde ich mich in der mir zugewiesenen Baracke, wo ich vom Barackenältesten einen Schlafplatz bekomme. Die Baracke ist groß und verfügt über eine enorme Anzahl Betten. Alle Schlafstellen sind doppelt hoch. Ich bekomme das obere Bett. Der Barackenälteste zeigt mir genau, wie das Bett nach dem Aufstehen mit dem Kissen, der Decke und dem Strohsack militärgerecht gemacht werden muss. Jeden Morgen wird der Bettenbau kontrolliert. Auf denjenigen, der das Bett nicht fein säuberlich zum Nachbarbett ausrichtet, wartet eine gehörige Anzahl Stockhiebe. „Verstanden!“

Gegen Abend kommen in kurzem Abstand die Arbeitskommandos zurück ins Lager. Mir gehen die Augen über. Im Nu herrscht ein enormes Getümmel. Etwas später stehe ich zum ersten Mal völlig ungewohnt mit meinem Teller in der Reihe bei der Baracke, wo die Suppe ausgeteilt wird. Als ich mich hinten anschließen will, wird mir durch die Wartenden mit viel Gedränge und Palaver zu verstehen gegeben, dass ich mich vorne anzustellen habe. Sehr schnell wird mir klar, warum. Wer hinten steht, bekommt zum Schluss den dickeren und nahrhafteren Teil der Suppe aus dem Kessel, im Gegensatz zu denen, die anfangs mit dem oberen wässrigen Teil vorlieb nehmen müssen.

Nachdem ich abends meinen Schlafplatz bezogen habe, lerne ich meine Nachbarn kennen, darunter

Aron, ein gutaussehender polnischer Jude. Zwei der Polen sprechen Jiddisch, wovon ich anfangs nur ein paar deutsche Worte verstehe. Trotz der Sprachbarriere bekomme ich von Aron am ersten Abend in Monowitz viele Informationen über die Besonderheiten dieses Lagers. Auch erfahre ich, dass das enorm große Lager, in dem wir vor 10 Tagen angekommen sind, Birkenau heißt. Mit ungläubigem Staunen höre ich seine Geschichte. Wenn ich ihm wirklich glauben soll, dann ist Birkenau das Ende der Welt, da dort von den Deutschen tausende Menschen, größtenteils Juden, umgebracht werden. „Sie gehen durch den Schornstein“, wiederholt Aron ein um das andere Mal. In diesem Moment bin ich nicht in der Lage, die Dimension dessen, was er mir versucht, deutlich zu machen, zu begreifen. Wohl wird mir klar, dass ich mit Monowitz ein besseres Los getroffen habe, als diejenigen, die in Birkenau zurückgeblieben sind.

Die meisten Gefangenen, so erzählt Aron mir, arbeiten an dem Bau der Buna-Fabrik, einem gigantischen Industriekomplex, etwa 5 Kilometer entfernt. Die Fabrik soll die Deutschen mit synthetischem Gummi versorgen. Neben den Gefangenen von Monowitz arbeiten in Buna auch tausende Kriegsgefangene und Zivilisten aus der Gegend. Von Monowitz zieht jeden Morgen schon vor 5 Uhr eine Vielzahl von Arbeitskommandos in einer langgestreckten Kolonne zu dem Werk, wo die Zwangsarbeiter gegen 6 Uhr eintreffen.

Aron gibt mir den Tipp, meine wenigen Habseligkeiten wie Löffel, Teller, Fußlappen, Brotreste bis zu den Holzlatschen während der Nacht in meine Kleidung zu wickeln und unter das Kissen zu legen, damit keiner dran kommen kann. Als wir uns endlich zur Ruhe begeben, kann ich kaum schlafen. Die Bilder und Eindrücke vom ersten Tag im KZ Monowitz spuken lange durch meinen Kopf. Immer wieder taucht vor mir die Szene mit dem unglücklichen Opfer auf und der seitlich in den Morast gekippten Schubkarre. Ich werde wach vom Läuten einer Glocke. Die Lampen gehen an, und im Nu ist jeder wie verrückt damit beschäftigt, sich anzuziehen, die Decke auszuklopfen und das Bett zu machen. Instinktiv bin ich aus dem Bett geschossen und kopier genauestens die Handlungen meiner Mitgefangenen. Inzwischen hängt eine stickige Staubwolke in der Baracke, als wir



Luftaufnahme Buna-Werke

Bildnachweis: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_146-2007-0057,_IG-Farbenwerke_Auschwitz.jpg

nach draußen eilen, wo sich die Latrinen und Waschküche befinden. Ich wasche schnell Gesicht und Oberkörper mit eiskaltem Wasser und stehe einige Minuten nach dem Wecken in der Reihe bei der Ausgabe von Brot und Kaffee.

Beim Appell sehe ich zum ersten Mal die gesamte Menschenmasse des Konzentrationslagers. Endlose Reihen farbloser Kreaturen stehen schweigend im Morgengrauen. Der Dampf, der in der feuchten Kälte an diesem Aprilmorgen von unseren Körpern ausgeht, bildet eine graue Wolke in dem dunklen Himmel über unseren Köpfen und gibt dem Appellplatz einen fast surrealistischen Anblick. Als wir eine Weile später abmarschieren, bin ich eingeteilt zu einem der vielen Baukommandos von Buna.

In dem Moment, wo wir uns dem Tor des Lagers nähern, kommen uns Musikklänge entgegen. Zu meiner Überraschung entdecke ich links vom Tor ein aus Häftlingen zusammen gewürfeltes Orchester, das ein Stück Marschmusik spielt, während die Kommandos ausrücken. Die heiteren Töne, die uns nachklingen, wecken in mir ein plötzliches Gefühl von Verlassenheit. Angesichts von Stacheldraht und Wachtürmen ist diese Musik Sinnbild einer für mich unerreichbaren

und fast schon vergessenen Welt. „Arbeit macht frei“ höhnt es über unseren Köpfen, als wir durch das Tor nach draußen marschieren.

Die erste Morgendämmerung beleuchtet den Horizont, als wir am Buna-Werk ankommen. Vor dem Himmel zeichnen sich über die gesamte Breite unseres Blickfelds gigantische Fabrikgebäude und Schornsteine ab. Kurze Zeit später bin ich mit meinen Kameraden damit beschäftigt, Gräben auszuheben für das Fundament eines neuen Gebäudes. Wir sind noch nicht fertig, als wir den Befehl bekommen, nach einer weiter entfernten Stelle in dem Buna-Komplex zu marschieren. Dort, auf dem Nebengleis der Bahn, stehen einige große russische Güterwaggons, vollgepackt mit Zementsäcken, die von uns entladen werden müssen. Ich habe kein Glück und gehöre zu denjenigen, die die Säcke auf die Schulter gelegt bekommen. Jedes Mal mit 50 Kilo im Nacken wanken wir von den Waggons zum Bauplatz, lassen die Säcke auf den Boden gleiten und hasten wieder zurück für eine neue Fracht. Keinen Augenblick wird uns eine Pause gegönnt. Auf Druck der SS-Wachen, die mit ihrer Peitsche drauf los prügeln, treibt uns der Kapo zu noch mehr Eile an. Das Tempo und die

schwere Last sind mörderisch. Nach einer Stunde bin ich völlig ausgelaugt. Außerdem habe ich durch den Zement, der sich mit dem Schweiß vermischt, starke Schmerzen in meinem Nacken, die kaum auszuhalten sind. Aber so miserabel und kaputt ich mich auch fühle, ich weiß, dass ich durchhalten muss, denn ständig knallen die Peitschen und treten die Stiefel. Um mich herum sackt einer nach dem anderen in sich zusammen. Rücksichtslos werden sie wieder auf die Beine gejagt: „Schneller! Tempo! Dalli, dalli!“ brüllt es fortlaufend. Dann bleibt einer der Häftlinge regungslos liegen. Ein SS-Mann, Mühlstein, wie ich später erfahre, ist augenblicklich zur Stelle und knüppelt wie ein tollwütiges Biest auf ihn ein. „Aufstehen, du Dreckjude!“ Aber es ist vergebens, der Tod hat unseren Kameraden schon von seinem Leiden erlöst ...

Gegen Abend, als wir zurück nach Monowitz stolpern, schleppen wir drei Tote und vier Schwerkranke mit uns. Sie hängen zwischen uns, die Arme über unsere Schultern, die Füße schleifen über den Boden. Völlig erledigt stehe ich nach unserer Rückkehr in der Reihe für die wässrige Suppe, die ich mit Mühe in mich rein bekomme. Später auf meinem Bett fühle

ich mich von unten bis oben gerädert. „Versuche so schnell wie möglich in ein besseres Kommando zu kommen“, sagt Aron zu mir. „Du musst Kontakte knüpfen zur Prominenz, zu denen, die es besser haben im Lager. Sie kennen die Schliche und haben Einfluss.“

Ich arbeite schon mehrere Tage am Bau, da erfahre ich, dass Walter Sanders eine - auch für mich - interessante Stelle im Buna-Werk bekommen hat. Walter ist in einer anderen Baracke untergebracht

als ich, und ich habe ihn ein paar Tage nicht mehr gesehen und gesprochen. Während der Mittagspause im Werk, die immer genau eine halbe Stunde dauert, sehe ich ihn auf einmal dicht an unserer Arbeitsstelle vorbeikommen. Als ich ihn anspreche, erzählt er mir, dass er nicht weit entfernt von uns als Schlosser in einer kleinen Feldschmiede eingesetzt ist. Seine Arbeit besteht hauptsächlich aus dem Schmieden von Winkeleisen zur Verbindung von T-Trägern aus Stahl für den Hochbau. „Wenn

du in der Pause mal ein warmes Häppchen haben willst, musst du mal vorbeikommen“, sagt er strahlend. „Ein warmer Bissen?“ frage ich überrascht. „Ja klar, aber bring wohl selber was zum Rösten mit.“ Am nächsten Tag wärmen wir mittags stiekum ein paar organisierte Stücke Kohlrabi auf dem Rost über dem Feuer von Walters Schmiede. Es schmeckt vorzüglich, und ich nehme mir vor, hier so oft wie möglich meine Mittagspause zu verbringen.

Die Krankenbaracke

Eines Tages merke ich beim Aufstehen, dass mein rechter Unterschenkel schmerzhaft angeschwollen ist. Es bereitet mir Mühe, auf dem Bein zu stehen und zu gehen. Dennoch laufe ich wieder mit zum Werk und arbeite so recht und schlecht es geht an den Gräben. Aber die Schmerzen nehmen zu und ich fühle, dass sich die Schwellung verschlimmert. Ein Kamerad sieht sich die Sache an und spricht von einer gefährlichen Infektion. Als ich mich abends im Krankenrevier melde, ist dort ein großer Andrang. Viele Häftlinge mit den verschiedensten Beschwerden warten in langen Reihen bis weit außerhalb der Baracke, bis sie von einem der Ärzte untersucht werden können. Vielen geht es schlecht, einige sitzen zitternd vor Fieber auf dem Boden. Sie haben eine gelbliche Gesichtsfarbe und sind so abgemagert, dass sie nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen scheinen. „Muselmanen“ werden diese menschlichen Skelette hier in Monowitz genannt, die sich apathisch durch das KZ fortbewegen. Sie stehen eigentlich schon mit einem Bein im Grab und zeigen nicht mehr das geringste Interesse an ihrem Umfeld.

Der Arzt, selbst jüdischer Häftling, untersucht mein Bein flüchtig. Da ich kein Fieber habe, schmiert er aus einem braunen medizinischen Pott eine Schicht Zugsalbe auf die dunkelrote Entzündung und verbindet die Stelle mit einem Papierverband. Einen Tag später stehe ich krank und zittrig wieder

vor demselben Arzt vom Vortag. Die schwere Arbeit am Bau konnte ich kaum durchstehen. Die Arbeitsstunden in den Gräben waren eine höllische Tortur, und mit letzter Kraft schleppte ich mich nach Monowitz zurück. „Ich habe Fieber“, sage ich, bevor er Fragen stellen kann. Als er den Verband löst, sehe ich, dass sich daran eine Kruste aus Eiter und Blut gebildet hat. „Aufnahme“, ist die einzige Reaktion, nachdem der Mann die Wunde gereinigt und einen neuen provisorischen Verband angelegt hat.

In dem immens großen Krankensaal, in dem einige hundert Patienten liegen, wird mir von einem Pfleger ein Bett zugewiesen. Anders als in der anderen Baracke muss ich hier einen Schlafplatz mit einem Mit-Häftling teilen. Als ich in dem fahlen Licht der Glühbirnen durch den Saal schaue, wird mir angst und bange zumute. Ich bin umringt von ausgemergelten Skeletten. Überall hört man das Stöhnen und Phantasieren von Schwerkranken und das Röcheln von Sterbenden. Der Gestank eiternder Wunden und der üble Geruch der von Krankheiten und Seuchen befallenen Körper, verursachen eine unerträgliche Atmosphäre in der Baracke. Auch mein Bettgenosse ist vom Tod gezeichnet, und ich versuche angstvoll, so weit wie möglich von ihm weg zu bleiben. Ich fühle, dass ich vor dem Tor zum Jenseits angekommen bin, und fasse den Entschluss, koste es was es wolle, so schnell wie möglich hier raus-

zukommen. Als das Licht in der Nacht bis auf eine Lampe ausgemacht worden ist, liege ich hellwach an der äußersten Bettkante und vernehme die Geräusche um mich herum. Mitten in der Nacht, als ich immer noch kein Auge zubekommen habe, erscheint eine geisterhafte Gestalt im Saal. Es ist ein Krankenpfleger, der mit einem großen Handwagen zwischen den Betten durchfährt. Hier und da hält er an und rüttelt an einem regungslosen Körper. Wenn kein Lebenszeichen mehr kommt, schiebt er die Karre heran und rollt den Leichnam seitlich drauf. Alles vollzieht sich relativ ruhig und mit sichtbarer Routine. Sobald die Karre vollgeladen ist, bringt der Mann seine Ladung weg, um danach seine gruselige Tour entlang der Betten fortzusetzen. Dann wird es hell.

Als bei der ersten besten Gelegenheit ein Pfleger in meine Nähe kommt, melde ich, dass es mir erheblich besser geht und ich das Krankenrevier verlassen kann. Es entspricht der Wahrheit, denn während der Nacht hat sich ein kleines Wunder vollzogen. Das Fieber ist weg, und durch die Wirkung der Zugsalbe ist die Eiterung größtenteils abgeflossen. Auch die Schwellung ist erheblich zurückgegangen. Zu meiner unbeschreiblichen Freude bin ich kurz darauf wieder draußen. Für den Rest des Tages kann ich mich frei im Lager bewegen, und durch den folgenden Sonntag habe ich noch einen Tag mehr, um mein Bein auszuheilen.

Louis de Wijze – Zeitzeuge in Willy Lindwer, „KAMP VAN HOOP EN WANHOOP“, Getuigen van Westerbork, 1939-1945.

Louis de Wijze – Herinneringen aan de concentratiekampen en transporten – Kees van Cadsand, Ontsnapping uit de dodenmars, De Bataafsche Leeuw, Amsterdam 1995.

Durch Vermittlung von Jaap Nijstad, Lochem/NL, Neffe von Louis de Wijze. Zustimmung zur sinngemäßen Übersetzung und Widergabe von Texten aus den vorstehend genannten Dokumentationen.

Primo Levi, geb. 1919 in Turin/Italien, verbrachte vom Februar 1944 bis Januar 1945 ein Jahr im KZ Monowitz. Nach seiner Rückkehr verfasste er als freier und später weltbekannter Schriftsteller mehrere Bücher über das Thema „Ein Jahr Hölle in Auschwitz“ und schildert mit Sachlichkeit und Menschlichkeit, was ihm und anderen angetan wurde. Er begegnet Walter im Krankenbau (KB) von Monowitz.



Primo Levi im Jahr 1960
Bildnachweis: Anonym - <http://digital-library.cdec.it/cdec-web/fotografico/detail/IT-CDEC-FT0001-0000029743/primo-levi-1.html>

Primo Levi trifft Walter Bonn im März 1944

Ein freundlicher und recht gebildeter Holländer

Ich habe zwei Bettnachbarn. Den ganzen Tag und die ganze Nacht liegen sie Seite an Seite, Haut gegen Haut, eines jeden Füße berühren den Kopf des anderen, wie die Fische im Sternbild.

Der eine heißt Walter Bonn, er ist ein freundlicher und recht gebildeter Holländer. Als er sieht, dass ich nichts habe, um mein Brot zu schneiden, leiht er mir sein Messer und bietet es mir dann für eine halbe Brotration zum Verkauf an. Ich verhandle über den Preis, lasse es aber schließlich bleiben, weil ich mir denke, dass ich hier im KB immer eines geliehen bekomme und dass sie draußen nur eine Drittelration kosten. Aber deswegen gibt Walter seine Freundlichkeit nicht auf. Als er mittags seine Suppe gegessen hat, leckt er mit den Lippen den Löffel ab (was sich vor dem Verleihen gehört, um ihn zu reinigen und die Suppenrestchen nicht zu verschwenden, die noch daran haften) und bietet ihn mir spontan an.

Was für eine Krankheit hast du, Walter?

Körperschwäche.

Die schlimmste aller Krankheiten: Man kann sie nicht heilen, und es ist sehr gefährlich, mit diesem Befund in den KB zu kommen. Wäre die Wassergeschwulst an den Knöcheln nicht gewesen (er zeigt

sie mir), die ihn daran hindert, arbeiten zu gehen, so hätte er sich gewiss nicht krankschreiben lassen.

Über diese Art von Gefahren habe ich noch ziemlich undeutliche Vorstellungen. Alle reden sie nur indirekt und andeutungsweise davon, und wenn ich frage, sehen sie mich an und verstummen.

Also stimmt es, was man von Selektionen, Gas und Krematorium hört?

Krematorium. Der andere, Walters Nachbar, erwacht mit einem Ruck und setzt sich auf: Wer spricht von Krematorium? Was ist hier los? Kann man nicht einmal einen Schlafenden in Ruhe lassen? Er ist ein polnischer Jude, ein Albino mit eingefallenem Gesicht, gutmütig, nicht mehr jung. Schmulek heißt er und ist Schmied. Walter klärt ihn kurz auf.

Nun, der Italeyner glaubt nicht an die Selektionen? Schmulek möchte deutsch sprechen, aber was herauskommt ist Jiddisch. Ich kann ihn mit Mühe und Not verstehen und auch nur darum, weil er sich unbedingt verständlich machen will. Er bringt Walter mit einer Handbewegung zum Schweigen, er wird mich schon eines Besseren belehren: Zeig mal deine Nummer. Du bist also 174517. Diese Nummerierung hat vor achtzehn Monaten angefangen und

gilt für Auschwitz und die dazugehörigen Lager. Hier in Buna-Monowitz sind wir jetzt zehntausend, mit Auschwitz und Birkenau zusammen vielleicht dreißigtausend. Wo sind die Anderen?

Vielleicht in andere Lager versetzt ..., wage ich vorzuschlagen.

Schmulek schüttelt den Kopf, wendet sich Walter zu: Er will nix verstayen!

Aber es ist mir bestimmt, dass ich bald belehrt werden soll, und das auf Schmuleks Kosten. Abends geht die Barackentür auf und jemand schreit: Achtung! Und jeder Laut verstummt, und man spürt das bleierne Schweigen.

Zwei SS-Männer treten ein (der eine hat viele Rangabzeichen, vielleicht ein Offizier?), man hört, wie ihre Schritte in der Baracke hallen, als sei sie leer. Sie sprechen mit dem leitenden Arzt, der ihnen eine Liste vorweist und hierhin und dorthin deutet. Der Offizier macht sich Aufzeichnungen in sein Notizbuch. Schmulek berührt meine Knie: Pass auf, pass auf!

Der Offizier, vom Arzt gefolgt, geht stumm und mit unbeteiligter Miene zwischen den Betten umher. Er hat eine Reitpeitsche in der Hand, er schlägt damit

auf den Zipfel einer Decke, der von einem der oberen Betten herunterhängt, und der Kranke bringt es hastig wieder in Ordnung. Der Offizier geht vorüber.

Ein anderer hat ein gelbes Gesicht. Der Offizier reißt ihm die Decke weg, jener fährt schauernd zusammen. Der Offizier tastet ihm den Bauch ab und sagt: gut, gut, und geht vorüber.

So, nun hat er seine Augen auf Schmulek gerichtet, er zieht sein Notizbuch, vergleicht die Bettnummer und die Tätowierungsnummer. Von oben kann ich alles gut sehen: Er hat neben Schmuleks Nummer ein Kreuzchen gemacht. Dann geht er vorüber.

Jetzt sehe ich Schmulek an, und ich sehe hinter ihm

die Augen Walters, und da frage ich nicht mehr.

Am nächsten Tag werden statt der gewöhnlichen Gruppe der Genesenden zwei getrennte Gruppen entlassen. Die einen werden rasiert und geschoren und geduscht. Die anderen gehen, wie sie sind, mit langen Stoppelbärten, ohne neuen Verband und ohne Dusche. Und denen sagt keiner auf Wiedersehen, und keiner trägt ihnen etwas für die gesunden Kameraden auf.

Zu denen gehört Schmulek.

So diskret und gelassen, ohne Aufhebens und ohne Zorn, geht in den Baracken des KB Tag für Tag das Morden um und fasst diesen und jenen.

Als Schmulek ging, ließ er mir seinen Löffel und sein

Messer. Walter und ich vermeiden es, einander anzusehen, und wir schweigen lange. Dann will Walter von mir wissen, wie ich meine Brotration so lange aufheben kann, und setzt mir auseinander, dass er die seine meistens der Länge nach schneidet, um breitere Scheiben zu bekommen, auf die man die Margarine leichter schmieren kann.

Viele Dinge erklärt mir Walter: Schonungsblock heißt so viel wie Erholungsbaracke, hier sind nur Leichtkranke untergebracht oder Genesende oder solche, die keine Behandlung brauchen, darunter mindestens fünfzig, die mehr oder weniger schwer an Ruhr (Darminfektion) erkrankt sind.

Primo Levi - Ist das ein Mensch? - Die Atempause Aus dem Italienischen von Robert Picht, Barbara Picht, Heinz Riedt Copyright 2011 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Aus Unterlagen der polnischen Gedenkstätte Panstwowe Muzeum, Oswiecim (Auschwitz-Birkenau) ist ersichtlich, dass Walter Bonn insgesamt vier Mal im Krankenbau von Monowitz aufgenommen und an folgenden Daten entlassen wurde: 19. November 43, 4. Januar 44, 29. März 44 und 20. April 44.

Sein Schicksal deckt sich mit der Aussage eines Mithäftlings gegenüber dem Niederlande Rode Kruis von 1947: *Als Häftling habe ich mit ihm in Westerbork in der Schmiede gearbeitet und war mit*

ihm befreundet. Im Dezember (1943) oder Januar 1944 habe ich Walter zum letzten Mal hier getroffen und er war bereits sehr kränklich und erschöpft und hatte selbst keine Hoffnung mehr zu überleben. Vermutlich ist er dann auch nur noch sehr kurz am Leben geblieben.

Der vierte Aufenthalt im Krankenbau wird ihm zum Verhängnis, denn am 20. April 44 trifft ihn das Schicksal seines ehemaligen Bettnachbarn Schmulek. Er wird zwar entlassen, erscheint aber am 21. April 1944 auf der Verlegungsliste nach

Birkenau: Selektion der deutschen SS zur Beseitigung von ausgebeuteten, arbeitsunfähigen und kranken Zwangsarbeitern durch Abtransport in die Gaskammern und Krematorien des nahe gelegenen großen Vernichtungslagers.

Links neben den Namen steht die jeweils in den Arm der zumeist jungen Männer tätowierte KZ-Nummer. Der zwangsweise Zusatz „Isr.“ („Israel“) steht für jüdische Häftlinge.

Dies bedeutet, dass Walter an diesem Tag in der Gaskammer umgebracht worden ist.

Quelle: Archiwum Muzeum Auschwitz.

Liste des Grauens im Häftlingskrankenbau

„Und denen sagt keiner auf Wiedersehen ...“

„Sie gehen durch den Schornstein.“ (Lagerjargon in Auschwitz)

HKB Monowitz 21.4.44.

Verlegungsliste nach Birle nau NI-14992
549

1.	67924	de Vries, Michel Isr.	
2.	76263	Duga, Chaim Isr.	
3.	100962	Wertheim, Martin Isr.	
4.	104678	Lippmann, Egon Isr.	
5.	105284	Goldmann, Gustav Isr.	
6.	105400	Steinberg, Paul Isr.	
7.	105578	Aron, Siegbert Isr.	
8.	106503	Merton, Max Isr.	
9.	106725	Löwenberg, Heinz Isr.	
10.	107987	Wollstein, Ulrich Isr.	
11.	111869	Sigpszak, Abram Isr.	
12.	113196	Naar, Jakow Isr.	
13.	114882	Angel, Isaak Isr.	
14.	115002	Chandali, Samuel Isr.	
15.	115031	Erera, Leo Isr.	
16.	115068	Cohen, Daniel Isr.	
17.	115194	Nachama, Mordo Isr.	
18.	115260	Raphael, Mateo Isr.	
19.	115328	Schoel, Dario Isr.	
20.	115946	Pinchas, Petran Isr.	
21.	116299	Warsano, Josef Isr.	
22.	116350	Alkalai, Moïse Isr.	
23.	116402	Aschkenasi, Ascher Isr.	
24.	116877	Kahn, Walter Isr.	
25.	116948	Cohn, Heinz Isr.	
26.	116957	Hecht, Karl Isr.	
27.	117288	Gelidi, Leon Isr.	
28.	117383	Nachmann, Daniel Isr.	
29.	117489	Bimbaum, Abraham Isr.	
30.	117519	Frenkel, Dawid Isr.	
31.	124215	Redlich, Wolf Isr.	
32.	127043	Krakauer, Adolf Isr.	
33.	127941	Burgermann, Chiel Isr.	
34.	127988	Echt, Pinchas Isr.	
35.	128112	Kohn, Abram Isr.	
36.	128166	Mozelmann, Dawid Isr.	
37.	128209	Ryba, Nathan Isr.	
38.	128334	Zajac, Icek Isr.	
39.	129270	Grinzweig, Chaim Isr.	
40.	129363	Klog, Dawid Isr.	
41.	129569	Sztykgold, Dawuch Isr.	
42.	129675	Begier, Josef Isr.	
43.	135102	Szyka, Gedalje Isr.	
44.	139767	Jamenfeld, Moses Isr.	
45.	139781	Kruschke, Albert Isr.	
46.	139844	Sjouwemann, Emanuel Isr.	
47.	139855	Springer, Salomon Isr.	
48.	141400	Obwarzanek, Szlama Isr.	
49.	141650	Weinwurm, Ernst Isr.	
50.	141818	Winnik, Salomon Isr.	
51.	142404	Kempinski, Schulem Isr.	
52.	142412	Kaschub, Gerschon Isr.	
53.	142435	Leiserowicz, Abraham Isr.	
54.	142563	Woziwoda, Aron Isr.	
55.	143966	Ancer, Hersch Isr.	

wenden!

(527)

Archiwum Muzeum Auschwitz / Auschwitz Museum's Archive

- NI-14997
550
56. 144039 Jakubowicz, Laib Isr.
 57. 144053 Kolski, Jakob Isr.
 58. 144214 Chaimowicz, Chaim Isr.
 59. 144239 Grynbaum, Jakob Isr.
 60. 144274 Jakubowicz, Abram Isr.
 61. 144454 Zajdemann, Hersz Isr.
 62. 150622 Bonn, Walter Isr.
 63. 150740 Meyer, Benjamin Isr.
 64. 150833 Winterfeld, Jacques Isr.
 65. 151912 Engelsmann, Artur Isr.
 66. 151915 Engel, Alfred Isr.
 67. 151964 Kahn, Richard Isr.
 68. 151997 Maandag, Aron Isr.
 69. 152043 Presser, Lewi Isr.
 70. 156945 Amerongen, Robert Isr.
 71. 156946 Athlan, Charles Isr.
 72. 156963 Bermann, Paul Isr.
 73. 156968 Brüh, Isaak Isr.
 74. 156994 Cario, Elieser Isr.
 75. 156999 Cohen, Witalis Isr.
 76. 157056 Goldberg, Maurice Isr.
 77. 157083 Herzig, Owadja Isr.
 78. 157086 Israelski, Michel Isr.
 79. 157212 Sclarchik, Bernhard Isr.
 80. 157248 Teboul, Adolf Isr.
 81. 157264 Wolff, Lucien Isr.
 82. 157271 Witrachny, Isaak Isr.
 83. 159625 Guttermann, Ernst Isr.
 84. 160703 Arensberg, Hermann Isr.
 85. 160704 Baruch, Jakob Isr.
 86. 160709 Bibrowski, Ascher Isr.
 87. 160919 Bressmann, Chaskiel Isr.
 88. 160920 Bressmann, Leib Isr.
 89. 160986 Berl, Schachmer Isr.
 90. 160998 Dorenter, Samuel Isr.
 91. 161004 Drach, Szulim Isr.
 92. 161018 Einhorn, Chaskiel Isr.
 93. 161054 Fenichel, Isaak Isr.
 94. 161161 Gutfreund, Elias Isr.
 95. 161194 Hornik, Dawid Isr.
 96. 161201 Halberstam, Meilech Isr.
 97. 161202 Halberstam, Henoch Isr.
 98. 161221 Horowitz, Chiel Isr.
 99. 161283 Knobloch, Jakob Isr.
 100. 161293 Klausner, Joel Isr.
 101. 161337 Krieger, Salomon Isr.
 102. 161373 Lorberfeld, Laib Isr.
 103. 161382 Laks, Moses Isr.
 104. 161394 Lipper, Moritz Isr.
 105. 161727 Taubenfeld, Asias Isr.
 106. 164530 Hittel, Neuman Isr.
 107. 164532 Jagodzinski, Henri Isr.
 108. 164610 Schwarz, Max Isr.
 109. 164663 Zack, Jean Isr.
 110. 167451 Barok, Georg Isr.
 111. 167498 Bisman, Moschek Isr.
 112. 167504 Eschkenasi, Raymond Isr.
 113. 167516 Futtermann, Hersch Isr.
 114. 167642 Repper, Alexander Isr.
 115. 167645 Rewici, Mois Isr.

22
113

Archiwum Muzeum Auschwitz / Auschwitz Museum's Archive

61. 144474 Zajdemann, Hersz Isr.
62. 150622 Bonn, Walter Isr.
63. 150740 Meyer, Benjamin Isr.

Hermine (Mimi) Bonn, geb. Hertz, geb. 1918 in Rotterdam, im Konzentrationslager Auschwitz I, Block 10.

Kurz nach ihrer Ankunft in Auschwitz trifft Hermine ein abscheuliches Los: Sie bleibt zwar vorläufig am Leben, wird jedoch mit ca. 100 weiteren Frauen aus dem niederländischen Transport Gefangene im Block 10 des Stammlagers Auschwitz I. In ihm werden medizinische Versuche an Häftlingen durchgeführt. Der Aufenthalt bedeutet in den meisten Fällen einen sicheren und elenden Tod. Obwohl hier nur Frauen inhaftiert sind, liegt Block 10 im Männerlager.

Hermine erhält eine Häftlingsnummer zwischen 62450 und 62560. Sie wird auf dem linken Unterarm eintätowiert, mit einem zusätzlichen Dreieck darunter zum Zeichen, dass sie eine Jüdin

ist. Sophia Baum-Lichtenstein, die gleichzeitig in Block 10 inhaftiert wird und Hermine in ihrer nachstehenden Zeugenaussage als „eine gute Freundin von mir“ bezeichnet, erhält die Gefangenennummer 62466.

Die in der Dokumentation von Hans-Joachim Lang auf Seite 125 genannte Augusta Nathan (ihr Ehemann stammt aus Viersen) und Renée Krämer (Duering), die mit dem gleichen Transport aus Westerbork eintreffen, erhalten die KZ-Nummern 62519 und 62501.¹

Zu den Hauptakteuren von Block 10 gehört nicht der wohl bekannteste, berühmt-berüchtigte KZ-Arzt Dr. Josef Mengele, der in Auschwitz-Birkenau

ebenfalls unzählige verbrecherische Menschenversuche verübt. Vielmehr handelt es sich um weitere deutsche Mediziner und Ärzte, denen nicht das Wohl und die Heilung von Patienten am Herzen liegt, sondern eine erfolgreiche Karriere bei der Durchsetzung nationalsozialistischer Rassenideologien, abgestimmt mit SS-Reichsführer Heinrich Himmler und dem Lagerkommandanten Rudolf Höß.

Wie es Hermine (Mimi) und ihren Mithäftlingen ergeht, kann der umfangreichen und eindrucksvollen Forschungsarbeit von Hans-Joachim Lang entnommen werden, in dem der Autor die Ereignisse aus der Sicht der Opfer erzählt.

1. Auskunft Herinneringscentrum Kamp Westerbork/NL, „Naam en Gezicht“, vom 30. 10. 2019.

Landesarchiv Schleswig-Holstein, gemäß nachstehender Zeugenaussage Sophia Baum-Lichtenstein, Blatt 39.

Leo-Baeck-Institute, Center for Jewish History, New York, Augusta Nathan (Amram), Record ID 410348.

Arte TV, Januar 2020, Medizinversuche in Auschwitz, Clauberg und die Frauen von Block 10, Aussage von Renée Duering, geb. Krämer aus Köln.



Treffen der Familien Hertz und Heymans in Enschede/NL, um 1915-17, mit Sjaak (Jacques) Hertz und Rela Heymans. Beide wohnen später mit Hermine, Jaap und Carina in Rotterdam und Voorburg. Bildmitte: Regina Hertz-Isaac aus Sittard, geb. in Eijsden, die Mutter von Jacques. Rechts von ihr (hinter der jungen Dame) Jakob und Rosa Heymans, die Eltern von Rela. (Foto und Informationen von Gerard Linssen, NL und Carla Lessing, USA)



Carina Hertz, 1939.
(Gerard Linssen)



Hermine und Jaap Hertz, um 1930.
(Gerard Linssen)

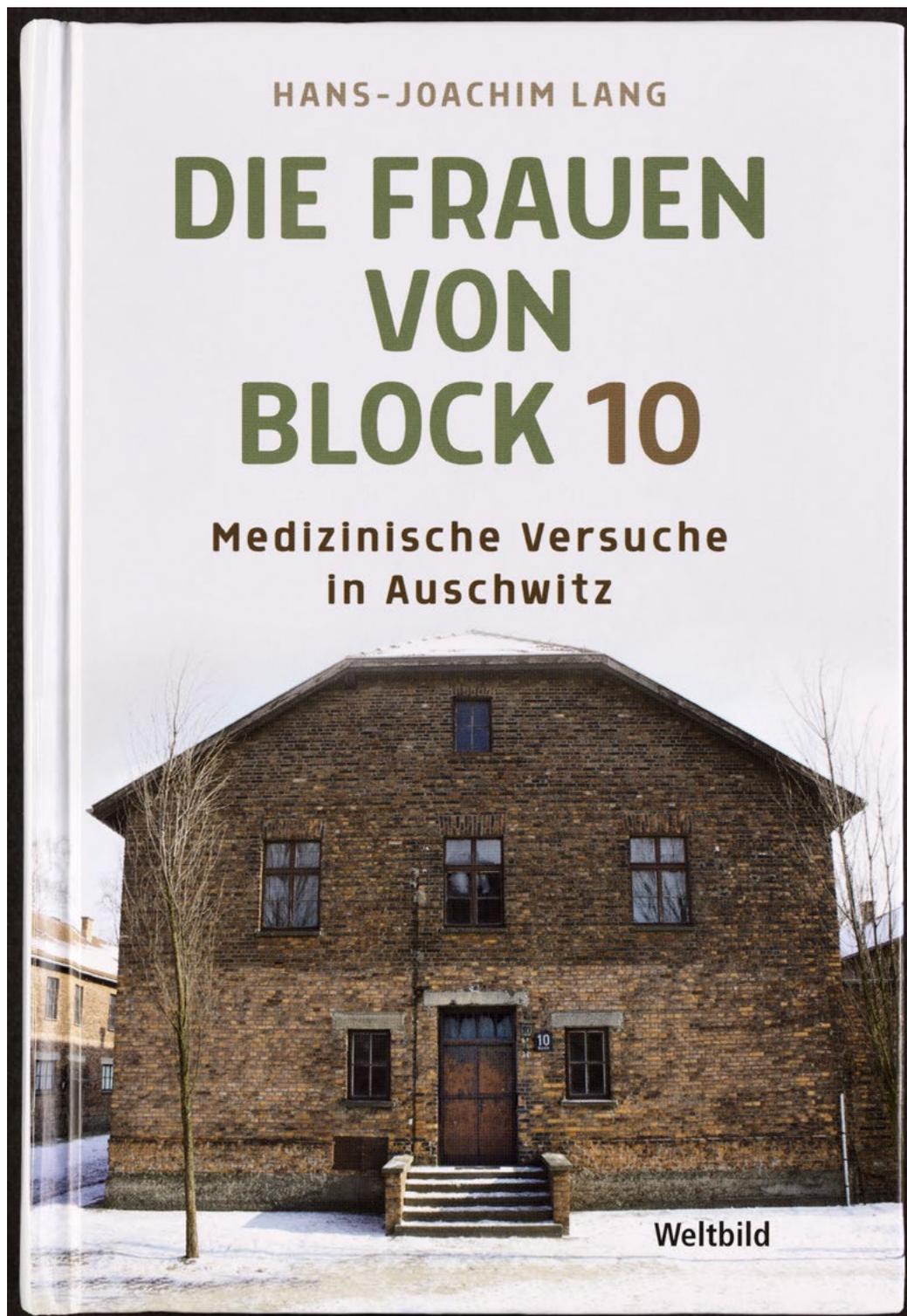


Hermine und ihre kleine Schwester Carina im Garten ihres Hauses in Voorburg,
Laan van Leeuwensteyn 22, 1937.

(Gerard Linssen)

Der nachstehende Text wurde auszugsweise übernommen mit freundlicher Unterstützung und Genehmigung von

Hon. Prof. Dr. Hans-Joachim Lang, Universität Tübingen, Historiker und Autor:



Einleitung

[...] Im Block 10 hielten Nazi-Ärzte Frauen wie Versuchskaninchen. Sie waren, entsprechend den Ansprüchen dieser Mediziner - und oft von ihnen selbst - selektiert worden: die meisten unmittelbar nach ihrer Ankunft in Auschwitz, etliche auch im Lager Birkenau. Ihnen allen war gemeinsam, dass sie Jüdinnen waren. [...]

Als ein Hauptakteur in Block 10 betätigte sich der Gynäkologe Prof. Dr. med. Carl Clauberg. Er hatte im Frühjahr 1943 den Block übernommen, um an Frauen eine Methode der Massensterilisation auszuprobieren. Weitere Mediziner schlossen sich in diesem Gebäude mit eigenen Versuchen bedenkenlos an. Dr. med. Horst Schumann hatte schon in den Tötungsanstalten Grafeneck (Landkreis Reutlingen) und Sonnenstein (Landkreis Pirna) seine Skrupellosigkeit bewiesen, indem er sich aktiv an der Ermordung von Behinderten und psychisch Kranken beteiligte. Er selektierte Frauen in Block 10 für seine Experimente zu Methoden der Röntgensterilisation. Dr. med. Eduard Wirths, letzter Dienstgrad: SS-Sturm-bannführer, war als Standortarzt der oberste Mediziner in Auschwitz. Er forschte nebenbei über die Entstehung von Gebärmutterkrebs und operierte, ohne sie zu fragen, Frauen aus diesem Block oder betraute damit Ärzte, die selbst Häftlinge waren und im Lagerbetrieb „Häftlingsärzte“ genannt wurden. Der Bakteriologe Dr. med. Bruno Weber leitete die im April 1943 in Block 10 gegründete und anschließend ins Nebenlager Rajsko verlegte „Hygienisch-Bakteriologische Untersuchungsstelle der Waffen-SS und Polizei Süd-Ost“. [...] Weber, letzter Dienstgrad: SS-Hauptsturmführer, nötigte Frauen aus Block 10 zu Blutspenden in gesundheitsgefährdend großen Mengen für Spezialuntersuchungen. [...] Der Bakteriologe Dr. med. Hans Münch war Webers Stellvertreter und beteiligte sich mit eigenen Forschungen: Er arbeitete an der Früherkennung von Gelenkrheumatismus und an Methoden, im Speichel Blutgruppen zu bestimmen. Auch Mediziner außerhalb von Auschwitz ließen sich mit Versuchspersonen aus Block 10 bedienen, als handle es sich um ein menschliches Materiallager. [...]

Die französische Ärztin Dr. Adelaide Hautval, zeitweise Häftlingsärztin in diesem Gebäude, berichtet von dem unauslöschlichen Eindruck, an einen „Ort des Schreckens“ versetzt gewesen zu sein. Und die aus Kielce stammende Ärztin Dr. Slavka Kleinova, die wie Hautval von Drancy nach Auschwitz deportiert worden war, beschreibt ihre Empfindung, die sie in der ersten Nacht in Block 10 befiel, mit den Worten: „Ich hatte das Gefühl und habe es jetzt noch, als ob man mich in ein Haus geschafft hätte, das etwas von einer Hölle wie auch von einer Irrenanstalt an sich hatte.“ [...]

Innenansichten

Orientierungsgang durch Block 10 im Stammlager

Äußerlich unterscheidet sich Block 10 kaum von den anderen Kasernen im Stammlager Auschwitz. Unverwechselbar ist der Backsteinbau nur durch die Mauer, die ihn an der Frontseite mit dem benachbarten Block 11, dem Todesblock, verbindet. Der dazwischenliegende Innenhof ist dadurch verdeckt. Im Frühjahr 1943 sind alle Fenster von Block 10 mit Blenden verschlossen, die wie Holzschütten so angebracht sind, dass sie nur durch einen Spalt an der Oberkante etwas Luft und Licht eindringen lassen, aber weder Einsicht noch Aussicht ermöglichen. Weil in dem Innenhof häufig Hinrichtungen stattfinden und jeder Blick dorthin verhindert werden soll, bleiben die Blenden an dieser Gebäudeseite bestehen. Vor allen übrigen Fenstern wird im Sommer 1943 anstelle der Bretter ein Maschendraht angebracht. [...]

Der Seiteneingang an der zu Block 9 gewandten Ostseite des Gebäudes ist stets verschlossen. Nur mit besonderer Erlaubnis darf der Block von der Lagerstraße her betreten werden, die an der Frontseite vorbeiführt. An diesem einzigen Eingang wacht vom frühen Morgen bis zum frühen Abend eine Häftlingsfrau als Pförtnerin, in der restlichen Zeit ist die Tür abgeschlossen. Geht man hinein, umgibt einen kalte und muffige Luft. Ein 2,18 Meter breiter und 3,20 Meter hoher Korridor, 45,30 Meter lang, durchzieht das Erdgeschoss. Auf halber Strecke zweigt links ein Treppenhaus ab, durch dessen zwei Fenster nur spärlich Licht nach drinnen fällt. Auch tagsüber müssen Lampen brennen.

Hinter der Eingangstür liegen auf beiden Seiten Sanitärräume, links der Toilettenraum, rechts ein tagsüber meist verschlossener Waschraum. Die zwölf Toiletten sind alle offen.

„Man saß dort nicht alleine, woran wir uns zuerst gewöhnen mussten, aber später wussten wir es nicht besser“, berichtet Dr. Froukje de Leeuw. Toilettenpapier gibt es keines. Vermutlich im Spätjahr 1943 wird um zwei Becken herum eine Wand gebaut. „Sie dürfen nur vom Personal benutzt werden, und wenn die Aufseherin drauf musste, musstest du hastig die Kabine verlassen“, fügt die Rotterdamer Ärztin hinzu.

Toilette und Waschraum haben jeweils eine Grundfläche von nur 18 Quadratmetern; sie sind winzig, gemessen daran, dass sie zeitweise von über 400 Personen benutzt werden müssen. Nach der Toilette folgt, auf insgesamt 64 Quadratmetern, Claubergs Hoheitsgebiet: vier längs des Flurs aufgereichte Räume, die durch Türen auch miteinander verbunden sind. [...] Claubergs größter Raum ist das Behandlungszimmer, vor dem im Flur ein Schild mit der Aufschrift „Röntgenaufnahme“ hängt. Vor dem Treppenhaus befindet sich auf dieser Seite, 15 Quadratmeter groß, noch ein Aufenthaltsraum für meist zwei SS-Aufseherinnen, die über Nacht stets das Gebäude verlassen. Am Ende des Flurs, hinter dem Treppenhaus, schließen sich zwei kleine Säle an. Der erste ist ein überwiegend als Station für bettlägerige Patientinnen mit ansteckenden Krankheiten genutzter Saal, der zweite die so genannte Pflegerstube. [...]

Auf der rechten Flurseite hinter dem Waschraum liegt ein Operationssaal, in dem auch Apothekenschränke stehen. Über diesen 49 Quadratmeter großen Saal gebietet Eduard Wirths, gelegentlich überlässt er ihn auch Horst Schumann. In den kommenden Monaten sind darin meist Häftlingsärzte mit chirurgischen Eingriffen beschäftigt, die sie im Auftrag von Wirths oder Schumann erledigen. Anschließend folgt ein 31 Quadratmeter großer Krankensaal, der vor allem für die frisch Operierten als Intensivstation genutzt wird. [...]

Über das etwa in der Mitte des Blocks gelegene Treppenhaus gelangt man in einen kleinen Flur des Obergeschosses, von dem links und rechts die beiden je 256 Quadratmeter messenden Aufenthaltssäle abzweigen, geradeaus führt die Tür in einen 22 Quadratmeter großen Raum, der ebenfalls dem SS-„Hygiene-Institut“ untersteht. [...]

Die Versuchspersonen

Jüdische Frauen aus nahezu ganz Europa

[...] Die Versuchspersonen sollen gesund und gut ernährt sein. Darauf drängt insbesondere Clauberg. Diese Voraussetzungen treffen am wenigsten auf Häftlinge zu, die schon seit längerer Zeit im Lager sind. Darum selektieren die Mediziner die von ihnen für Experimente vorgesehenen Personen sehr bald dort, wo die Juden aus den verschiedensten Orten Europas eintreffen: am Bahnsteig des Stammlagers von Auschwitz, der berühmten „Rampe“. Auf diesen Einfall ist wahrscheinlich SS-Standortarzt Eduard Wirths gekommen. Er ist der ranghöchste Mediziner im Lager, überwacht - meist an Ort und Stelle - die Ankunft der Deportierten und achtet darauf, wer sofort in den Tod geschickt und wer, mit einer ungewissen Überlebenschance, als Arbeitssklave ins Lager eingewiesen wird. Von Mitte April 1943 an werden mehrfach Frauen in großen Gruppen unmittelbar bei ihrer Ankunft in Auschwitz von der Bahnsteigrampe weggeholt und direkt in den Versuchsblock eingeliefert. [...]

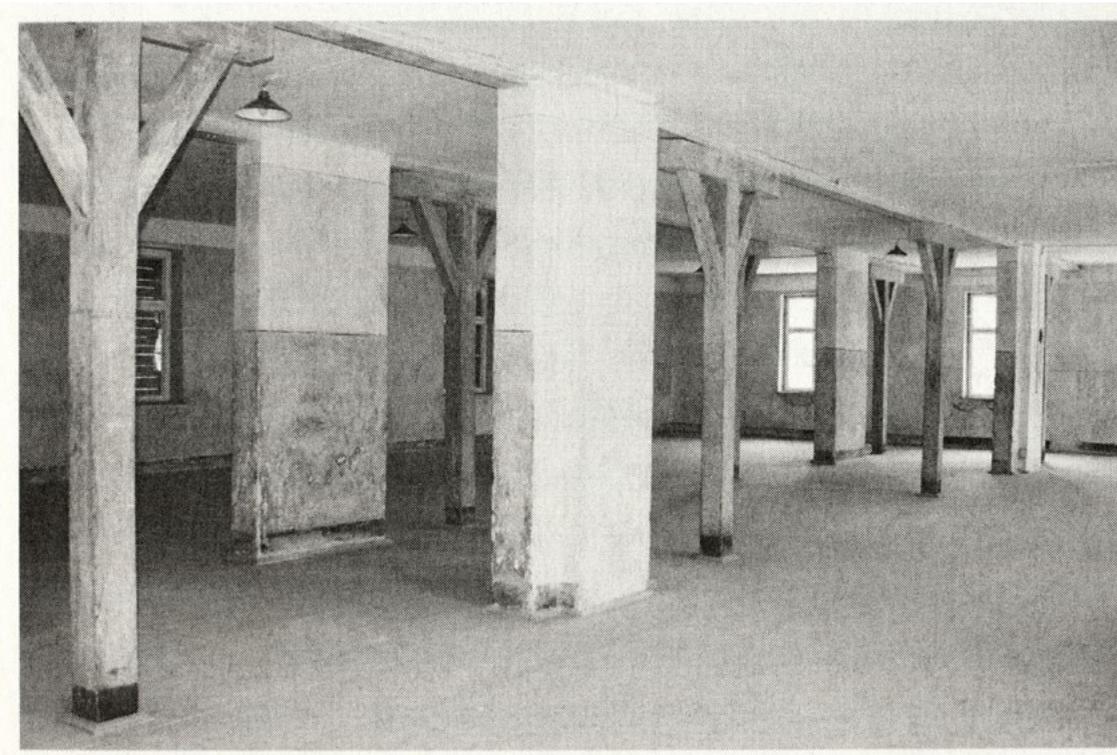
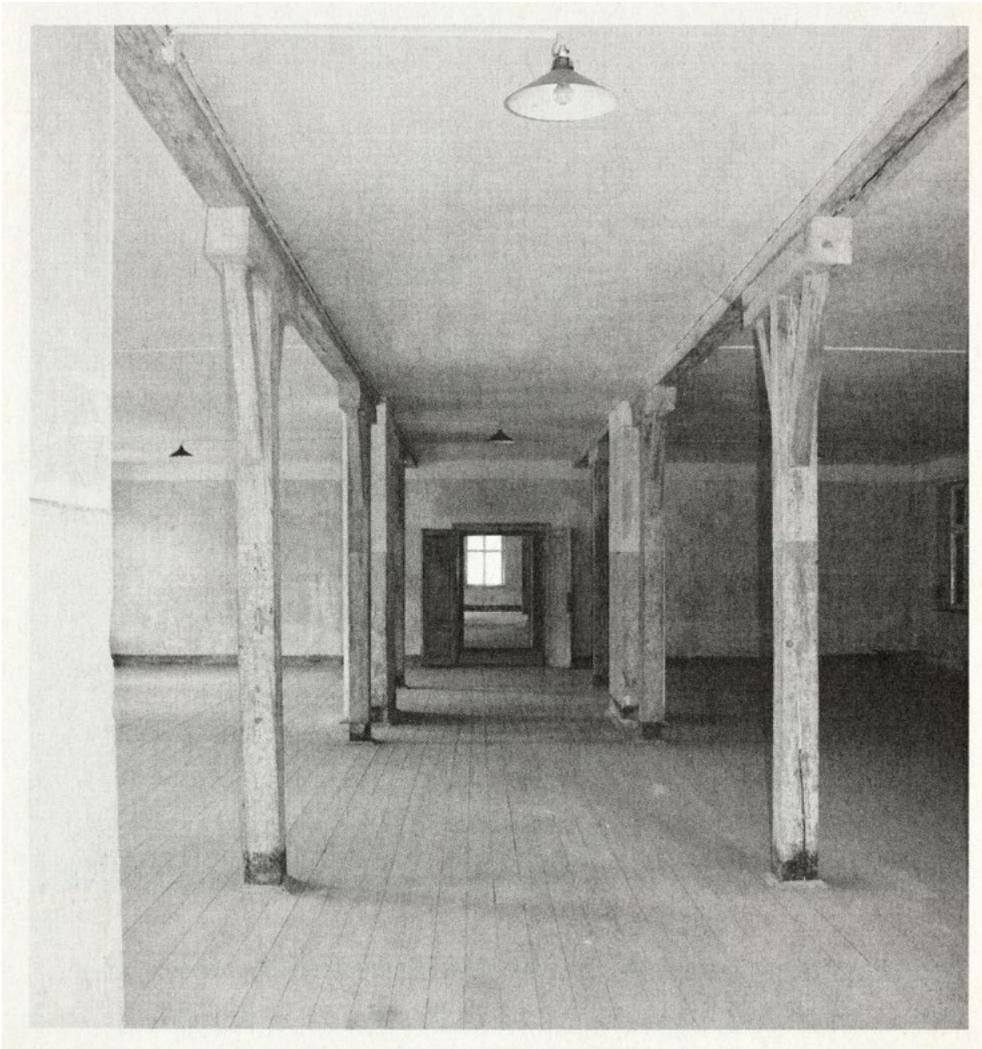


Bild oben: Block 10, erster Stock: Mittelgang durch einen der beiden Schlafsäle.
Bild unten: Schlafsaal im ersten Stock: links, jeweils hinter den hölzernen Stützfeilern, zwei zur Erschießungsmauer hin gelegene abgedunkelte Fenster, rechts zwei Fenster mit Blick auf die Lagerstraße.
(Innenaufnahmen und Copyright Hans-Joachim Lang-DIE FRAUEN VON BLOCK 10)

Niederlande. Und noch drei weitere Transporte treffen ein, aus denen eine größere Anzahl von Versuchspersonen selektiert wird, am 26. August, am 16. und am 23. September 1943. Alle 2985 Jüdinnen und Juden dieser Transporte sind unmittelbar vor ihren Deportationen mehr oder weniger lange in dem niederländischen Sammellager Westerbork eingesperrt gewesen, ein erheblicher Teil schon in dem 1943 von den deutschen Besatzern eingerichteten Konzentrationslager in Vught.

Am 26. August kommt auch die Rotterdamer Ärztin Froukje de Leeuw in Auschwitz an. Sie ist 27 Jahre alt. Ihr wird das „ungeheure Tempo“ in Erinnerung bleiben, in dem die Aufnahmeprozedur vor sich geht, und wie alles einen Sinn zu haben scheint, der sich den Betroffenen aber nicht erschließt. „Man konnte merken, dass es für die Deutschen Routine war“, kommentiert die Ärztin. „Die jungen gesunden Frauen können laufen“, hört sie nach dem Aussteigen, die alten, kranken und behinderten Frauen sowie die Mütter mit Kindern sollen mit dem Auto gefahren werden. Ein großgewachsener Deutscher - wieder einmal Standortarzt Eduard Wirths - kontrolliert mit strengem Blick den Ablauf. Mit einem unbewegten Gesicht lenkt er auf diese Weise Hunderte gleichzeitig in den Tod. [...]

Die Frauen müssen sich in Fünferreihen aufstellen und in „Frauen“ und „Fräuleins“ aufteilen, und von den Frauen werden die ersten 44 angewiesen, ins Stammlager zu marschieren, für die übrigen und die „Fräuleins“ heißt das Ziel Birkenau. Die erste der beiden Kolonnen hat nicht weit zu gehen, sie ist schnell an ihrem Ziel angekommen. „Kurz vor dem Eingang ins Lager kamen uns ein paar Frauen in deutschen Uniformen entgegen“, sagt de Leeuw. Aufseherinnen, die im Dienst der SS stehen, übernehmen die Gruppe, führen sie zum eisernen Eingangsportal. Seitlich steht ein Posten, er hebt den Schlagbaum, die Frauen marschieren hinein, das Lager nimmt sie auf, und es ist nicht vorgesehen, dass sie es jemals wieder lebend verlassen werden. [...] Die niederländischen Frauen werden in den „Sauna“-Block des Stammlagers geführt, wo sie auf die gleiche demütigende Weise „entwest“ werden wie zahllose Gefährtinnen vor ihnen, ob in Birkenau oder hier. Wörtlich bedeutet „entwesen“ in der Lagersprache nur „desinfizieren“, dabei geschieht dennoch mehr; denn die hier eintreten, sollen ihres Wesens beraubt werden. Statt des Namens eine Nummer und, als Kennzeichen für Juden, ein Dreieck, das mit der Spitze nach unten zeigt. Für die Nummer 55999 beispielsweise benötigt der Tätowierer 76 Stiche. [...]

Den Frauen werden die Haare auf dem Kopf, über den Augen, unter den Achseln, von der Scham rasiert, die Kleider werden ihnen genommen, Ringe, am Ende auch der Name. Es werden Blusen und Hosen und Kleider ausgeteilt, je ein Stück für jeden. Sie sind in heißem Dampf gereinigt, darum auch ohne Ungeziefer, aber voller Flecken, weil kein Waschpulver verwendet wird. Den Kapos ist es egal, ob die Hosen oder Blusen passen, meist ist das eine zu groß oder das andere zu klein. Nur die Schuhe dürfen alle behalten, wohl dem also, der ein solides Paar an den Füßen hat.

Nicht zu vergessen: Jede Frau bekommt ein baumwollenes Kopftuch, das immer getragen werden muss. Sarkastisch fügt de Leeuw hinzu: „Und so wandelte diese Truppe von Vogel-scheuchen zu Block 10, nach ein paar Stufen ins Innere, durch einen langen Flur, links die Treppe hoch in die erste Etage und dort in einen der beiden Säle, die voll von dreistöckigen Betten standen.“ Bestimmungsort für die Niederländerinnen ist der nach hinten gelegene Saal 2. Dort ist erst ein kleiner Teil der Betten vergeben, einige Frauen laufen im Raum umher, andere sitzen auf den Bettkanten. In den Köpfen der Ankömmlinge läuft ein Film. Haben sie unterwegs nicht Männer gesehen, die Steine schleppten und andere schwere Arbeit verrichteten? Und hier hat es sie nun inmitten eines Männerlagers in einen Krankensaal verschlagen, ausschließlich von Frauen belegt, von denen auf den ersten Blick keine krank aussieht.

Von hier aus gehen immer wieder Abordnungen vom Experimentierblock zur Gaskammer nach Birkenau ab, wo die für Experimente nicht mehr verwendungsfähigen Frauen ermordet werden. „Schon nach zehn Tagen waren von den 44 niederländischen Frauen nur noch 20 in Block 10“, sagt Reina Abas.

Die gebürtige Kölnerin Lotte Geisenheimer, schon seit 1932 aus geschäftlichen, noch nicht aus politischen Gründen in Amsterdam zu Hause, kommt mit ihrem Mann und zahlreichen Familienangehörigen am 16. September in Auschwitz an und wird in einer Gruppe von 100 Frauen in Block 10 eingewiesen, darunter Renée Krämer, die sie noch aus Köln kennt, da ihre beiden Eltern befreundet sind. [...] Krämer lebte seit 1935 bei einer Tante in Amsterdam, wo sie Nähen gelernt und in ihrer Freizeit eine Ballettschule besucht hatte. „Dort traf ich auch Ima van Esso, sie war die beste Tänzerin, sie war sehr schön, hatte schwarze Haare.“ Nun begegnet ihr Ima van Esso wieder, ohne Haare, und wird mit der banalsten aller Fragen empfangen: „Was machst du denn hier?“

Mit demselben Transport am 16. September erreicht auch Augusta Nathan Auschwitz, zusammen mit ihrem Mann und ihrem 13-jährigen Sohn. Ihren Ältesten, 17 Jahre alt, musste sie in Westerbork zurücklassen, weil er an Gelbsucht erkrankt und nicht transportfähig war. Unterwegs im vergitterten Viehwaggon sagte der Sohn: „Ach, Mutti, ich wünschte, ich wäre tot.“ Seiner Mutter bohrt sich dieser Satz in das Gedächtnis. „Nie werde ich die Worte meines 13-jährigen Jungen vergessen, einem lustigen, lebensfrohen Bengel“, wird sie einmal aufschreiben. Standortarzt Wirths sucht 100 Frauen unter 50 Jahre aus, darunter auch Augusta Nathan: Sie werden weggeführt. „Ein letztes Winken mit meinem Mann und Jungen, und nie mehr habe ich etwas von ihnen gesehen oder gehört.“ Im Lager wieder die Duschen. Augusta Nathan: „Was in uns vorging, während wir da unter der Dusche standen, noch unter dem vernichtenden Eindruck des Abschiedes von unseren Lieben, ist nicht zu beschreiben.“ Die Frauen marschieren über die Lagerstraße, gelangen in die Versuchstation, treten ein in den „Krankensaal 2“, wie das Schild an der Tür verheißt. Krankensaal? Aus den belegten Betten schauen den Ankömmlingen neugierige Gesichter entgegen. „Wir befragten die Häftlinge nach unseren Männern - die Auskünfte waren vage.“

Eine Woche später werden nochmals 100 niederländische Frauen in den Block 10 eingewiesen. „Es war ein völlig verrückter Anblick, alles wirkte wie ein Alptraum“, berichtet Elisabeth Frank. Die 21-jährige Rotterdamerin ist mit dem Transport vom 23. September 1943 angekommen. Gretha de Jong beschreibt die gleiche Situation: „Dann wurde uns gesagt, wir sollen uns ein freies Bett suchen.“ Und sie fährt fort: „Wir wussten nicht, was hier vorging. Wir waren so niedergeschlagen, dass wir uns in voller Montur aufs Bett warfen.“ Dann wird gerufen: „Suppe fassen!“ Doch womit? „Alle hatten eine Schüssel“, erzählt Gretha de Jong, „wir hatten nichts. Wir saßen auf dem Bett und schauten herum.“ Im Bett gegenüber sitzt eine Griechin, sie hat eine Schüssel und einen Löffel und leckt gerade beides sauber, schließlich fragt sie: „Holländerin, Holländerin, willst du eine Schüssel und einen Löffel?“ Gretha de Jong lehnt ab, und die Griechin erklärt, dass jeder sein Essgeschirr nur in seinem Bett aufbewahren könne. Dass sich in der Schüssel manchmal Ungeziefer sammle. Und dass die Schüssel nun sauber sei.

Interne Hierarchien

Das System der Funktionshäftlinge in Block 10

[...] Für die Frauen, die in Block 10 eingewiesen werden, ist darum die drängendste aller Fragen die, was es mit diesem Gebäude auf sich hat. Viele haben zunächst den Eindruck, in ein Krankenhaus gekommen zu sein. Aber was sollen sie in einem Krankenhaus? Sie sind doch gesund! Und wenn es kein Krankenhaus ist, sondern nur aussieht wie eines: Was ist es dann? Eva Golgevit wähnt sich, als sie eintritt, in einem „Irrenhaus“. Froukje de Leeuw hat das Gefühl, als wäre sie „bei der Schauspielgruppe eines Hospizes angekommen“, so unwirklich erscheint ihr die Situation. [...]

Es ist ein Betrieb, der in eine Verwaltung eingebunden ist. Funktionshäftlinge erscheinen im Block und fragen im Auftrag der Lagerleitung die neu Eintreffenden nach Namen, Vornamen, Namen des Ehegatten, der Kinder, der Eltern, nach der Nationalität, der Sprache,

der letzten Adresse, dem Beruf. Kurioserweise auch nach der Zahl der jüdischen Großeltern. Rebecca Kasman, aus Wilno stammend: „Im Block wurde eine genaue Akte angelegt.“

„Die Mithäftlinge haben uns nach anfänglichem Schweigen gesagt, dass wir hierher gebracht worden seien, um medizinischen Versuchszwecken zu dienen“, erinnert sich Louise Plesskoff. Manche fürchten jetzt, dass bald ihre letzte Stunde kommen werde. „Ich erinnere mich noch gut, dass ich in den ersten Tagen mit starrem Blick herumliefe, so überrumpelt war ich von den Scheußlichkeiten, die ich mir nicht hätte denken können“, sagt de Leeuw. Sie habe die ersten Tage „in einem Zustand von Abgestumpftheit“ verbracht, berichtet Eva Golgevit. „Später habe ich mich wieder gefasst und habe mit einigen anderen beschlossen, uns nicht unterkriegen zu lassen und Widerstand zu leisten.“ Doch längst nicht allen gelingt es, sich zu sammeln oder gar noch Kraft zu erübrigen, um den Schwächsten unter den Kameradinnen zur Seite zu stehen.

Die Lagerhierarchie funktioniert; auf der Basis von brutaler Gewalt, versteht sich. Aber organisatorisch betrachtet herrscht in Block 10, vor allem in den ersten Wochen seines Bestehens, das pure Chaos. Die Ärzte, die nur in unregelmäßigen Abständen kommen, überlassen die Vorbereitungen der geplanten Versuche überwiegend ihren unerfahrenen Assistentinnen. Die interne Regelung des Zusammenlebens (auf Lagerdeutsch: Disziplin, Ordnung) wird größtenteils Funktionshäftlingen übertragen, die mit dieser Aufgabe völlig überfordert sind. Das liegt nicht nur an den äußeren Umständen eines Arbeits- und Vernichtungslagers; denn die meisten wären auch im Zivilleben nicht fähig gewesen, eine größere Gruppe zu leiten. Die Blockältesten sind konfrontiert mit zunächst rund 250 und später bis zu 400 Frauen, die nicht nur nicht verstehen, was um sie herum vor sich geht, sondern sich auch selbst kaum verständlich machen können. Von den über 100 Griechinnen beispielsweise sprechen die meisten nur Ladino, die in Saloniki verbreitete Sprache der sephardischen Juden. Nur wenige, die höhere Schulen besucht haben, beherrschen ein wenig Französisch. Andere Blockinsassen sprechen Polnisch oder Slowakisch, Jiddisch, Ungarisch, Niederländisch und nur die wenigsten Deutsch, die Sprache der „Herrenrasse“, die auch offizielle Lagersprache ist. Wer sich aber nicht artikulieren und den Schleier des Geheimnisvollen durchdringen kann, ist schnell verloren. Nur wer Gefahren richtig einschätzt und womöglich noch mehr weiß als andere, kann sich Vorteile verschaffen. Mit Sprachkenntnissen und solidem Wissen lassen sich auch die verschiedenen medizinischen Experimente gegeneinander abwägen, und in einzelnen Fällen kann es mit Chuzpe oder durch Bestechung oder einfach nur dank eines glücklichen Zufalls gelingen, die Versuchsgruppe zu wechseln oder den Versuchen durch die Übernahme einer Funktionsstelle sogar völlig zu entgehen.

Wie in anderen Blocks setzt die SS auch in Block 10 einige Häftlinge für jene Funktionen ein, deren Bezeichnung „Selbstverwaltung“ über den wahren Umfang des Einflusses und die tatsächliche Machtfülle hinwegtäuscht. Im Alltag haben die Funktionshäftlinge dennoch einen gewissen Ermessensspielraum, in dem sie die Tyrannei der SS noch verstärken oder, wenigstens hie und da, auch abmildern können. [...]

Magda Hellinger, die in den Versuchsbetrieb nicht eingeweiht ist, zieht aus den wenigen Informationen, die sie im Block 10 zusammentragen kann, den Schluss, dass die Sterilisierungsspritzen von Clauberg weniger gefährlich seien als die Bestrahlungen Schumanns, und sie vermutet, dass die Betroffenen weniger schädliche Folgen für die Zukunft zu erwarten hätten - falls sie denn überleben würden. Darum empfiehlt sie den Frauen, sich nach Möglichkeit eher den Clauberg-Experimenten auszusetzen. Ende Juli 1943 hilft Blockova Hellinger zwei Frauen, einer für alle Betroffenen tödlich ausgehenden Selektion durch Rassenanthropologen zu entkommen. Die SS, die ihr deswegen Sabotage vorwirft, setzt sie Anfang August ab, bestraft sie mit Haft im Stehbunker und schickt sie ins Lager Birkenau zurück. [...]

Sterilisierung durch Spritzen

Menschenversuche des Carl Clauberg

Jeder der Versuchsärzte gruppiert einen Stab von Helferinnen um sich, dessen Zusammensetzung sich nach den ersten Wochen als relativ stabil erweist. Die erst 20 Jahre alte Slowakin Sylvia Friedmann aus Presow ist inzwischen Claubergs Chefassistentin geworden. [...]

Gegenüber den Frauen hüllt sich der sonst so beredte Professor weitgehend in Schweigen. „Erklärt wurde nichts, es wurde einfach gemacht. Wir hatten nichts mehr zu sagen, gar nichts mehr“, erinnert sich Ilse Nußbaum. [...] Und falls tatsächlich jemand das Einverständnis zu den Versuchen voraussetzte, war es ohne tiefere Bedeutung. Denn eine echte Wahl hatten die Frauen nicht, allenfalls die Möglichkeit, sich zwischen verschiedenen Übeln zu entscheiden, von denen sie obendrein nur schemenhafte Vorstellungen haben konnten: Experimente oder Birkenau. [...]

„Sind die Säue auch sauber?“, hört Herta Würzburg einmal, als sie an der Reihe ist, durch die Tür - eine für sie unvergesslich gebliebene Frage Claubergs an seine Assistentinnen. In geradezu martialischer Aufmachung tritt er ihnen dann entgegen. Erna Fleig: „Er trug über seinen Schaftstiefeln und blaugrauen Uniformhosen einen weißen Arztkittel und darüber eine braune Lederschürze.“ [...]

Entgegen allen Behauptungen Claubergs waren seine Experimente für die Betroffenen eine Tortur. [...]

„Man fühlte sich hundeelend nach einer solchen Behandlung [...]“, schreibt Augusta Nathan. [...] „Alle Gefühle wurden aufgelöst in den wahnsinnigen Schmerzen, man dachte nur eines: durchhalten, nicht daran kaputtgehen. Man hatte auch hinterher kaum Kraft zu anderen Gedanken, man war auch schon so an Erniedrigung und Misshandlung gewöhnt, dass einem alles schon egal war, die nackte Existenzfrage verschluckte alles andere.“ [...]

Stattdessen akzeptiert er (Clauberg, der Hrsg.) den von Wirths als „besonders geschickt“ gepriesenen SS-Sanitätsfeldwebel Bühning. Ihn lässt er zunächst bei seiner Arbeit zuschauen. [...] Bis zum Frühjahr 1944 wird Bühning auch ohne ärztliche Supervision agieren - und weitere Frauen von Block 10 werden von einem Friseur sterilisiert, denn diesen Beruf übt der Sanitätsfeldwebel in seinem Zivilleben aus. [...]

Über die beschriebenen schmerzhaften und von Fieber begleiteten Nebenwirkungen hinaus kommt es in etlichen Fällen zu schweren Komplikationen, etwa wenn die gepeinigten Frauen von Infektionen geschwächt sind, die Spritzen unsachgemäß gegeben werden, die Geräte nicht steril sind. Einige Frauen liegen wochen- und monatelang in der Krankenstation von Block 10.

Röntgenbombe und Skalpell

Menschenversuche des Horst Schumann

[...] Horst Schumann verfügt trotz seiner zahlreichen Röntgenversuche im zurückliegenden Winter noch über keinerlei Nachweise, inwieweit die Bestrahlungen überhaupt die gewünschte Wirkung hervorrufen. Er hatte völlig ahnungslos – „vor allem hinsichtlich der Strahlenstärke und der Dauer“ – mit seinen Experimenten begonnen und war dann auch noch für einige Wochen wegen seiner Typhuserkrankung ausgefallen. Die bis dahin bestrahlten Personen waren in der Zwischenzeit entweder an den Folgen einer Strahlenüberdosis oder an Typhus gestorben. [...] Genia Oboeuf erinnert sich später im Interview an die spezielle Systematik in Schumanns Vorgehen. In ihrer Gruppe seien die aufgerufenen rund 30 Frauen von Person zu Person intensiver bestrahlt worden. Für sie, die am Anfang der Reihe stand, sei es glimpflich ausgegangen. Block 10 bestimmt Schumann zudem als

den Ort, wo an ausgewählten Frauen die Ergebnisse der Bestrahlungen kontrolliert werden sollen. Zu diesem Zweck wird er einige Versuchspersonen von Häftlingsärzten operieren lassen. [...]

Wladyslaw Dering heißt dieser Turboarzt, ein polnischer Häftling, charmant, angeblich Antisemit und stets auf seinen eigenen Vorteil bedacht. [...]

Die frisch operierten Frauen haben eine schlimme Nacht vor sich. „Wir alle lagen im selben Zimmer und schrieten vor Schmerzen. Daraufhin wurden uns Injektionen verabreicht“, sagt Dora Kohen. [...] Bella Mallachs Zustand wird schnell kritisch, sie wird schwächer. [...] Ihr Todeskampf setzt ein, und sie wird nach nebenan gebracht und dort abgelegt, wo sie von Maximilian Samuel das erste Mal operiert wurde. Hier stirbt Bella Mallach noch in derselben Nacht. [...]

Wie ein Lauffeuer gehen die Nachrichten über diese Vorkommnisse durch den Block, alle Frauen sind zutiefst aufgewühlt, begleiten erschüttert das Leid dieser jungen Griechinnen. Niemand, der nicht noch nach vielen Jahren fassungslos berichtet, dass nicht einmal richtiges Verbandsmaterial vorhanden war und die Wunden mit Toilettenpapier verbunden werden mussten. [...]

Früherkennung von Gebärmutterkrebs Menschenversuche des Eduard Wirths

Als SS-Standortarzt hatte Eduard Wirths zentrale Aufgaben im Tötungsapparat von Auschwitz. [...] Am Experimentierbetrieb beteiligt er sich auch selbst aus eigenem Antrieb. Weil ihm dafür die Zeit, vor allem aber auch praktische Erfahrung fehlt, überträgt er die meiste Arbeit auf Häftlingsärzte. [...]

Maximilian Samuel führt nun mit dem ihm oft zugeschriebenen Eifer, der vielleicht nur Gründlichkeit war, die Versuchsreihe zur Früherkennung von Gebärmutterkarzinomen fort. [...]

Ein bis zwei Monate lang werden in Block 10 zahlreiche Frauen, mitunter ehe sie noch anderen Versuchsgruppen zugewiesen werden, den von Eduard Wirths angeordneten kolposkopischen Untersuchungen unterworfen. Den Zeugenaussagen folgend, trifft dies offenbar systematisch die Niederländerinnen, die am 26. August und am 16. September 1943 aus dem Durchgangslager Westerbork eintreffen. So berichtet es auch eine der Helferinnen Samuels, die Häftlingsärztin Froukje de Leeuw: „Die holländischen Frauen waren kaum ein paar Tage angekommen, als sie alle zu Prof. Samuel aufgerufen wurden. Eine Pflegerin von ihm kam nach oben in den Saal und rief die Nummern und Namen von denen auf, die morgens untersucht werden sollten. Diese Frauen, etwa zehn, wurden täglich in den Operationssaal gelassen, wo sie ängstlich hintereinander standen.“ [...]

„Die Untersuchung verursachte zwar Schmerzen, aber die Angst war größer als die Pein“, urteilt de Leeuw. Das Schlimmste steht ihr zufolge sowieso erst noch bevor: „Nach seiner Untersuchung mit dem Kolposkop folgte rasch die Operation. Das war natürlich schrecklich. Man war vollkommen gesund, musste sich aber operieren lassen.“ [...]

Zu Samuels Assistentinnenteam stößt Esther Miliband, eine gebürtige Polin. [...] „Er machte jeden Morgen zwei bis drei Operationen, die aus der Abnahme eines Teils des Gebärmutterhalses bestanden“, berichtet sie. „Es gab zahlreiche Blutungen.“ Pflegerinnen bringen die frisch Operierten stets für einige Tage, manchmal auch länger, in den Krankensaal hinter dem Operationssaal und versorgen sie mit dem Nötigsten. Genauer gesagt: mit dem Nötigsten aus dem wenigen, das vorhanden ist. Nicht für alle Komplikationen ist die improvisierte Intensivstation gerüstet.

Blut von Juden für die Truppe Menschenversuche des SS-„Hygiene-Instituts“

[...] **Mit Blut** von Häftlingen aus Block 10 laborieren Mitarbeiter des SS-„Hygiene-Instituts“ frühestens im August 1943. [...]

Für diese Zwecke wird Häftlingen Blut in „kleinen und mittleren Mengen (20 bis 150 Kubikzentimeter)“ entnommen. „Große Entnahmen“ bei den Frauen von „etwa 300 Kubikzentimetern und mehr“, werden für einen anderen Zweck benötigt, nämlich „zur Auffüllung der Reserven zur Herstellung der bei der Truppe benötigten Sera“. [...]

Und Margit Fried berichtet: „Ich wurde zunächst als Blutspenderin verwandt und musste in unregelmäßigen Abständen so lange Blut abgeben, bis ich eines Tages bewusstlos zusammenbrach und ins Revier gebracht wurde.“ [...]

Blutgruppenverträglichkeit wird auf verschiedene Weise getestet. [...] Lotte Geisenheimer berichtet, die Injektion von Blut einer fremden Blutgruppe habe bei ihr hohes Fieber ausgelöst, das erst dann gesunken sei, als ihr ein Arzt, der stündlich nach ihr sah, am nächsten Morgen eine Tablette gab.

Zwischen Angst und Hoffnung Vom Alltag in der Versuchsstation

Die Tage sind quälend lang in Block 10. „Immer in Gesellschaft derselben Frauen“, sagt Dr. Froukje de Leeuw, „sehr früh aufstehen, nichts arbeiten, gefangen in einer Atmosphäre andauernder Spannungen.“ Langeweile durchdringt jede Empfindung. Nicht die schöpferische, nicht die grüblerische, nicht die lethargische Langeweile. Eher eine abgründige, eine tödliche Langeweile. Langeweile gepaart mit Hoffnungslosigkeit. Hoffnungslosigkeit in allem. Die niederländische Ärztin bringt die Situation der Gefangenen auf den Punkt: „Es war kein Ende zu sehen als das, dass man wahrscheinlich zu Tode kommen wird. Ja, das war es eigentlich, wir lebten dem Tod entgegen.“ Im Schatten der Kamine von Auschwitz liegt in dieser Empfindung eine andere Schärfe als in einer Sonntagspredigt. „Ich war immer in Angst um mein Leben. Jeden Tag habe ich damit gerechnet, dass ich ins Krematorium komme“, sagt Sala Neumann, die vor ihrer Deportation in Hannover lebte. „All dieser Leichengeruch die ganze Zeit!“, erinnert sich Katharina Engel aus Kesmark mit einem Schauer, und man muss hinzufügen: unvorstellbar für alle, die nicht dort gewesen sind.

Langeweile, Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit. Die Frauen von Block 10 verbringen ihre Zeit tagaus, tagein entweder in der Pflegerstube im Erdgeschoss oder in einem der beiden großen Säle in der ersten Etage, insgesamt meist um die 400 Personen, alle der Heimat entwurzelt, der Familie entrissen, von allem entfernt, was ihnen lieb ist. „Die meisten Frauen schickten sich notgedrungen in ihr Los, alle waren sie bedrückt oder apathisch“, beschreibt Froukje de Leeuw ihre anfänglichen Beobachtungen in Block 10.

Sie erinnert sich an eine Frau, die nach ihrer Einlieferung tagelang nur vor sich hin starrte, eine andere habe Weinkrämpfe bekommen. Hysterische Anfälle seien auch vorgekommen, aber nicht viele. [...]

Ein Nebel von Verzweiflung liegt in diesem Gebäude, durchdringt alles Leben und lastet auf Seelen, die nie mehr zur Ruhe kommen können. Gedanken hängen an Angehörigen, an den letzten Worten und Umarmungen. [...]

Die Sorge um das Schicksal der engsten Familienangehörigen brennt in vielen Herzen. Manche Frauen können von Glück sagen, dass sie ihre Kinder, für die sie ein Versteck gefunden hatten, nicht mit nach Auschwitz nehmen konnten. [...] „Die Frauen, deren Mann weg oder tot war, die aber noch untergetauchte Kinder hatten, was bei sehr vielen holländischen Frauen der Fall war, hatten alle ihren Kindern zuliebe den festen Willen, lebend nach Hause zu kommen.“

Erfüllt von Angst um ihre Kinder, begegnen die jungen Frauen ihrer eigenen Kindheit. Sie sehnen eine mütterliche Geborgenheit herbei und spüren umso stärker ihre Schutzlosigkeit. Eva Golgevit erinnert sich an ein paar Verse eines Liedtextes, den ihre Gefährtin Hadassa Lerner vortrug:

Wäre ich ganz klein, dann rief ich meine Mama,
komm ganz nah, komme schnell, wiege mich sanft.
Wäre ich ganz klein, schrie ich vor Schmerz, Mama! ¹

All diese Sorge und Verzweiflung, die Gefühle der Einsamkeit und Ausweglosigkeit bemächtigen sich insbesondere in den Nächten der wehrlosen Frauen, sie lasten als Alb auf den Schläferinnen, die in den Sälen selten Ruhe finden. In die Angstträume mischt sich ein inneres Echo der Schüsse von Exekutionskommandos, die tagsüber, oft mehrmals in der Woche, an der Wand zwischen Block 10 und Block 11 Todesurteile vollstrecken. Die Erschießungen werden von den SS-Aufseherinnen angekündigt, indem sie die Frauen auf die zu Block 9 gelegene Seite des Gebäudes beordern. [...] Margot Krisch erwähnt, dass sie „durch kleine Löcher in der Holzverschalung“ gesehen habe, wie „Männer und Frauen durch Genickschuss getötet“ worden seien. [...]

Irgendwelche Aufregungen, große oder kleine, habe es täglich gegeben, berichtet Augusta Nathan, „dazu alles, was man seelisch zu verarbeiten hatte. Denn trotz des Trottes, in dem wir lebten, kam uns unsere Erniedrigung, Verzweiflung, Vereinsamung, dies erdrückende Gefühl, hilflos ausgeliefert zu sein, immer wieder grässlich zum Bewusstsein, so sehr man auch versuchte, sich tot zu stellen zu seinem Gefühlsleben.“ [...]

Nach Sonnenuntergang hält sich von der SS niemand mehr im Gebäude auf, die beiden Aufseherinnen schließen die Tür von außen ab und gehen in ihre Unterkunft. Adelaide Hautval erlebt „diesen mit Ungeduld erwarteten Augenblick“ als ein Paradox, werde man doch „wie Tiere im Käfig“ eingeschlossen und fühle sich dennoch freier. „Von da an konnten wir unsere Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen“, schreibt die Pariserin Eva Golgevit, und sie ist nicht die Einzige der Überlebenden, die von behutsam begonnenen abendlichen Kulturdarbietungen berichtet, sei es von Laien improvisiert, sei es von Profis vorgetragen, teils auf den Fluren und teils - dort aber überwiegend auf das Personal als Mitwirkende und Zuschauer beschränkt - im Operationssaal. [...]

Die berühmteste Künstlerin, die in den Block 10 kommt, ist Alma Rosé. [...] Eine von ihnen unterrichtet die SS-Oberaufseherin Maria Mandl, die eine Geigerin für ihr neugegründetes Frauenorchester gut gebrauchen kann. Es soll am Lagertor aufspielen, wenn die Außenkommandos aus- und einmarschieren und Privatkonzerte für die SS-Offiziere geben. Aus den beschlagnahmten Effekten der nach Auschwitz verschleppten Juden besorgt Mandl ein Instrument und übergibt es der Musikerin. Magda Hellinger berichtet: „Die Geige in Händen, wartete Alma ungeduldig bis 18 Uhr darauf, dass die zwei SS-Wärterinnen die Baracke verließen und die Tür von außen verschlossen. [...] Als alles still war, setzte Alma den Bogen an.“ An diesen Augenblick erinnert sich auch Ima van Esso: „Schönheit war in Block 10 bis zu jenem Abend ein langvergessener Traum gewesen. Niemand dort hätte sich von solcher Schönheit träumen lassen, wie sie in diesem Moment aus ihrem Spiel aufstieg.“ [...] „Frauen und Mädchen aus vielen verschiedenen Ländern versammelten sich im OP des Erdgeschosses, um ihre Nationalhymnen und Volkslieder zu singen, die Alma auf der Geige begleitete.“

Diese Liederabende setzen sich fort in unregelmäßigen Cabarets. Slavka Kleinova berichtet: „Unter den Häftlingen fanden sich mehrere begabte Frauen. Geleitet von Hadassa Lerner aus Lwow wurden richtige Konzerte mit Liedern, Rezitationen und Tänzen veranstaltet.“ [...] Eine weitere Begabung nennt Froukje de Leeuw: „Erna Ellert sang in den meisten Sprachen eines dieser heißeren Zarah-Leander-Lieder.“ Oder Rebecca Kasmann,

eine Schauspielerin vom Pariser Jiddischen Arbeitertheater (Parizer Yidisher Arbeter Theater). Sie wagt sich an einige Kabaretteinlagen. „Mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe und ihrem feinen Einfühlungsvermögen ergoss sie ihren Spott über die Nazi-Aufseherinnen des Blocks. Sie spielte Sketche, und man belustigte sich über alle diese Kröten“, schreibt Eva Golgevit über solche abendlichen Auflockerungen. [...]

Wenn morgens um sechs die Eingangstür aufgeht und die beiden SS-Aufseherinnen hereinkommen, dann müssen alle im Haus angezogen sein und ihre Betten gemacht haben. „Dass die Betten einheitlich gemacht waren, mit senkrechtem Abschluss, war eine der wichtigsten Forderungen, die die Moffen an uns stellten“, spottet Froukje de Leeuw. Mit den schlecht gefüllten Strohmattentzen und den zwei dünnen Decken ist die Aufgabe nur schwer zu erfüllen, gleichwohl wird es streng geahndet, wenn sie nicht gelingt. [...]

Wer im Block bleibt und nichts anderes zu tun hat, gesellt sich unter seinesgleichen in kleinen Grüppchen. Die niederländische Ärztin Froukje de Leeuw beispielsweise verbringt die meiste Zeit nicht in der Pflegerstube, sondern in der oberen Etage im Saal ihrer Landsleute. „Ein geliebter Zeitvertreib war Gripsgymnastik, was man natürlich nur mit Spielchen machen konnte, wozu kein Material nötig war. Auch wurde man allmählich viel vertrauter untereinander, als man es im normalen Leben gewesen wäre, sodass man viel über jemandes Leben, Mann und Kinder wusste. Auch sangen wir viele Lieder, über den Verlauf des Krieges sprachen wir nicht viel. Aber viele versuchten sich selbst und andere zu überzeugen, dass das Ende nicht mehr fern sein konnte.“ [...]

Persönliche Vorteile, wenn sie sich denn überhaupt ergeben, gehen oft zu Lasten anderer Häftlinge, Auschwitz ist immer Überlebenskampf. Wo es um Leben oder Tod geht, sind Gemeinschaftserlebnisse rasch aufgebraucht. [...] „Die Solidarität und Kameradschaft“ untereinander, obwohl man gleichermaßen von den Nazis unterdrückt ist, lässt „viel, ja alles zu wünschen übrig“, ist der Eindruck von Augusta Nathan. „Die Menschen kamen ja aus sehr verschiedenem Milieu, individuell sowohl wie als Angehörige verschiedener Völker auf verschiedenen Kulturstufen, dazu kam natürlich noch persönliche Charakteranlage.“ [...]

„Es war eine konflikthaltige, gereizte Atmosphäre im Block, was, alle Faktoren zusammengenommen, kein Wunder war“, beobachtet Froukje de Leeuw. [...]

Der eher analytische Blick von Augusta Nathan sieht eine Zweiklassengesellschaft aus den Frauen mit Pöstchen, „eine Art Oberschicht“, und den „gewöhnlichen Häftlingen“. [...]

Die Grenze der Zweiklassengesellschaft in Block 10 verläuft zwischen Obergeschoss und Erdgeschoss. Als „gewöhnlicher Häftling“ kommt man nur ins Erdgeschoss, wenn man in die Sanitärräume gehen will, zum Zählappell und zum Essenholen muss oder zu einer Untersuchung befohlen wird. Sind Ärzte anwesend, dürfen Frauen nur nach unten, wenn sie gerufen werden. Für längere Zeit wird ihnen im Erdgeschoss Platz eingeräumt, wenn sie intensiver Pflege bedürfen, sei es nach einem ärztlichen Eingriff oder bei einer schweren Erkrankung. Dafür sind zwei Räume als Intensivpflegestationen eingerichtet.

Dort zu liegen ist allerdings immer mit einem gewissen Risiko verbunden, vor allem, wenn die Patientinnen über längere Zeit wegen ansteckender Krankheiten wie Diphtherie, Scharlach oder Fleckfieber bettlägerig sind.

Bei ansteckenden Krankheiten droht die Gaskammer. [...] Rosa Katoen: „Bei späteren epidemischen Erkrankungen hat die Ärztin Alina Brewda die Erkrankten versteckt und weniger schwere Erkrankungen vorgetäuscht, zum Beispiel bei Typhus nur eine Angina-Erkrankung gemeldet.“ [...] Die unvermeidliche Folge ist, dass andere Frauen angesteckt werden. Als Margot Krisch nach der zweiten Clauberg-Spritze mit einer Bauchfellentzündung in die überfüllte Krankenstation eingewiesen wird, muss sie ihr Bett mit einer Niederländerin teilen, die an Scharlach leidet. Bald darauf ist sie auch daran erkrankt.

Da bei weitem nicht genug warme Kleidung ausgegeben wird, leiden im Winter viele

Frauen an schweren Erkältungen, die sich wegen Auszehrung und des Medikamentenmangels oft in lebensgefährliche Stadien entwickeln. Grippe, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus kommen häufig vor. Läuse, Flöhe und Wanzen sind gefürchtete Krankheitsüberträger, die sich nicht aus den Unterkünften verbannen lassen. [...] Als Beispiele für die katastrophal schlechten hygienischen Bedingungen erwähnt Ima van Esso: „Die lila, grüne und braune Flüssigkeit, die den schönen Namen Tee oder Kaffee hatte, und die braune stinkende Suppe wurden aus Emaillebechern und aus Emailleschüsseln genossen.“ [...] Katharina Engel: „Jeder hatte eine Schüssel, die war für alles, zum Waschen, Suppe essen, und wenn man krank war, auch zum ...“

Selektionen sind ebenso unberechenbar wie die Abordnung zu Experimenten. Sie finden in Block 10 nicht so häufig statt wie in anderen Blocks des Lagers, aber die Gefahr, nach Birkenau verlegt zu werden, bleibt dennoch immer gegenwärtig. Denn wenn auch öfter mit Birkenau gedroht wird, als tatsächlich Frauen dorthin geschickt werden, verfehlt die Drohung nie ihre Wirkung. Die Kamine der Krematorien sind nicht zu übersehen, und dass sie permanent in Betrieb sind, steckt allen in den Nasen.

1. Quelle der Übersetzung des französischen Liedtextes:

www.spiegel.de/einestages/menschenversuche-in-auschwitz-ueberlebende-erzaehlt.

Der Originaltext wurde mit Zustimmung des Autors gekürzt und die Kürzungen durch Auslassungszeichen gekennzeichnet.

Umschlagmotiv, Aufnahmen im Block 10, Copyright: Hans-Joachim Lang, Oftringen.

Zum ewigen Gedenken an Hermine und ihre Familie

Hermine (Mimi) stirbt am 13. Juni 1944 im Alter von 26 Jahren an einer Typhusinfektion. Die Begleitumstände ihres Todes im Block 10 können den folgenden Zeugenaussagen ihrer Mithäftlinge von 1947 entnommen werden.

Damit überlebt sie ihren Ehemann Walter nur um wenige Wochen. Das Stammlager ist zwar nicht weit entfernt vom KZ Monowitz, aber es ist unwahrscheinlich, dass die Eheleute noch jemals etwas voneinander gehört haben.

Hermine Eltern Rela und Jacques Hertz mit der neunjährigen Schwester Carina werden eine Woche vor Walter und Hermine am 7. September 1943 von Westerbork nach Auschwitz transportiert. Unmittelbar nach ihrer Ankunft am 10. September werden sie in der Gaskammer von Auschwitz-Birkenau ermordet.

Carla Lessing, geb. Heijmans, geb. 1929 in Rotterdam, wohnhaft in New York:

Mein Vater Julius Heijmans war der Bruder von Rela Hertz-Heijmans. Er starb schon 1936. Während wir in Den Haag wohnten, lebten unsere Verwandten in

Voorburg in der Nähe, sodass wir uns häufig besuchten.

Mimi war die älteste Cousine, elf Jahre älter als ich. Dadurch spielten wir nicht zusammen und trafen uns auch nicht so oft. Vor ihrer Hochzeit mit Walter machte sie eine Ausbildung zur pharmazeutischen Assistentin. An ihrer Hochzeit in Venlo konnten wir nicht teilnehmen, wir durften nicht mehr verreisen.

Jaap Herman Hertz, geb. am 4. September 1923 in Rotterdam, ist sechs Jahre älter als seine Cousine Carla. Sie bezeichnet ihn als einen begabten jungen Mann und vollendeten Pianisten.

1941 und 1942 besuchen sie die gleiche Schule in Den Haag. Es sind Jaaps letzte Jahre auf der höheren Schule und Carlas Abschluss in der Grundschule. Danach beschließt der junge Mann, Holland wegen der Judenverfolgung zu verlassen und in die Schweiz zu fliehen.

Nach Auskunft der wenigen Überlebenden der Familie Hertz ist anzunehmen, dass Jaap sich von Voorburg nach Sittard wandte, wo seine Großeltern und seine Cousine Vera in der Nähe des Bahnhofs

wohnten. Die Rede ist außerdem von einer umfangreichen Briefmarkensammlung, die er wahrscheinlich von seinem Großvater erhielt, um durch den Verkauf seine Flucht zu finanzieren.

Am 24. Juli 1942 wird Jaap in Limburg an einem unbekanntem Ort verhaftet wegen eines „Verstoßes“ gegen eine der vielen antijüdischen Maßnahmen und Verordnungen der deutschen Besatzer. Wahrscheinlich versuchte er, unterzutauchen oder über die Grenze nach Belgien zu gelangen. Am gleichen Tag wird er in das Polizeigefängnis von Maastricht eingeliefert, wo seine Gefangenschaft registriert ist. Von Maastricht aus wird er am 8. Oktober in das von der deutschen SS bewachte Konzentrationslager Amersfoort gebracht, und von dort erfolgt seine Verschleppung in das deutsche KZ Mauthausen/Österreich. Hier herrschen seit 1938 grauenhafte Bedingungen für die KZ-Häftlinge, insbesondere durch die Zwangsarbeit in den Granitsteinbrüchen. Jaap stirbt in Mauthausen am 13. November 1942. ¹

1. Regionaal Historisch Centrum Limburg (RHCL) Maastricht/NL, Archieven en Collecties, Frans Roebroeks, Archivaris, durch Vermittlung von Gerard Linssen.

Haags Gemeentearchief, Den Haag, Erfgoedinstelling, Burgerlijke Stand, Collectiegebied Zuid-Holland, Aktenummer 180, Registratiedatum 02-06-1950, Akteplaats: Voorburg. Nederlandsche Staatscourant 2-3-1950

Erklärung betr. Frau Winnie Bonn-Hertz

Hiermit erkläre ich zugegen gewesen zu sein beim Ableben von Frau Winnie Bonn-Hertz am 13. Juni 1944 in Block 10 zu Auschwitz, da ich sie bis zum letzten Momente verpflegte.

Höganäs, Steglinge
(Inweden)
den 5. April 1947

Diese Erklärung stammt sehr wahrscheinlich von Marie Hertz dahl, die von 1943 bis 1945 im Block 10 zwangsweise als Krankenschwester eingesetzt war. Nach ihrer Befreiung von Auschwitz wird Marie in einem Zustand völliger Erschöpfung und Hilflosigkeit vom Roten Kreuz zur Behandlung einer Typhusinfektion und des langjährigen Traumas nach Höganäs, Steglinge in Südschweden geschickt. Anschließend kehrt sie in ihre Heimat nach Maastricht/NL zurück. (Nationaal Archief, Den Haag/NL, Michiel Schwartzberg, Akte EU 42.968)

Amsterdam 2-4-47

Geachtete Heer.

Naar aanleiding van Uw brief van 9-3-47, waarin U mij om een verklaring vroeg, van het overlijden van Uw schoonzusster „Mevr. Winnie Bonn-Hertz“, verklaar ik hiermede dat vorennoemde Mevr Bonn-Hertz in Juni 1944 in het concentratiekamp Auschwitz in Block tien aan Typhus is overleden.

In de hoop U hiermede van dienst te zijn geweest teken ik mij hoogachtend

Marianna van de Kar

Marianna van de Kar
Gerard Douplein 15 en 11 I
Amsterdam - Z. tel. 23018

Amsterdam 2 - 4 - 47 Sehr geehrter Herr.

Aus Anlass Ihres Briefes vom 9 - 3 - 47, in dem Sie mich um eine Auskunft baten über den Tod Ihrer Schwägerin „Frau Mimie Bon-Hertz“, erkläre ich hiermit, dass die vorgenannte Frau Bon-Hertz im Juni 1944 in dem Konzentrationslager Auschwitz in Block Zehn an Typhus gestorben ist. In der Hoffnung, Ihnen hiermit gedient zu haben, zeichne ich hochachtungsvoll Marianna van de Kar, Amsterdam (Nationaal Archief, Den Haag/NL, Michiel Schwartzberg, Akte EU 42.968)

Groningen 30 October 1947.

104094/ur

4 NOV 1947

Afd. J. nr.15641

Dossier No.42968

Betr. H.Bonn-Hertz.

Ontv.	1.11.47
Afd.	J
Kart.	
Doss.	
Corr.	

Aan den Heer Directeur van het informatiebureau
Nederlandsche Roode Kruis

den Haag.

In antwoord op U Schrijven van 24 October kann ik U volgende gegevens omtrent Hermine Bonn opgeven.

Mevrouw H.Bonn-Hertz, Minni Bonn zoals wij haar noemden, is met hetzelfde transport als ik van Westerbork naar Auschwitz vertrokken. Wij kwamen in Auschwitz op 16 September 1943 aan, waar aan het station 100 vrouwen en 100 mannen zo als het een uur later bleek, voor medische experimenten door de SS uitgezocht werden. Onder deze 100 vrouwen was Minni Bonn ook. Wij werden in blok 10 in het mannenlager, dat uitsluitend voor medische experimenten bestemd was, ondergebracht.

Ondank de experimenten, die aan Minni Bonn gedaan werden, was haar gezondheidstoestand naar verhouding goed, tot dat zij in Mei of Juni 1944 met hoge kortsen naar de ziekenzaal van het zelfde blok gebracht werd en eenige weken daarna zo als wij hoorden daar an typhus is overleden. Helaas kan ik mij de juiste datum van haar overlijden niet herinnern, maar ik weet, dat jet in Juni of Juli moet gewest zijn.

Mischien zal U Mevr.Marie Herztal, wonende te Mstricht, Stationsstraat 31, die ook met ons in Auschwitz was, en zo als ik mij heriner Minni Bonn verpleegde, nauwkeuriger kunnen inlichten.

Hoogachtend

M. Fried-Klinger

M.Fried-Klinger
Herm.Colleniusstr 72
Groningen

Groningen 30 October 1947. In Beantwortung Ihres Schreibens vom 24. Oktober kann ich Ihnen folgende Angaben bezüglich Hermine Bonn machen. Minni Bonn, wie wir sie nannten, fuhr mit demselben Transport wie ich von Westerbork nach Auschwitz. Wir kamen in Auschwitz am 16. September 1943 an, wo am Bahnhof 100 Frauen und 100 Männer, wie sich eine Stunde später zeigte, von der SS für medizinische Versuche ausgesucht wurden. Unter diesen 100 Frauen war auch Minni Bonn. Wir wurden im Männerlager in Block 10 untergebracht, der ausschließlich für medizinische Experimente bestimmt war.

Trotz der Versuche, die an Minni Bonn gemacht wurden, war ihr Gesundheitszustand den Umständen entsprechend gut, bis sie im Mai oder Juni 1944 mit hohem Fieber in den Krankensaal des gleichen Blocks gebracht wurde und einige Wochen danach, wie wir hörten, an Typhus gestorben ist. Leider kann ich mich nicht an das genaue Todesdatum erinnern, aber ich weiß, dass es im Juni oder Juli gewesen sein muss.

Vielleicht kann Ihnen Frau Marie Hertz dahl, wohnhaft in Maastricht, Stationsstraat 31, die auch mit uns in Auschwitz war, und, soweit ich mich erinnere, Minni Bonn pflegte, genauer informieren. Hochachtungsvoll Margit Fried-Klinger

(Nationaal Archief, Den Haag/NL, Michiel Schwartzberg, Akte EU 42.968)

7 NOV 1947

104287/47

den Haag, 4-11-47.

afd. J.

nr. 15641.

Dossier nr. 42968.

Betreffende H. Bonn. Hertz.

Ontv.	4.11.47
Afd.	J
Kart.	
Doss.	
Corr.	

M. H.

In antwoord op Uw schrijven van 24-10-'47. betreffende H. Bonn. Hertz. kan ik U het volgende mede delen.

Hij werd 14 Sept. '43. gelijk met mij gedeporteerd naar Auschwitz, waar wij beiden in het experimenten blok werden geplaatst.

Na enige maanden is Minnie ernstig ziek geworden, zij kreeg longen ziekte en later Typhus en werd naar de ziekenbarak gebracht, waar zij na langdurige ziekte, omstreeks Juni '44 is overleden.

Hopende dat ik aan Uw verzoek heb voldaan, verblijf ik,

Hoogachtend.
E. Sachs-Frank.

Den Haag, 4 - 11 - 47, Abt. J. Nr. 15641, Dossier Nr. 42968, betreffend H. Bonn-Hertz.

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 24. 10. 47 bezüglich H. Bonn-Hertz teile ich Ihnen folgendes mit. Sie wurde am 14. September 43 gleichzeitig mit mir nach Auschwitz deportiert, wo wir beide im Experimenten-Block eingeliefert wurden. Nach einigen Monaten wurde Minnie ernsthaft krank, sie bekam Lungenentzündung und später Typhus und wurde in den Krankenbereich gebracht, wo sie nach langwieriger Krankheit ungefähr im Juni 44 gestorben ist. In der Hoffnung, Ihrer Bitte um Auskunft entsprochen zu haben, verbleibe ich Hochachtungsvoll E. Sachs-Frank (Nationaal Archief, Den Haag/NL, Michiel Schwartzberg, Akte EU 42.968)

Zeugenvernehmung
unter Eid

Im Jahre neunzehnhundert sechs und fünfzig.....
am 13. ~~Oktober~~ September.....erschien vor Uns....
dem Mr. L.W.F.R.Omta.....kommissarischen.....
Richter in Strafsachen beim Landgericht Amsterdam.....
unter Mitwirkung des zuständigen Gerichtsschreibers J. M..
Böcker.....
die nachfolgende Person, die Wir haben vorladen lassen....
zwecks Zeugenvernehmung in Sachen des Landesministeriums..
in Kiel (Dld) gegen.....
Prof. Clauberg.....
Nachdem sie zuvor den gesetzlich vorgeschriebenen Eid ge-
leistet hat, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit
zu sagen, erklärte sie, sie sei mit dem Beschuldigten weder
blutsverwandt noch verschwägert und es liege ein anderer...
Grund zum Mißtrauen gegen sie nicht vor. Nach dieser Erklä-
rung sagte die Zeugin wie folgt aus:.....

auf unsere Fragen:

Nr 7 :

Sophia LICHTENSTEEN, Witwe von M. Baum, später Witwe von
T. Temper, alt 50 Jahre, Fabrikantin, wohnend 2e Jan Steen-
straat 83 zu Amsterdam:

Frage 1:

Von Maastricht wurde ich August 1942 nach dem Lager We-
sterbork verbracht und von dort im September 1943 nach Ausch-
witz; zwei Tage nach meiner Abreise von Westerbork bin ich
dort angekommen. Meine Gefangenenummer war 62466 und da-
runter ein kleines Dreieck zum Zeichen, daß ich eine Jüdin
war. Damals war ich verheiratet mit M. Baum. Aus dieser Ehe
waren keine Kinder hervorgegangen.

zu Frage 2:

Es ist mir bekannt, daß Frauengefangene aus Birkenau nach
Block 10 verbracht wurden, doch wann die ersten Gefangenen,
die für Experimente in Betracht kamen, in Block 10 anlang-
ten, das weiß ich nicht. Auf die weiteren Fragen zu Frage-
stellung 2 kann ich Ihnen keine Antwort geben, weil ich in
Birkenau nicht gewesen bin.

zu Frage 3:

Es ist mir bekannt, daß Frauengefangene aus Block 10 aus-
gewählt wurden, um nach Birkenau transportiert zu werden.
Dies betraf Frauengefangene, die für die Experimente nicht
geeignet waren. Wieviele Gefangene dies genau waren, kann
ich Ihnen nicht angeben. Unter diesen Frauen befanden sich
die Zeugin Namm und ich. Saar Bezemer. Wer die Gefangenen
ausgewählt hat, weiß ich nicht. Was dort mit ihnen geschehen
ist, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben.

Seite 2

zu Frage 4:

Die zu Experimenten ausgewählten Frauengefangenen waren
in zwei Sälen auf der Etage von Block 10, einem steinernen
Gebäude, untergebracht.
Prof. Clauberg arbeitete unten in dem Gebäude. Unten war
eine Röntgenkammer, wo Prof. Clauberg arbeitete, daneben ei-
ne Kammer der Blockältesten, eine Waschecke und ein Kranken-
saal. Ob sich dort auch noch eine Apotheke befand, weiß ich
nicht mehr.

zu Frage 5:

Ich wurde nicht um Einwilligung in die Sterilisation an-
gegangen. Prof. Clauberg hat mit mir niemals ein Wort ge-
wechselt und auch niemand anders hat in seinem Namen mich
jemals darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausführung und
Fortsetzung der Operationen die einzige Möglichkeit bedeu-
te, um der Vernichtung zu entgehen. Mir ist nichts davon be-
kannt, daß Gefangene selber um Aufnahme von Familienglie-
dern, die noch nicht in Block 10 waren, gebeten hätten.
Die Sterilisation wurde bei mir durch Einspritzungen vorge-
nommen und zwar in die Gebärmutter. Ich habe im ganzen drei
Spritzen bekommen, eine durch Prof. Clauberg und 2 durch



Seite 2 f.:

Göbel. Zu diesem Zwecke wurde eine ziemlich große Injektionsspritze benutzt. Die Farbe der eingespritzten Flüssigkeit war zwischen weiß und rosa. Zwischen der ersten und zweiten Spritze lag ein Zeitraum von einigen Wochen. Zwischen der zweiten und dritten Spritze war die Pause jedoch kürzer. Ich weiß nicht, ob bei den verschiedenen Einspritzungen verschiedene Flüssigkeiten verwandt wurden; jedoch verursachte die dritte Einspritzung mir sehr große Schmerzen sodaß ich die Treppe auf Händen und Füßen hochklettern mußte dazu habe ich noch verschiedene Tage mit Fieber zu Bett gelegen. Hieraus leite ich ab, daß bei der dritten Einspritzung eine andere Flüssigkeit verwandt worden ist als bei den vorhergehenden beiden Einspritzungen. Die Ingredienzien der verwandten Flüssigkeiten vermag ich Ihnen nicht anzugeben. Nach den Einspritzungen wurden zwar Röntgenaufnahmen gemacht doch kann ich nicht mehr sagen, ob dies nach jeder Einspritzung geschah. Ob am darauffolgenden Tage noch eine Kontrollaufnahme gemacht wurde, weiß ich nicht. Nach jeder Spritze traten heftige Schmerzen auf, die heftigsten jedoch nach der dritten. Die Schmerzen dauerten eine ganze Zeit. Nach der zweiten und dritten Einspritzung hatte ich schlimmes Fieber und mußte das Bett hüten. Ob bei mir dauernde Sterilität eingetreten ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Medizinische Atteste hierüber wurden nicht erteilt. Zwar habe ich mich in die Behandlung einiger Ärzte gegeben, doch diese haben sich nicht klar ausgedrückt. Ich habe auch mehrere Brust- und Rückeninjektionen bekommen und zwar - soweit ich mich entsinne - etwa 8 in die Brust und 8 in den Rücken. Diese Einspritzungen fanden sämtlich in der unteren Räumlichkeit von Block 10 statt, doch, ob diese von Prof. Clauberg ausgingen kann ich Ihnen nicht sagen.

Seite 3

zu Frage 6:

Prof. Clauberg hatte als Sekretärin oder besser gesagt assistentin ein tschechisches Mädchen, das mit Vornamen Sylvia hieß und einen gewandten Eindruck machte; sie war eine der Frauengefangenen, die dem Prof. Clauberg bei seinen Experimenten helfen mußten. Es waren Frauen von polnischer Herkunft. Auch gab es verschiedene Frauengefangene, die in den Krankensälen als Pflegerinnen tätig sein mußten. Unter ihnen befand sich auch Marie Herzdahl, die in der Stationsstraße in Maastricht gewohnt hatte, sowie Ima van Esso, die jetzt in Haarlem wohnt. Zu meiner Zeit vollzogen allein Prof. Clauberg und Göbel die Experimente, wenigstens bei mir. Ich denke, daß Göbel Apotheker von Beruf war und er soll in Belgien verstorben sein. Dies habe ich erst vor kurzem gehört. Er soll aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekommen und darnach in Belgien verstorben sein. Die Namen Binig oder Bunig sagen mir nichts.

zu Frage 7:

In der Zeit, wo ich in Auschwitz war, haben sich Sterbefälle ereignet, u.a. eine gute Freundin von mir, namens Mimi Bon, aus Venlo, und Gerda Mozes neben einer Frau, die mit ihrem Familiennamen Cohen-de Lara hieß. Ob diese Sterbefälle durch die Experimente verursacht worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch eine gewisse Lena Spier, die in Block 10 war, wurde nach Birkenau verschickt und ist dort verstorben. Mimi Bon ist Ende 1943 oder Anfang 1944 verstorben ebenso wie Gerda Mozes. Wann Frau Cohen-de Lara verstorben ist, weiß ich nicht mehr.

zu Frage 8:

Es ist mir nicht bekannt, daß Prof. Clauberg Gefangenen versprochen haben soll, daß er ihnen aus dem Lager verhelfen würde. Zwischen ihm und den Gefangenen bestand keinerlei Vertrauensverhältnis. Wie bereits gesagt, hat er mit mir niemals ein Wort gesprochen.

zu Frage 9:



Seite 3 f.:

zu Frage 9:

Es ist möglich, daß der Umzug von Block 10 nach Block 1 im Juli 1944 stattfand. Dieser Block war ein neues Gebäude, wo die Bequemlichkeiten bessere waren als in Block 10. Es gab dort ordentliche Waschgelegenheiten und Schlafsäle, während es in Block sehr verwhorlost und unsauber aussah mit vielem Ungeziefer dazu.

zu Frage 10:

Im Januar 1945 fand die Räumung von Auschwitz statt. Von da mußte ich laufen nach Loslau und von da nach Ravensbruck. Weiter ging es nach Malchow und von da nach Leipzig. In Leipzig wurden wir aus der Stadt vertrieben und nach vielem Hin und Her wurden wir in Sachsen befreit. Das war in dem Orte Wermsdorf. Diese Befreiung fand im März oder April 1945 statt.

In Ravensbruck wurden in der Zeit, wo ich da war, keine Experimente ausgeführt.

Wir haben die Zeugin vereidigt, weil nach unserm Dafürhalten die Annahme begründet erscheint, daß sie zu der Gerichtsitzung nicht erscheinen kann, weil sie in Holland wohnt.

wovon diese Niederschrift:

g : unleserl. gez.: unleserl.

vorgelesen, genehmigt u. unterschrieben:

gez.: S. Temper - Lichtenstein.

Sophia LICHTENSTEEN, Witwe von M. Baum, später Witwe von T. Temper, alt 50 Jahre, Fabrikantin, wohnend 2e Jan Steenstraat 83 zu Amsterdam:

Von Maastricht wurde ich August 1942 nach dem Lager Westerbork verbracht und von dort im September 1943 nach Auschwitz; zwei Tage nach meiner Abreise von Westerbork bin ich dort angekommen. Meine Gefangenenummer war 62466 und darunter ein kleines Dreieck zum Zeichen, daß ich eine Jüdin war. Damals war ich verheiratet mit M. Baum. Aus dieser Ehe waren keine Kinder hervorgegangen.

In der Zeit, wo ich in Auschwitz war, haben sich Sterbefälle ereignet, u.a. eine gute Freundin von mir, namens Mimi Bon, aus Venlo, und Gerda Mozes neben einer Frau, die mit ihrem Familiennamen Cohen-de Lara hieß. Ob diese Sterbefälle durch die Experimente verursacht worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch eine gewisse Lena Spier, die in Block 10 war, wurde nach Birkenau verschickt und ist dort verstorben. Mimi Bon ist Ende 1943 oder Anfang 1944 verstorben ebenso wie Gerda Mozes. Wann Frau Cohen-de Lara verstorben ist, weiß ich nicht mehr.

Landesarchiv Schleswig-Holstein, Signatur LASH Abt. 352.3 Nr. 16442.
Zeugenvernehmung von Sophia Baum-Lichtenstein (später Temper-Lichtenstein)
in dem Strafprozess gegen den KZ-Arzt von Block 10 Prof. Carl Clauberg von 1957.



Hermine und ihre Eltern Rela und Jacques
am 17. April 1942 in Venlo.

(Rami Noach, Israel)



Carina in Den Haag, 1941.

Carla Lessing, New York: *Dies ist das einzige Foto, das ich von meiner Cousine besitze. Sie besuchte uns an dem Tag, denn wir wohnten am Thomsonplein in Den Haag. Sie steht am Sockel der Thomson Statue, einem Denkmal von 1918.*



Jaap Hertz und seine Cousine Vera Linssen-Rutten aus Sittard in einem Ruderboot in Holland.
(Gerard Linssen)



Vorne rechts: Jaap Hertz vor seiner geplanten Flucht in die Schweiz.
Schlussexamen 1942 Klasse 5HBS-B, Joodsch Lyceum Fisherstraat, Den Haag.
(Haags Gemeente Archief, Den Haag/NL. Carla Lessing, USA)

Jaap Hertz im Gefängnis von Maastricht/NL Juli 1942

501	Van Valsd Girela Schiff.	zonder.	Farnow (Pöten) 1898	den Haag v. Dreefhuud. 1898.	Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei zu Maastricht	7
002	Jaap Herman Hertz.	zonder	Ridam 1923	Voorburg Rens. Leeuwensteyn	Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei zu Maastricht	7
003.	Bernhard. Fogelsang.	sook	Farnow (Pöten) 1894	den Haag v. Dreefhuud. 1898.	Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei zu Maastricht	7

24 Juli 1942 6.30 u. n. n.	24 Juli 1942 Overgenomen de Inbenger	Ed. left 4. 9.15 u. n. n.	Velf. mltl. 1. P. R. Kieft	Transport	Lengte 1.82 m. Haar zw. Wenkbrauwen Voorhoofd zw. Oogen zw. Neus zw. Mond zw. Kin zw. Baard Aangezicht ov. Kleur zw. met Gew. zw. met Bijzondere teekenen	3 Hb. Jov. Jov. Rens. Wasserman
	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	Handteekening Girela Kaaplung Billig	
24 Juli 1942 6.30 u. n. n.	24 Juli 1942 Overgenomen de Inbenger	P. R. 1942 per kin 6.15 u. n. n.	sch. med. du. Lengte 5.5 ellen. Licht zw. 7 1942	Amersfoort naar Amersfoort de Billig	Lengte 1.76 m. Haar zw. Wenkbrauwen zw. Voorhoofd zw. Oogen zw. Neus zw. Mond zw. Kin zw. Baard Aangezicht zw. Kleur zw. met Gew. zw. met Bijzondere teekenen	20 Hb. Jov. Jov. Rens. Wasserman
	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	Handteekening Billig	
24 Juli 1942 6.30 u. n. n.	24 Juli 1942 Overgenomen de Inbenger	P. R. 1942 per kin 6.15 u. n. n.	sch. med. du. Lengte 5.5 ellen. Licht zw. 7 1942	Amersfoort naar Amersfoort de Billig	Lengte 1.76 m. Haar zw. Wenkbrauwen zw. Voorhoofd zw. Oogen zw. Neus zw. Mond zw. Kin zw. Baard Aangezicht zw. Kleur zw. met Gew. zw. met Bijzondere teekenen	20 Hb. Jov. Jov. Rens. Wasserman
	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	de directeur J. Billig	Handteekening Billig	

Aufnahmeregister Gefängnis Maastricht vom 24. Juli 1942: Laufende Nummer 882, Jaap Herman Hertz, ohne Beruf, geb. am 4. Sept. 1923 in Rotterdam, Wohnadresse Voorburg, Laan van Leeuwensteyn 22. Inhaftiert im Auftrag Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei zu Maastricht am 24. Juli 1942. Transport per Zug nach Amersfoort am 8. Oktober 1942 auf telefonische Anweisung der SS Maastricht. Unterschrift „Hertz“. Religion Israelitisch. Namen der Eltern Jacques und Rela.

(Regionaal Historisch Centrum Limburg RHCL, Maastricht, durch Vermittlung von Gerard Linsen.)



Gemälde von Hermine Hertz als junges Mädchen, um 1926.

Carla Lessing, New York: *Mein Mann Ed Lessing und ich zogen in den Kibutz Dovrat in Israel und lebten dort von 1951 bis 1956. Dort trafen wir auch Eva, die Witwe von Hans Bonn. Sie hatte Michael Noach geheiratet, den Bruder unseres guten Freundes Max Noach. Eva hatte ein Gemälde in ihrem Besitz von unserer Cousine Mimi Hertz als junges Mädchen. Meine Familie hält dieses Bild in Ehren, seitdem mein jüngerer Bruder Herman Heijmans und ich das Gemälde von Eva erhielten. Mein Bruder lebte zu dieser Zeit ebenfalls in Dovrat. Das Gemälde gehört zu den wenigen Erinnerungen an meine Tante, Onkel und Cousins, die alle im Holocaust umgekommen sind.*

Walter und Hermine

Ein liebevolles junges Paar ohne Chance auf eine glückliche Familie und sichere Zukunft



Hochzeit in Venlo am 17. April 1942

Vielen Dank

Thank you so much

Der Autor und Herausgeber bedankt sich herzlich bei

Robert und Alyson Saunders, Shrewsbury und London

Robert ist der Sohn von Kurt Zanders (Keith Saunders) und seiner Frau Karola Wolf (Ola Saunders) aus Krefeld. Er ist gleichzeitig der Neffe von Edith Zanders aus Lobberich, die nach ihrer Flucht als Edit Silber mit ihrem Ehemann José in Buenos Aires/Argentinien lebte.

Jack und Bracha Klaber, Israel

Jack Klaber ist der Sohn von Fritz Klaber aus Breyell und seiner zweiten Ehefrau Charlotte Reinhaus. Er wurde nach seinem in Breyell verstorbenen Großvater Jacob Klaber benannt.

Eva, Rami und Haia Noach, Israel

Eva war in erster Ehe 1946 mit Hans Bonn in Venlo verheiratet. Rami wurde als René Bonn am 23. Oktober 1947 in Venlo geboren. Hans Bonn starb am 15. April 1948 in Venlo.

Maly und Ephraim Gat, Israel

Maly ist die Tochter von Ilse Keizer, geb. am 5. Juni 1914 in Kaldenkirchen.

Moshe und Lilit Wagner, Israel

Moshe ist der Sohn von Ilse Keizer, geb. am 5. Juni 1914 in Kaldenkirchen.

Etty Dolin, USA

Etty ist die Tochter von Paul Keizer, geb. am 29. Juni 1909 in Kaldenkirchen und seiner Frau Mira. Sie ist nach ihrer in Kaldenkirchen geborenen Tante Rosetta (Etty) Keizer und ihrer Urgroßmutter Rosetta Keizer-Elekan aus Venlo benannt.

Gerard Linssen, Venray/NL

Gerard ist der Sohn von Vera Rutten-Linssen, einer Cousine von Hermine Bonn-Hertz und ihren Geschwistern. Vera ist die Tochter von Selma Hertz, einer Schwester von Jacques Hertz.

Carla und Ed Lessing, New York

Carla ist eine Cousine von Hermine Bonn-Hertz und ihren Geschwistern und wohnte früher in Den Haag.

Gerrit van der Vorst, Zeist/NL

für seine umfangreiche Information und Unterstützung sowie die Genehmigung zur Verwendung von Texten, Dokumenten und Quellen aus seinen niederländischen Publikationen „Een Diepzwarte Sluier. De grensplaats Venlo en de jodenvervolging“ sowie „Het Kapitaal van Sal Walvis. Acht verhalen over joodse vervolgingen in Noord-Limburg“.

Jaap Nijstad, Lochem und Gelselaar/NL

für seine Zustimmung zur Übersetzung und Wiedergabe von Texten aus folgenden Dokumentationen:

Louis de Wijze – Zeitzeuge in Willy Lindwer, „KAMP VAN HOOP EN WANHOOP, Getuigen van Westerbork, 1939-1945.

Louis de Wijze – Herinneringen aan de concentratiekampen en transporten – Kees van Cadsand, Ontsnapping uit de dodenmars, De Bataafsche Leeuw, Amsterdam 1995.

Jaap Nijstad ist der Sohn von Kitty Nijstad-de Wijze, Neffe von Louis de Wijze und Urenkel von Sybilla de Wijze-Devries aus Kaldenkirchen.

Prof. Dr. Hans-Joachim Lang, Ofterdingen/Univ. Tübingen

Autor des Buches „Die Frauen von Block 10. Medizinische Versuche in Auschwitz“, für seine Unterstützung sowie die Genehmigung zur Verwendung von Texten, Dokumenten und Quellen aus seiner Dokumentation.

Auschwitz-Birkenau State Museum, Archives, Oswiecim/Poland

(Panstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Archiwum)

Auskunft und Unterlagen über Walter und Hermine

Jüdisches Museum Berlin

Aubrey Pomerance, Archivleiter

Bloch Family New York

CAF Charities Aid Foundation New York

Genehmigung und Unterstützung zur Verwendung von Texten und Bilddokumenten aus dem eindrucksvollen Werk von Curt Bloch

„Secret Service“ und „Het Onderwater-Cabaret OWC“.

Sammlung Karola Wolf, Konvolut 1047, Schenkung von Robert Saunders.

Ausstellung Curt Bloch im Jüdischen Museum 2024.

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Primo Levi, Ist das ein Mensch? – Die Atempause.

Collection Jewish Historical Museum, Amsterdam

Anton Kras. Portraits von Walter und Hermine Bonn von Leo Kok im Lager Westerbork 1943.

Maria und Julius Haag, Hosskirch-Ratzenreute/Baden-Württemberg

Bei den Großeltern Theresia und Julius Haag wurde Hans Bonn bis Kriegsende versteckt und versorgt.

Herinneringscentrum Kamp Westerbork, Hooghalen/NL, Naam en Gezicht**I I S G Kollektion Judaica Nederland**

No. 55. Vermittlung von Jack Klaber. Bericht Werner Stertzenbach (Die Familie Klaber aus Breyell)

Kreisarchiv Viersen

Kempen, Martina Hirop

Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig**Leo Baeck Institute, New York****Netherlands National Archives, Den Haag/NL**

Michiel Schwartzberg, Akte EU 42.968, Zeugenaussagen zu Hermine Bonn-Hertz, Auschwitz Block 10

Netherlands Red Cross, Den Haag, Raymund Schütz**NIOD Institute for War, Holocaust and Genocide Studies, Amsterdam****Tijs van Wouden und Familie, Helmond/NL****Yad Vashem, The World Holocaust Remembrance Center, Jerusalem, Shaya Ben Yehuda****Fotostudio Faahsen, Nettetal-Hinsbeck**

Ein besonderer Dank gilt dem Fotostudio Faahsen für seine Verdienste um die qualitativ hochwertige Sicherung und Bearbeitung eines großen Teils der umfangreichen und einzigartigen Fotos und Dokumente aus aller Welt. Hinzu kommen Porträtaufnahmen von Überlebenden und Zeitzeugen. Das spektakuläre Bildmaterial in farbigen Reproduktionen ist ein Hauptbestandteil der Dokumentation und wird von vielen als bedeutender Schritt zum Gedenken und zur Aufklärung empfunden.

Hans Hoeke, Nettetal-Hinsbeck (1938 - 2014)

Ein besonderer Dank gilt unserem verehrten früheren Amtsgerichtsdirektor Hans Hoeke für seine große Hilfe und Unterstützung bei der Auseinandersetzung um ein würdevolles Gedenken an unsere Opfer. Hans Hoeke war zudem langjähriger stellvertretender Bürgermeister und Ratsherr der Stadt. Seine Frau Ursula Hoeke, ebenfalls viele Jahre im Nettetaler Stadtrat, und ihre Schwester Gisela, sind Töchter von Eugen Küppers, einem der „drei Eisheiligen“.